834K52
KH36
v.1

E. von Keyserling

Gesammelte Erzählungen

Erster Band

S. Fischer, Verlag
Berlin

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
834K52
KH36
V.1

GERMAN

Return this book on or before the *Latest Date* stamped below. A charge is made on all overdue books.

U. of I. Library

AUG 20'37

APR -2 1954

SEP 22 1943

MAY -7 1968

NOV 28 1950

OCT 10 195

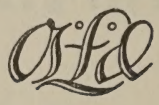
JUN 10 1954

AUG 25 195

FEB -7 196

NOV -4 1962

9324-S



E. von Keyserling

Gesammelte Erzählungen

in vier Bänden

*

Erster Band

1922

S. Fischer / Verlag / Berlin

Herausgegeben und eingeleitet von
Ernst Heilborn

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1922 by S. Fischer, Verlag, Berlin

834K52
KH36
v.1

Inhalt

Eduard Graf Keyserling, sein Wesen und sein Werk 1

Beate und Mareile 33

Seine Liebeserfahrung 167

Schwüle Tage 233

666572

Eduard Graf Keyserling

Sein Wesen und sein Werk

1

Wir, an denen das Leben vorübergeht...

Irgend etwas zwingt, diese Worte an den Anfang zu setzen, denn in ihnen ist, was Eduard Graf Keyserlings Gesamtwerk geschlossene Einheit gibt; was diese lyrisch gestimmte Persönlichkeit zum Epiker machte; was den doch etwas Abseitigen zum Schilderer einer erlesenen und sterbenden Kultur berief.

Es ist seltsam: die Erfahrung des greifenden Händen entgleitenden Lebens scheint Keyserling in durchaus bestimmter Art und hart genug zuteil geworden zu sein, und doch hat er, offenbar bevor das entscheidende Ereignis eingetreten war, wie aus einem künstlerischen Instinkt heraus, wie ein traumhaft Berufener, die Gestalt einer, an der das Leben vorübergeht, in den Mittelpunkt seines Frühwerks, der Kleinstadtgeschichte „Fräulein Rosa Herz" gerückt. Klangsicher wird hier bereits der Ton angeschlagen, der fortzittern wird. In der nervösen Hast, das Leben könnte ihr entgleiten, wirft sich die holde Siebzehnjährige, dies Fräulein Rosa Herz, dem ersten besten großsprecherischen Ladenjüngling in die Arme; wird von ihm verlassen; bringt ein Kind zur Welt, das ehestens hinstirbt; und steht allein auf dunkler Straße, die niemals Aussicht bieten wird — eine, an der das Leben ungelebt vorüberging. Und doch war's eben

dies, was sie aufs tote Gleis führte, dies Pulsen im Blute: „Bald, bald muß etwas geschehen, muß etwas erlebt werden. Bald, sonst versäumst du's." „Endlich mußten doch auch die Festtage ihres Lebens kommen!" Gleichsam ein Heißhungergefühl, das der Entkräftung vorangeht und sie vielleicht beschleunigt.

Die Erfahrung des Lebensverlustes im Lebensdrange ist in dem anderen Jugendwerk, dem Wiener Roman „Die dritte Stiege" niedergelegt. So wenig man vom Lebensgang des wirklich sehr Abseitigen und selbst den Freunden gegenüber Verschlossenen weiß, hier, spürt man, wird die Shylockschuld der Kunst aus eigenem Fleisch und Blut und sehr gewissenhaft abgewogen beglichen. Ein junger Adliger findet sich in Überzeugungsdrang zu Sozialisten. Die Gruppe junger Männer, der er angehört und die gemeinsam eine sozialistische Zeitschrift herausgibt, ist von uneigennütziger Begeisterung getragen, ist bildunggesättigt, ideenkräftig, in Mäßigung erprobt — sie findet sich (ohne es zu ahnen) von Anfang an der Polizei verraten und von ihr mißbraucht. Dieser junge Adlige selbst gewinnt sich ein Mädchen, das sich in der Stunde der Gefahr an ihn anklammert, ihn beschwörend, er möge sie bewahren; aber gerade in diesem Augenblick hat er keine Zeit für sie; so fällt sie dem Mordgesellen anheim, ihm erst Kumpan bei furchtbarer Tat, dann Opfer. Und das ist es, was in diesem vielstimmigen, noch sehr unsicher gefügten, doch bewußt herausgeschrienen Jugendroman immer wiederkehrt, dies Doppelte: die Ideen, die du in aufblühende Wirklichkeit hinaustragen wolltest, haben dir gelogen; während du im Dunkeln vorsichtig und redlich vorwärts tapptest, wurde das helle, das heiße Leben von andern gelebt.

Damit tut sich die Pforte zu Keyserlings künst-

lerischem Werk auf. Wir, an denen das Leben vorübergeht.

In dem Drama „Benignens Erlebnis" ist das Thema bewußt gestaltet und darüber hinaus gar klug erörtert: Die junge adlige Dame, die „weiße" Benigne, möchte das Leben in Gestalt des Proletariers, den ihr die Straßenkämpfe vor ihrem Hause verwundet ins „weiße" Zimmer geworfen haben, an sich reißen; aber er stirbt ihr, sie nicht begreifend und von ihr unbegriffen, dahin; die „weißen" Vorhänge vor ihrem Fenster werden ihr für alle Zukunft jeden Lufthauch, aber auch helleres, wärmeres Licht entziehen. Und das Thema klingt, sei es nur angedeutet, durch die anderen Dramen Keyserlings. So steht die kleine schmächtige Orti, der „Grashüpfer", in „Ein Frühlingsopfer": um die Opfertat für die schwerdanederliegende Stiefmutter hat sie sich in ihrem eigenen Bewußtsein gebracht, der kecke Bursche, den sie sich ersehnte und der sie für eine Stunde in seinen Armen hielt, hat sich längst wieder der anderen zugewandt, — das Leben ging vorüber. Nicht anders der „dumme Hans", der für eine fremde Schuld sein verträumtes, sein Märchendasein hingeben muß. Und selbst an „Peter Hawel", dem Tatkräftigen, geht doch auch das Leben vorüber, nicht sowohl deshalb, weil er die Frau, die ihm sein Dasein verstörte, mordete, als vielmehr, weil er sein Selbst an die Tote, wie vorher an die Lebende, verlor.

Je reicher Keyserlings Kunst die ihr vorbestimmte Blüte entfaltet, desto betäubender dieser Duft des am Leben Welkens.

Die Gestalt des Mannes, dem die Lebensunruhe im Blut steckt, taucht auf, eine kurze Spanne Zeit reißt es ihn von der „weißen" Beate, der ihm ehelich und

standesgemäß Angetrauten, zu der erdstarken Mareile, aber was an Kraft in ihm war, wird zerbrochen, und fortan heißt „Beate" sein müdes Sichbescheiden. („Beate und Mareile".)

Die Gestalt des anderen tritt daneben, des Gealterten, dem ein Glück zuteil geworden, von dem er weiß, es war sein letztes, von dem er freiwillig Abschied nimmt, um alsbald, seelisch gebrochen, in den Tod zu gehen, den man den freiwilligen nennt —: die Gestalt dieses ungeliebten Vaters in „Schwüle Tage", vielleicht Keyserlings bestgezeichnete Gestalt.

Gewiß; dieser breitschulterige Pfarrer in „Dumala" beging das Verbrechen nicht, das Eifersucht auf eine Frau, die er niemals sein eigen nennen durfte, ihm ins Blut peitschte; er tötete den Nebenbuhler nicht. Aber er bezahlte dafür mit allem, was ihm das Leben bedeutet hätte, und nichts ist fürderhin geblieben, als ein gelegentliches Aufblicken zu einem erleuchteten Fenster, auf dessen weißem Vorhang sich ein Schatten, der Schatten der Geliebten, zeichnet.

Keyserling ist gewiß nicht Ironiker, aber an diesem Erlebnis der Erlebnislosigkeit wetzt sich gelegentlich sein Spott. Diesmal ist sein „Held" ein Schriftsteller, der getreulich über sein Liebeserwachen Buch führt — und es nicht einmal gewahr wird, daß die Geliebte längst dem anderen angehört; der, ohne es zu ahnen, beinahe dabeisteht, wie sie mit jenem auf und davon geht. („Seine Liebeserfahrung".)

Eine Frau hat die gesellschaftlichen und ehelichen Fesseln, die sie hielten, abgestreift und hat sich heimlich dem Geliebten antrauen lassen, und das Leben geht doch an ihr vorüber —: „Wellen".

Eine gealterte Adelsgeneration stirbt enttäuscht dahin, einer jüngeren entgleitet das kaum begriffene

Glück; nicht recht eigentlich die Leidenschaft, vielmehr die Leidenschaftslosigkeit ruft das Schicksal herbei —: „Abendliche Häuser".

So sehr ist Keyserling das Wesen der vom Leben Übergangenen ins Herz geschrieben, daß er an innerer Überzeugungskraft einbüßt, wo er es einmal unternimmt, wie in „Feiertagskindern", siegreiche Piraten des Glücks zu gestalten.

„Fürstinnen" —: wieder geht das Leben an Adelsgenerationen vorüber; dieser gealterte Graf Streith, dem Keyserling viel aus dem eigenen Empfinden gegeben, hat das aufflackernde Verlangen, sein Leben jugendlich zu erneuern, mit dem Leben selbst zu bezahlen.

„Am Südhang" —: schwermütig tritt der Gegensatz in Erscheinung: dieser junge Adelssprößling feiert seine Liebesnacht und täuscht sich an seinem Ehrenhandel ein Scheindasein vor; aber um das Leben und die Leidenschaft weiß dennoch nur der andere, das Kind aus dem Volke, dieser von oben herab behandelte Hauslehrer, der noch im Tode siegt.

Das letzte Bild ist vielleicht das ergreifendste. Diesmal zeichnet Keyserling („Im stillen Winkel") ein Kind aus der Schar der vom Leben Vergessenen, einen zarten Knaben, dem der Hohn der robusten Spielgefährten zu Herzen geht. Darüber hebt ein Traumleben in dem Kinde an, es hört von dem Kriege, der eben ausgebrochen ist, will sich den Scharen der Vaterlandsverteidiger beigesellen, verirrt sich in einer Sturmnacht im Walde und stirbt den dummen Tod der Erkältung.

Wir, an denen das Leben vorübergeht.

Die Menschen bei Keyserling sind wie Gäste, bei einem Festmahl. Der Ehrenplatz ist ihnen angewiesen,

und sie thronen hoch oben an der Tafel. Aber es ist irgend etwas, das sie zwingt, die Speisen unberührt zu lassen, und den Wein, der in ihrem Glase war, trinken nachher die Diener.

Sie fühlen's selbst, sie wissen über sich Bescheid, und leiden darunter. „Es gibt eben Zeiten," heißt es in „Fürstinnen", „in denen unser Leben neben uns herzulaufen scheint wie etwas Fremdes, etwas Selbständiges, über das wir keine Macht haben." Unwahrscheinlich wird dem also Übergangenen die eigene Tat. „Ich meine," sagt Graf Streith, den Keyserling sich selbst zum Bilde schuf, „wir können aus unserem Leben doch nicht das machen, was wir daraus machen wollen, es tut immer, was es selbst will." Gelegentlich taucht der Vergleich auf, daß sich die Erlebnisse an den Menschen, wie lästige Hunde an den Wanderer hängen, — und wenn der seinen Weg kennte, er würde ihn doch verfehlen.

2

Blickt man auf Keyserlings Bild, so hat man den Eindruck, auf ein verhülltes Antlitz zu schauen. Das machen die Augen, über denen die halbgesenkten Lider schlummern, aber auch die verschwommenen Züge um den unscharfen Mund, den der dürftige Bart mühsam verdeckt. Und als ein Verhüllter ist Keyserling wirklich durchs Leben gegangen. Er vermied es, auch den vertrauten Freunden von sich selbst zu sprechen; Briefe zu schreiben, lehnte er ab.

Soviel steht fest: er war eine gedankliche und ideenreiche Natur, ein Mann des ernsthaften Studiums

und der gewählten Lektüre: er schuf ein ausgesprochen ungedankliches Werk.

Eduard Graf Keyserling ist am 14. Mai 1855 auf Schloß Paddern in Kurland geboren worden, als dritter oder vierter Sprößling eines sehr kinderreichen Elternpaares. Zu der Mutter scheint er ein zärtlicheres Verhältnis gefunden zu haben, oder er galt doch als ihr Lieblingssohn.

Keyserling hat diese kurländischen Adelssitze immer wieder geschildert, und man wähnt sie, wie durch silbernen Nebel hindurch, zu erschauen. Der Tritt hallt in den Räumen wieder, als scheuchte er die Stille auf. In den Tagen sommerlicher Schwüle und dann wieder, wenn Schnee die unabsehbar weite Ebene deckt, ist die Einsamkeit fühlbarer geworden. Auf dem Teich hinten im Park schläft das Boot. Der unferne Wald atmet, und irgendwie ist Schicksalsgemeinschaft zwischen ihm und den Menschen.

Keyserling hat das Gymnasium in Hasenpoth besucht (vielleicht sind diese Jugendeindrücke für die Kleinstadtschilderung in „Fräulein Rosa Herz" verwertet worden), er hat in Dorpat studiert. In Wien, wohin er sich nach Abbruch seiner Studien begab, scheint ihm das entscheidende Erlebnis zuteil geworden zu sein.

Man ist für die Beurteilung der Wiener Zeit bis heute auf seinen Jugendroman „Die dritte Stiege" angewiesen. Erkennt man dem Werk autobiographischen Wert zu — und das ist meines Erachtens bei Keyserlings schriftstellerischer Art zulässig — so ist der junge Graf in Wien mit sozialistischen Kreisen in Verbindung getreten, hat hier irgendwie die Verwirklichung schon früher durstig eingesogener Ideen gesucht, um die denkbar schwerste, die entscheidende Enttäuschung zu erleben. Welcher Art die Erfahrung war, läßt sich

nicht sagen. Aber sie traf ein jugendliches und entflammtes Gemüt; sie wurde einem auf geistige Interessen Eingeschworenen zuteil; sie schlug einen, der um der Prinzipien halber, die er verfocht, sich außerhalb des Kreises, dem er nach Geburt und Standesbewußtsein angehören mußte, gestellt hatte. Keyserling hat denn auch die Enttäuschung, die er, scheint es, hier erfuhr, nicht überwunden. Er hat den Glauben an die Idee, oder doch an ihre wirklichkeitzwingende Macht, nie wiedergewonnen.

In Wien war es auch, wo sich Keyserling den Keim der Krankheit zuzog, an der er fürderhin hinsiechen sollte.

Von Wien aus führte der Weg noch einmal in die Heimat. Eine kurze Zeit hindurch, wahrscheinlich nach dem Tode seines Vaters, hat Keyserling das Majoratsgut Paddern, auf dem er geboren war, verwaltet, er hat sich nachher zu längerem Aufenthalt nach Italien begeben.

Wiederum läßt sich aus Keyserlings Werk erschließen, was der Aufenthalt in Italien für den kurländischen Adligen bedeutete: das seelische Erlebnis der — Heimat. Hier in so anders gearteter landschaftlicher Umgebung erstand vor seiner Seele traumhaft stark die heimatliche Flur; ein Fremder hier unter Fremden, gewann er das Zugehörigkeitsgefühl zu der Kaste, der er entstammte. An den Dichter des kurländischen Landes und seiner adligen Häuser ist in Italien der Ruf ergangen.

Um das Jahr 1899 ist Keyserling nach München übergesiedelt und hat dort bleibenden Wohnsitz genommen. Er lebte mit zwei seiner Schwestern zusammen in einer Vierzimmerwohnung, der ererbter

Hausrat freundliches Aussehen gab. Den Tod der beiden Schwestern sollte er überleben.

Seit 1897 war Keyserling rückenmarksleidend, die Schwäche seiner Augen, die eine Folge seines Leidens war, ging 1907 in Blindheit über.

Mit dem Ausbruch des Krieges (1914) verstummt Keyserlings Werk. Er war der Dichter einer damals abgelaufenen Zeit. Ihm selbst aber war es bestimmt, in neuen Sorgen, die der Krieg heraufbeschwor und die auch dem Familienbesitz gelten mußten, sein Dasein eine kurze Spanne weiterzuführen. Er starb am 28. September 1918.

Thomas Mann hat von ihm gesagt: „Die Kunst war ihm Zweifel, Güte, Selbstzucht, Melodie und Traum."

Den Gestalten adliger Herren, die Keyserling gezeichnet hat, glich er äußerlich nicht. Etwas Verführerisches und Gebietendes war diesem Verhüllten gewiß nicht eigen. Seine Erscheinung trug gleichsam schwer an zu altem und erschöpftem Blut. Innerlich aber war er, wie die Kinder seiner Phantasie, darauf angewiesen, für sich zu werben und zu gefallen. Dieser etwas weibliche Zug, der Künstlernaturen kennzeichnet, war auch an ihm erkennbar.

Aber er trug ein Leben der Entsagung und der vielfachen Pein mit Todesgelassenheit.

3

Eduard Graf Keyserling hat Landschaft geträumt, und dieser Traum gewann mehr Gewalt über ihn als alle Wirklichkeit.

Wiese nicht schon die Chronologie seines Werkes darauf hin, man könnte es aus seinem Wesen erschließen, daß ihm die Empfindung für die heimatliche Landschaft in der Fremde, unter sehr anders gearteter unmittelbarer Umgebung, in Italien aufgegangen sein muß. Denn sein Naturempfinden ist Sehnsucht, ist Traum. Es hat die Stärke, die nur ein ungestilltes Verlangen verleiht; die Zartheit, das Farbenschillernde, das Huschende, das dem Traume eigen.

In Keyserlings Werk ist das Wiederauftauchen der Landschaft aus den Tiefen der Erinnerung. Ein Augenschwacher, dann Blinder, beschwört das Land vor das Gesicht seiner Seele.

Und es ist seltsam: schon in dem Werk des jugendlichen Keyserling, der noch mit ungetrübten Augen um sich blickte, ist bereits dieser Zug, die Landschaft nicht unmittelbar, sondern durch die silbrigen Nebel der Erinnerung oder der Träumerei zu erschauen. Die kleine Rosa Herz ist ihren Weg gegangen, sehr viel mehr mit ihrer holden Person, als mit den Bäumen und Blumen um sie herum beschäftigt. Da erzählt ihr die alte Magd davon, daß sie in ihrer Jugend mit dem Kartoffelwagen frühmorgens über Land zu fahren pflegte. Darüber versinkt Rosa Herz in Träumerei, und aus der Träumerei erwacht es: „Rosa hatte aufgehört zu arbeiten. Bilder gelber Ebenen tauchten vor ihr auf — graue, kühle Morgendämmerung; in der Ferne ein Kirchturm und Häuser; ein schläfriges Pferd, struppig und naß vom Morgentau — eine trübe brennende Laterne, die unter dem Wagen baumelt. Ja, sie sah das ganz deutlich vor sich und dachte: Es muß behaglich sein, so im Halbschlummer über freies, stilles Land zu fahren. Der Morgenwind streift eilig über den Schläfer hinweg, die Erdäpfel

duften nach feuchter Erde — und die Welt, ein friedlicher Traum, dämmert in den Schlaf hinein."

Im Entgleiten der Wirklichkeit dies Festhalten des Traumes. Keyserlings Menschen haben etwas Baum- oder Blumenhaftes. Sie sind auf ihren Boden seelisch angewiesen. Die Schwüle der Sommerzeit oder der Schnee des Winters werden ihnen zu Schicksal. Und sie wurzeln fester im Traum und mit den Fasern der Seele, als bei wachem Tag und mit den Organen des Leibes.

Wieder ist es charakteristisch für den Keyserlingschen Menschen, daß er sich mit einer unwillkürlichen oder bewußten Bewegung in das Naturganze hineinversenkt, dem Schwimmer ähnlich, der sein Körpergewicht mit dem des Wassers in Einklang zu bringen hat.

Man liest in „Bunte Herzen": „Dann bog sie den Kopf zurück und ließ die Traube langsam in ihren geöffneten Mund gleiten, und sie fühlte sich in dieser Bewegung ganz festlich, ganz schön, ganz der Mondnacht zugehörig." Und beinahe noch deutlicher tritt dies Hineingleiten in den Schoß der Natur durch rhythmische, bewußtseineinschläfernde Bewegung einmal in „Feiertagskinder" entgegen: „Sie saßen still da, und als der Wind in die Tannen fuhr und die Föhren metallisch zu rauschen begannen, da fingen auch Achaz und Irma an, sich zu wiegen, sich zueinander zu neigen und sich voneinander fortzubiegen. ‚So ist es gut, so ist es gut,' rief Achaz, ‚ich fühle die ganze Baumwonne.'"

Das Liebeserlebnis wird unmittelbar, nicht sowohl in mystischer als nervös-sinnlicher Vermählung, in das Naturganze hineinbezogen. Im sommerschwülen, nachtdunklen Park auf einsamer Bank hat Karl Erdmann („Am Südhang") die Geliebte erwartet,

Daniela ist leise genaht, hat sich über ihn gebeugt und ist dann auf ihn niedergeglitten: „Durch das Laub der Bäume lief ein beständiges Rauschen und Wispern, kühle Tropfen regneten auf die Bank nieder. In irgendeinem Baumwipfel regte sich eine verschlafene Krähe und schlug laut mit den Flügeln. Ganz fern auf der dunklen Wiese wurde eine Stimme laut, ein einsames Rufen oder Singen. Karl Erdmann hörte das alles, aber es schien nicht außer ihm, sondern mit ihm eins zu sein, eins mit der Bewegung seines Blutes, mit dem Pulsschlag der Arme, die ihn umschlangen, mit dem Leben der Lippen, die sich auf die seinen drückten. Die ganze große Finsternis um ihn her mit ihrem Wehen und Klingen war ganz nur sein eigenes Fühlen."

Wer Landschaft derart, wie Keyserling es getan, als ein Urmütterliches begriff, wer Landschaft, wie er, wollüstiger träumte als mit wachen Sinnen erfaßte, der mußte wohl den Versuch machen, aus dem Traum der Landschaft heraus zu gestalten, Landschaftsstimmung in menschlichen Lebewesen visionär zu verdichten. Der Versuch liegt denn auch in der Tat in Keyserlings Dramen vor. Die kleine Orti in „Ein Frühlingsopfer" —: sie ist so schmal, so blaß, daß man sie den „Grashüpfer" nennt — sie träumt, nun die ersten Frühlingstage gekommen sind, sich in die große schmerzliche Opfertat hinein, sie lebt ein kurzes Sinnendasein — was ist sie anderes als dieser karge litauische Frühling selbst, Primula veris, weiß aus dem Schnee aufblühend und im Schnee erstarrend? Und wiederum „Der dumme Hans", der Frage und Antwort mit den Bäumen des Waldes tauscht und dann für die unbegriffene Untat eines andern den Tod von Henkers Hand zu leiden hat — er selbst ist wie eins dieser

vorwitzig aufgeschossenen Stämmchen, das der Säge zum Opfer fällt und dem der Moosbehang menschliches Aussehen zu verleihen scheint.

Es ist Gebot der Wahrheit hinzuzufügen: zu solcher visionären Naturgestaltung reichte Keyserlings dichterische Kraft nicht aus.

Auch ging er als Erzähler andere, die ihm gemäßen Wege. Gefühlsschwankungen und Schicksalsrhythmen gewinnen (hier offenbar unter Ibsens Einfluß) natursymbolische Kraft; so etwa in „Wellen". Aus nervös empfundenen und impressionistisch vermittelten Landschaftsregungen ersteht Atmosphäre um die Menschen.

Das ist es, und in dieser silbrigen, zitternden Luft, durch die hindurch man die Geschehnisse sieht, werden Menschen, ihre Wünsche, Empfindungen und Schicksale eins mit der Landschaft, die sie umfängt.

4

Als der alte Baron in „Dumala" fühlt, daß es mit ihm zu Ende geht, ruft er den Diener und befiehlt ihm, ihn zu frisieren. Andere mögen darunter leiden, wenn sie ihre morgendliche Andacht nicht abgehalten haben, er hat ein Gefühl innerer Unordnung, wenn er nicht frisiert ist. So wird ein Spiegel herangebracht und vor dem Kranken aufgestellt, und an jeder Seite wird eine Kerze angezündet. Der Sterbende blickt in das Glas, bis — es ihm schwarz vor Augen wird. Und das ist das Ende.

Mit ironischer Bewunderung erzählt Keyserling davon, aber es ist mehr Bewunderung als Ironie in

seinem Empfinden. Denn vielleicht ist es das, worauf letzten Endes alles ankommt: Haltung.

Lebenstatsache bleibt der Tod auch denen, an denen das Leben vorübergeht.

Ein Trost? Vielleicht ist es ein Trost, des Trostes nicht zu bedürfen. Wenn die kleine Rosa Herz in Keyserlings Erstlingswerk Todesahnungen überkommen, dann denkt sie an Abschiedsbriefe, die sie etwa schreiben würde, an einen Sarg, ganz mit weißen Rosen überdeckt — dann aber, dann ist da etwas, wie eine schwarze Mauer, über die sich nicht hinwegdenken läßt. Himmel und Hölle haben nie Vorstellungskraft für sie gewonnen. „Das Aufhören des Irdischen war die Tatsache, bei der ihr Herz aufschrie." Und Peter Hawel sagt kurz vor seinem Hingang: „Sterben is nichts. Bei jedem Vieh sehn wir's. 'n bißchen Angst in den Augen und dann still. Aber nich' leben, das is verflucht!"

Und dann ist Keyserling doch, trotz alles hochmütigen Ablehnens jedwedes Übersinnlichen, ein Ahnen zuteil geworden, in dem nun freilich etwas wie ein Trost war. Und es heißt das letzte Wort über ihn, seine menschliche und künstlerische Art aussprechen, wenn man darauf deutet, daß auch diese Ahnung seinem Naturempfinden entquoll. Es war etwas Pflanzenhaftes in seinem Wesen.

Es ist die Nacht vor dem Duell („Am Südhang"), und der Arzt hat die Ungeschicklichkeit begangen, vom Tode zu sprechen und auf dies Loslösen gedeutet, das vielleicht wie ein Strecken und Dehnen sei und wie ein Atmen mit immer weiter werdenden Lungen. Daraufhin ist Karl Erdmann in den Wald gegangen, hat die Nachtruhe dort zu atmen gesucht und nichts empfunden, um schließlich doch im Wipfelrauschen etwas

von Todeslösen zu verspüren. Das klingt bei Keyserling wie ein Bekenntnis aus fest geschlossenen Lippen. Keyserlings schweigsamer Mund aber scheint sich doch etwas aufzutun, wenn er seinen Grafen Streith, „seinen" im tieferen Sinne, ein letztes Mal vorm Sterben vom Tode reden läßt. („Fürstinnen".) Einer Fahrt dem Meer entgegen durch pommersches Land, die er einmal unternommen, wenden sich die Gedanken des Sterbenden zu. Es war ein glühheißer Tag und das Atmen eine Qual. Dann aber im Sichvorwärtsmühen kam ein Windchen, das gut schmeckte, und wurde zu kühlendem Winde. „Und dann hörte ich einen Ton, ganz weit, ganz leise, und doch lag in ihm etwas ganz Großes, etwas Befreiendes, Kühlendes, es lag in diesem leisen, fernen Ton etwas wie das Donnern der Stimme der Unendlichkeit. Sehen Sie, Doktor, das war das Meer."

Und das ist der Tod. Man kann ihn schwerlich sinnlicher begreifen, als Keyserling es tut, aber diese Sinnlichkeit, ihrer derben Organe durch das Rückenmarksleiden beraubt, streckt Fühlfäden aus, fähig, den Hauch aus dem Zwischenreich zu erspüren.

5

In unmittelbarem Zusammenhang mit dem Erlebnis der heimatlichen Landschaft ist Keyserling in Italien das des erbeingesessenen kurländischen Adels zuteil geworden. Diese erdhafte Zugehörigkeit entscheidet.

Man hat Keyserling als Adelsschilderer dicht neben Fontane gerückt, aber nur wer am Stofflichen haften bleibt, kann an dem Vergleich Befriedigung finden.

Man sprach mit besserem Recht von künstlerischer Gemeinschaft mit Turgenjew und Herman Bang.

Gewiß, Keyserling hat auch mit den Augen des Realisten auf diesen kurländischen Adel geblickt. Er erkannte den erzieherischen Beruf des Gutsherrn und hat dem Charakterbild des Barons Siegwart von der Warthe („Abendliche Häuser") dahin deutende Züge verliehen; er verschloß sich dem Eindruck nicht, daß auf den Herrensitzen der Heimat eine ideal- und ideenlose, eine abtrünnige Jugend aufzuwachsen begann; das alles aber greift bei ihm nicht ans Wesentliche.

Diesem kurländischen Adel, diesen Leuten seiner Kaste, diesen Menschen seines Menschentums gegenüber hat Keyserling immer nur die eine Frage auf dem Herzen, die für ihn entscheidende, die Frage nach der Lebenskraft. Und Keyserling verneint, wo er sein Ja jubeln möchte, er verneint durchaus. Wir, an denen das Leben vorübergeht...

Zugestanden: wenn Keyserling gelegentlich und dann wiederholt von „angenehmem Raubtiergefühl" spricht, so ist das aus Herrenbewußtsein heraus gesagt; in Stunden des Rausches sind seine Menschen mehr oder weniger befähigt, derart zu empfinden; aber der Morgen leuchtet um so greller den Ernüchterten, und niemals waren die Raubtiergefühle mit Raubtiergebiß im Bunde.

Diese adligen Herren, die in „Benignens Erlebnis" ihre Piquetpartie spielen, während vor ihren Fenstern die Barrikaden errichtet werden; dieser Baron Egloff in „Abendliche Häuser", der sein Reitpferd niederknallt, bevor er den Revolver gegen die eigene Brust richtet; dieser Vater in „Schwüle Tage", der mit ruhiger Geste aus dem Leben scheidet, weil er es ausgenossen zu haben glaubt — sind sie „Kerle",

denen sich die Sehnen in den Schenkeln straffen? Ach nein; vielmehr Schauspieler, die eine übernommene Rolle mit etwas schlotternder Würde, aber mit Haltung durchzuführen wissen.

Statt Sehnen: Nerven; dahin lautet Keyserlings Adelsdiagnose.

Und doch ist etwas geblieben, ein sehr Köstliches, oder es hat sogar im Welken den tieferen Farbenschmelz gewonnen —: Schönheit. Schönheit liest Graf Keyserling aus seinem kurländischen Adelsbuch, und sie sind schön, diese gut trainierten Männer mit dem etwas weichen und gefallsüchtigen Lächeln um die Mundwinkel, diese weißen, beinahe geschlechtslosen Frauen. Sie werden schöner, indem sie welken. Sie sind vielleicht am schönsten mit dem roten Blutstropfen an der durchschossenen Schläfe. Und ihre Schönheit ist durchseelt. Sie wissen sich das Leben feiertäglich zu gestalten. Ihr Dasein blüht in Ruhestunden. „Etwas tun, das war keine Kunst, da konnte man bald einen Tag hinbringen. Aber stille sitzen und an hübsche helle Dinge denken, das ist Kultur." — „Alles hatte hier Nerven, alle Menschen, alle Möbel, alle Blumen."

Deshalb darf es in „Am Südhang" heißen: „Hier soll es nur weich und hübsch sein und ganz aus dem Hinwegdenken über das Schlimme bestehen. Ich habe gefunden, daß uns das ein wenig widerstandslos, ein wenig feige gegen uns selbst macht." Lebensfeige und im Welken schön.

Sollte schon ein Vergleich zwischen Fontane und Keyserling bestehen, so wäre Fontane auch hier der Wanderer, der am Parktor betrachtend verweilt, Keyserling aber, der Eingesessene — Liebhaber oder Gärtner —, der die seltene Orchidee im Treibhaus mit zärtlicher Hand umfängt.

„Hochmütig" —: das Wort kehrt bei Keyserling immer wieder, es scheint ihm ohne sein Wissen zu entschlüpfen, es ist sein Beiwort schlechthin.

Nun kennt Keyserling sehr wohl ein „angenehmes Hochmutsgefühl", er schreibt einmal die Zeilen nieder: „Ein kindisches Gefühl des Stolzes, des Hochmuts machte sie froh." Er läßt einen berühmten (freilich auch vom Tode gezeichneten) Pianisten gelegentlich geradezu ein Bekenntnis zum Hochmut ablegen, und so läge der Schluß auf sein Herrenbewußtsein nahe. Er wäre falsch. Gerade dies „hochmütig", und wie es von seinen Lippen kommt, bahnt Zugang zu einem demütigen Herzen.

Bereits in Keyserlings erstem Roman steckt Rosa Herz ihr „hochmütiges" Gesicht in dem Augenblick auf, da sie mit Schimpf und Schande aus der Schule gewiesen wird; es taucht da ein Ehemann auf, der von seiner Frau in dem Augenblick, da er Feuer anmachen soll, abgekanzelt wird, er beugt ein „sehr stolzes, hochmütiges Gesicht" in — das Ofenloch. In „Die dritte Stiege" ist von dem Hochmut dessen, den die Kellner schlecht behandeln, die Rede, und dann ist da ein eindrucksvoller Auftritt: ein gealtertes Mädchen hat sich zu einem jungen, verlorenen Ding zu begeben, um für den Mann, den sie selber liebt, bei der andern zu werben; in der knappen Schilderung dieses demütigenden Besuches kehrt die Kennzeichnung des „Hochmuts" auf dem Gesicht der armen Gealterten dreimal wieder. Der verkümmerte Page in „Dumala", der bescheidene Hauslehrer in „Am Südhang", der mit der starken Leidenschaft im jungen Blut mitansehn muß, daß die ersehnte Frucht dem gleich-

gültigen anderen zufällt: sie beide sind gleichsam auf das Wort „hochmütig" getauft; wie ein Schatten folgt es ihnen bei jeder Bewegung, die sie machen. Keyserling kennt den Hochmut des Verlegenen, den Hochmut der Geduld, hochmütige Ergebenheit, er rückt wiederholt die Wörter „traurig" und „hochmütig" nebeneinander —: Hochmut ist bei ihm der Schild derer, an denen das Leben vorübergeht.

7

In zwei Werken Keyserlings, in „Beate und Mareile" und in „Benignens Erlebnis", Werke, die in den Jahren 1903 und 1906, also kurz vor der völligen Erblindung des Dichters (1907) erschienen sind, fällt eine besondere Art der Charakteristik auf. Diese Frauen, die wie hinter Mauern aufgewachsen sind, deren Nerven sehr zart sind und deren Sinnenleben niemals geweckt wurde (auch nicht geweckt werden darf), wurden als „weiß" empfunden. Sie heißen geradezu die weiße Beate und die weiße Benigne. Und dies ihr Weißsein haftet nicht nur an ihrer Person, es strahlt auf ihre Umgebung, auf das Seelische, das von ihnen ausgeht, über. Es gibt einen Traum, ganz „weiß" von Beate. In ihrer Nähe riecht es nach „weißem" Flieder von Pinaut. Die Welt um sie herum ist wie mit „weißen" Schleiern verhangen. Benigne soll von vornehmen, „weißen", glücklichen Dingen erzählen, alles, was man in ihrer Umgebung hört, ist „weiß" und weich, und wiederum heißt es von Beate: „Warum liegst du so ‚weiß' da und sagst nichts?"

Man würde dem vielleicht kein Gewicht beimessen,

fiele nicht zugleich ein anderes, das nun freilich durch Keyserlings gesamtes Werk geht, auf: eine bis ins Visionäre gesteigerte Empfänglichkeit für Schatten, für Schattenspiel, für Schattenausdrucksfähigkeit. Schon die kleine Rosa Herz blickt während der Tanzunterhaltung, die für sie entscheidend werden soll, aus dem Fenster — zu einem anderen erleuchteten Fenster hinüber, gewahrt das Schattenspiel am Vorhang und erschauert darüber. Die Mordtat in der „Dritten Stiege" wird aus dem Schatten des Täters vergegenwärtigt. In „Dumala" verrät der Schatten, was die Gestalt als solche nicht erkennen läßt: wer heimliche Lasten trägt, dessen Schatten weist Buckel, Ausbuchtungen und Beulen. Der Ehemann in „Abendliche Häuser" wird durch den kleinen breiten Schatten, den er wirft, im denkbar pathetischesten Augenblick, da er mit seiner Frau, die ihn betrogen hat, abrechnet, um alle Feierlichkeit und geziemliche Würde gebracht, denn die Frau blickt nicht auf ihn, sondern auf den Schatten... Der kleine Paul („Im stillen Winkel") beachtet nicht die Tante, sondern Tante Dinas Schatten —: „Dieser war merkwürdig spitz und eckig, und schaute Paul ihn längere Zeit an, dann erhielt er ein wunderlich selbständiges Leben."

In dem Werk eines allem Übersinnlichen abgekehrten Realisten eine solche beinahe visionäre Empfängkeit für Weiß und Schatten, eine Empfänglichkeit, die aus dem Sinnlichen nun doch ins Übersinnliche hinüberzugreifen scheint, — man fragt sich, ob sich hier nicht körperliche Einwirkungen und die abnehmende Unterscheidungskraft des erblindenden Auges geltend gemacht haben?

Aber man wirft die Frage nicht auf, um sie unbedingt zu bejahen. Wesentlich ist nur, daß man sich

bewußt wird, daß dieses qualvolle, zu Erblindung und verfrühtem Absterben führende Leiden notwendig für Keyserlings Werk war. Die Sinne und die Hände des Gesunden wären zu derb dafür gewesen. Sein Sinnenleben mußte gebrochen werden, um dieser zarten Spürkraft, dieser linden Wiedergabe fähig zu sein; es mußte abgetötet werden, um in solchem Werk aufzuerstehen.

8

Der Charakteristiker Keyserling blickt seinen Gestalten gern auf Mund und Lippen. Bereits in seinem Erstlingsroman hatte er der kleinen Rosa Herz etwas breite, sinnliche Lippen gegeben, in einem seiner letzten Bücher „Feiertagskinder" preßte er das Wesen des freudlosen Ehemanns in den Ausdruck der fest und fester und bis zum Blutloswerden zusammengekniffenen Lippen. Er kennt den Mund der Neidischen, der wie unter zu engem Schnürleib ist, die schmollende Mundbewegung des Mädchens, das sich vom Liebhaber umfangen fühlt, den schmalen Mund der alten Jungfer, das gefühlvolle Mündchen unter militärischem Schnurrbart eines scheinbar Martialischen, die knabenhaften Lippen eines Lebemannes, den Mund der Fürstin mit sehr roten Lippen, dem die feinen Striche von den Mundwinkeln abwärts etwas Rührendes und Pathetisches geben, den kleinen, runden Mund der Engländerin, der vom vielen O-Sagen selbst ein blutrotes O geworden ist, — sogar die dunklen geöffneten Fenster der Häuser muten ihn wie ein Mund an, der in den Alltag hineingähnt.

Es bedarf des Beweises nicht, daß das die Charakteristik eines Erotikers ist, — bedürfte es dessen, so fände man ihn bereits in „Rosa Herz" in der Art und Weise, wie der Ladenjüngling da auf die Lippen der Siebzehnjährigen, die er verführen möchte, starrt.

Keyserling ist durchaus Erotiker, nur eben einer, der das Elementare der Leidenschaft nie begriffen oder doch nie gestaltet hat.

Man ist nicht elementar mit verzärtelten Nerven. Wohl aber gewinnt die Liebe dank des Pflanzenhaften, das ihm selbst und allen seinen Gestalten eigen ist, dank dieses In-Natur-Eingebettet- und Landschafts-Umfangen-Seins eine erdhafte Kraft, oder nein, es klingt wie ein Widerspruch und trifft doch zu: eine erdhafte Zartheit. Blumen, Pflanzen, Bäume —: seine Menschen erliegen der Liebe in der Zeit der Sommerschwüle; wenn der Schnee die Felder deckt, ist ihr Lieben erstorben.

Liebe ist bei Keyserling eine Nervenangelegenheit, und die da wähnen, bei den erdhaften Mareilen aufzuleben, erfahren im vorgetäuschten Elementaren nur den Rausch ihrer eigenen Schwäche. Ob sie es nun wünschen oder nicht, sie sind bei den weißen Beaten ihrer Wesensart entsprechend aufgehoben. Und wenn bei Keyserling („Harmonie") ein Ehemann auftaucht, der seine Frau mißbraucht, trotzdem sie sich von ihm abgewandt hat und den anderen liebt, so ist das ein Zucken, beinahe ein Zerreißen im Grunde doch verzärtelter Nerven.

Und diese Liebe, die die Schwüle zuträgt und die wie ein saftarmes Sprießen ist, dem ein vorzeitiges Welken folgen muß, ist vielleicht in höherem Grade Liebkosen des eigenen Ichs als Selbsthingabe an ein

Fremdes. Es gibt ihrer bei Keyserling, die sich in der Liebe „vornehm" fühlen. („Wellen": „Wenn man dich liebt, fühlt man sich riesig gut, riesig vornehm.") Es gibt ihrer andere, und sie sind zahlreich, die die Liebe als etwas außerordentlich Schwieriges, quälend Kompliziertes empfinden. Dieser Baron Egloff in „Abendliche Häuser" ist geradezu Gedankenmärtyrer der Liebe, oder wie ein Schulbube, dem die Lektion schwer fällt. Und die kleine Braut in „Am Südhang" sagt: „Nun sehe ich, daß Sichlieben etwas ganz Kompliziertes ist. Zuweilen kommt es mir vor wie eine sehr schwierige Rechnung so mit Klammern und Xen." Das macht, weil Liebe eine Nervenangelegenheit geworden ist.

Wieder steht man vor der Einsicht, daß Keyserlings eigenes Nervenleiden Voraussetzung für ein künstlerisches Werk wurde, das unendlich zart ist; das Reiz und Duft des Blumenhaften birgt; in dem sich, wie in zarterer Spiegelung, eine seit alters her gezüchtete, nun hinsterbende Gesellschaftsschicht darstellt. Lieben ist Welken.

9

Man sprach von dem silbrigen Nebel über Keyserlings Werk, aber das ist nicht ein Nebel, der verschleiert, sondern einer, in dem das Licht vibriert. Schwüle Tage, und die Sonne spielt über den bleicher schimmernden Blättern, und die weiße Schleppe der Dame streicht seidig über den glitzernden Kies. Der Lichteindruck entscheidet. Keyserling ist Pleinairist.

Man spricht das aus und vergegenwärtigt sich, daß es ein blinder Mann war, der das Beste dieses lichten Werkes schuf.

Das Licht zerfließt, und es ist etwas Zerfließendes in Keyserlings Werk. Nur selten läßt sich bei ihm von Komposition im eigentlichen Sinn des Wortes reden, vielleicht nur angesichts „Dumala", eines Romans, der in diesem Gesamtwerk in vielem eine abseitige Stellung einnimmt. Hier nun freilich, wo Keyserling komponiert, ist die Komposition meisterhaft. Man beachtet, wie die verschiedenen Personen frühzeitig und scheinbar absichtslos eingeführt werden, um nachher entscheidend wiederzukehren. Im Rausch und zweck- und ziellos wird eine Fahrt über eine zermorschte und gefährliche Brücke unternommen — an eben dieser Brücke wird nachher das Verbrechen lauern; was Übermut begann, wird von Mutlosigkeit versucht und nicht zu Ende geführt werden. — Solch kompositorisches Vermögen aber hatte in dem Entwicklungsgang, den Keyserlings Künstlertum nahm, hinter andere Stiltendenzen zurückzutreten.

Wohl ist etwas Zerfließendes in Keyserlings Werk, im Zerfließen aber ist eine eigene und geheime Rhythmik, im Entgleiten ist gebundene Kraft, im Spielenden ein strenger Stilwille.

In „Schwüle Tage" tritt der Sohn — er kommt vom eigenen Liebesabenteuer — an die Leiche des Vaters, der seinem Leben selbstherrlich ein Ende gesetzt hat. Man beachte die Schilderung: sie gilt dem Spiel des Mondlichts auf dem fahlen Totenantlitz, — das für den Augenblick als solchen Gebotene, der Schmerzausbruch des Sohnes, der auch dem ungeliebten Vater gelten müßte, ist wie mit energischem Pinselansatz fortstilisiert. Das Bildhafte entscheidet.

Oder man blicke auf diesen Leutnant in „Wellen“: die ganze Figur, ihr Gehaben und Schicksal, ist — „er reitet gut und anfangs auch vernünftig, aber dann kriegt er es mit der Leidenschaft, die teilt er dem Pferde mit, das Pferd übernimmt sich und der Unfall ist da“ —, aus dem Rennerlebnis heraus stilisiert. Und derart sicher, in sich selbst ruhend, wirklichkeitabgewandt ist diese Stilisierung, daß der also Bildgewordene nachher Worte sprechen darf, wie die: „Miteinander sprechen, das kann jeder, miteinander sein, das ist die Kunst“ — Worte, die man gemeinhin eher aus dem Munde eines Geijerstam als dem eines Husarenleutnants und Rennreiters gewärtigen würde. Aber gerade in „Wellen“ erzwingt sich dieser Stilwille eine Komposition der Staffage in das Landschaftsbild hinein, durch die diese Ostseelandschaft, wie zu innerer Schau verlebendigt, festgehalten wird. Das blassere Gold der Oktobersonne liegt auf den Wellen, den Strand entlang schreitet die schöne bleiche Frau im wehenden Trauerschleier, ihr zur Seite der kleine verwachsene Herr im langen grauen Paletot, beide gefolgt von dem Hühnerhunde, der mißmutig und gelangweilt auf das Meer hinausgähnt — „Wellen“.

Dieser Stilwille erstrebt Dämpfung. Nie aber hat Keyserling, und ich denke, das ist ihm anzurechnen, von dem beliebten Dämpfungsmittel der Novellisten Gebrauch gemacht und den Bericht der Begebnisse einem irgendwie zum Sprechen gebrachten Erzähler in den Mund gelegt. Er, aus seiner Natur und Eigenart heraus, liebt es, das Bild aus dem Augenwinkel eines Mitbeteiligten, doch nicht eben im Vordergrund Stehenden zu geben. So schildert er in „Seine Liebeserfahrung“ die Entführung der Frau aus dem Gesichtswinkel dessen, der sie liebt, sich von ihr

geliebt glaubt und den siegreichen Nebenbuhler als ganz ungefährlich verachtet — und eine vibrierende Ironie perlt aus solcher Schilderung auf; so gibt er in „Im stillen Winkel" die Eheirrung der Mutter aus der Perspektive des kindlichen Sohnes — und schwül lastende Tragik geht von solcher Vergegenwärtigung aus. Mit derartig erlesenen künstlerischen Mitteln verwirklicht Keyserling ein Höchstes seiner Kunst. „Schwüle Tage": das letzte Liebeserlebnis des Vaters, sein selbstherrisches Entsagen, sein brüsker Lebensabschied sind nur eben aus dem Verständnis des Sohnes heraus mitgeteilt, und das reicht nicht weit. Diese Kunst der Andeutung aber ist ihrer Mittel so sicher, daß sich das Negativ der Darstellung in der Seele des Empfänglichen und Verstehenden unmittelbar in ein scharfes und farbentreues Bild umzusetzen vermag.

Im Spiel des Lichtes und zugleich in melodiösem Klingen; zerfließend und in Linienzartheit sich irgendwie zu neuer Formung rundend: so etwa stellt sie sich dar, die beglückende Wirkung dieser Kunst.

10

Hat Keyserling den kurländischen Adel lebenstreu gezeichnet? Ganz abgesehen davon, daß niemand befugt oder befähigt wäre, über die Frage mit Ja oder Nein zu entscheiden — man glaubt dieser Schilderung, weil sie die innere Überzeugungskraft in sich trägt.

Und damit ersteht die andere Frage nach der Kultur einer Gesellschaftsklasse, die Keyserling als eine welkende schilderte und die seitdem entwurzelt wurde.

Eine „weiße" Kultur, um mit Keyserling zu sprechen. Sie beruht auf bewußtem Sichfernhalten vom Leben und Ferngehaltenwerden. Sie hat einen feiertäglichen Glanz. Sie verbürgt Haltung.

Daß diese Kultur der materiellen Grundlage bedarf, ja daß sie sich auf fetterem Boden stolzer entfaltet, hat Keyserling gesehen und unterstrichen. Es ist zugleich eine Kultur der Wohlhabenheit. Es wird zu einer Frage von entscheidender Bedeutung, welche Schulung der gräfliche Koch genossen hat, und ob der Jahrgang des Weins im Glase ein bevorzugter ist. Mit einiger Spannung wartet man auf die Mahlzeit. Man weiß, daß ein wohlgelungenes Diner über mancherlei Kümmernisse hinweghilft. „Man liebt, und dann wieder liebt man nicht, aber essen muß der Mensch immer." Es ist nach dem Duell („Abendliche Häuser"), und die Herren setzen sich ins Auto und packen die Vorräte aus: Leberpastete, kalte Pute, etwas Kaviar, Schnaps und Rotwein. Und während sie essen und die Kochkunst auf allen umliegenden Herrensitzen einer eindringlichen Kritik unterziehen, erliegt der Duellgegner seiner Verwundung —: die Schilderung steht bei Keyserling wie ein Epigramm auf eine Kultur, die er liebte und die er verachtete und die — zum großen Teil die seine war.

Diese Kultur ist ideenarm.

Aber diese Kultur ist in dem Maße zärtlich, in dem sie stolz ist. Die Menschen leben ein Gemeinschaftsleben mit ihrer Umgebung, und die reicht von den ererbten Möbeln im Zimmer bis auf den Park, den sie ihrem Herrenbewußtsein zum Bilde schufen, bis auf den Wald, der ihrer Pflege harrt. So stark ist dies Gemeinschaftsleben, daß es in Augenblicken tiefgreifender Erregung wie Verrat empfunden wird,

daß die Umgebung ihr alltägliches, ihr „hochmütiges" Ansehn bewahrt hat, während der Mensch nun leidet. Gemeinhin aber fühlt man sich geborgen.

„Feinschalig" wird der Mensch, den diese Kultur umfängt. Sie tränkt mit Ruhe und steigert dadurch die Nervosität. Sie verweichlicht und macht innerlich feige und züchtet gleichzeitig eine „Haltung", von der alles abzuprallen hat.

Eigentliche Trägerinnen dieser Kultur sind die Frauen. Der Trinkspruch lautet: „Unsere Frauen sind die Blüte unserer adeligen Kultur, sie sind Repräsentantinnen und Wahrerinnen von allem Guten und Edlen, das wir durch Jahrhunderte hindurch uns erkämpft." So der Trinkspruch, und die allgemeine und gedankenlose und begeisterungsfrohe Überzeugung stößt mit an. Unter solchem Gesichtspunkt und auf dies Ziel hin werden die Frauen erzogen. Es sind und werden Mauern um sie aufgerichtet. Sie führen als Mädchen ein klösterliches Dasein, ohne daß irgendein Choral erklänge. Ihre Sinnlichkeit bleibt auch in der Ehe ungeweckt. Taucht aber in einer dieser Frauen ein moderner Gedanke auf, ertönt ein Schrei nach Leben, — so ist es, als erlöschten alle Lichter hinter den Fenstern des hohen und weißen Hauses. Es gibt kein Paktieren mit dem modernen Geist, es gibt nur ein Zugrundegehn daran.

Das ist es, was diese Kultur so brüchig macht: die Wege der Männer sind nicht die der Frauen und können niemals zusammenführen. Sterbend erkennt Graf Hamilkar („Bunte Herzen"): „War sie nicht vielleicht ein Mißverständnis, sein Mißverständnis, diese hübsche Kultur, die er sorgsam um sich und die Seinen eingehegt hatte?"

Abendliche Häuser, und die Lichter sind erloschen.

Immer ist es, als riefe sich jede sterbende Kultur vorm letzten Hingang ihren Herold. Den Ruf vernommen und ihm Genüge geleistet zu haben, ist Keyserlings geschichtliche Sendung.

Aber dieser Bote ist zugleich ein Bote seiner selbst. Feiertäglichkeit und Nervosität bestimmen den Klang seiner Stimme.

Ein Bild erstand, voll Zärtlichkeit und Duft, ein anderes Bild hat es verdrängt. Aber der letzte Eindruck bleibt der einer Landschaft. Die Tage der Schwüle, Keyserlings Tage, die Tage seiner Gesellschaft und ihrer Kultur sind nun vorüber. Schnee deckt die Ebene. Führerlos jagt ein Pferd über die weiße Fläche und schleift den leeren Schlitten hinter sich —.

Es ist ein Klang der Wehmut in der Luft, wie eine Klage um gestorbene Schönheit.

Im September 1921

Ernst Heilborn

Beate und Mareile

Eine Schloßgeschichte

(1903)

Erstes Kapitel

Aus dem Badezimmer erscholl ein gleichmäßiges Plätschern. Günther von Tarniff saß in seinem rotgelben Badebassin. Die lauwarme Dusche wurde in der Morgensonne ganz blank — fließendes Kristall. Das war so hübsch und angenehm, daß Günther sich nicht davon trennen konnte. Er saß da schon geraume Zeit und registrierte die behaglichen Empfindungen, die über seinen Körper hinglitten... wachsam und aufmerksam, wie er jedes angenehme Gefühl in sich zu verfolgen pflegte, als müßte aus dieser Addition sich ein Glück herausrechnen lassen.

„Ziehen Herr Graf die neuen Weißen an?" fragte Peter aus dem Nebenzimmer.

„Ja. Gefallen sie dir nicht?" rief Günther zurück.

„'ne neue Mode. Wird man sehen", meinte Peter.

Nun mußte Günther heraus. Peter rieb ihn behutsam mit einem weichen Tuche ab. Günther pflegte seinen Körper wie ein Brahmane. Er bewunderte ihn und achtete ihn, als die Tafel, auf der das Leben viele, wichtige Genüsse zu verzeichnen hat.

„Frau Gräfin waren schon auf, bei der Morgenandacht", berichtete Peter. „Ja, bei den alten Herrschaften im Flügel ist Morgenandacht mit den Leuten vom Alten Testament, wie die Amalie sagt."

„Teufel. Dann sind wir hier das Neue Testament — was? Bedeutend freche Jungfrau, die Amalie. Und du?"

„Gott, ich!" Peter zog die Augenbrauen über den kleinen litauer Augen empor: „Heute bin ich dabei gewesen. So 'n mal. Sonst, der Beckmann geht nich —"

„— So — der Beckmann ist dein Dienerideal? — Gott! Mit dem dummen Gesicht!"

Als Peter seinem Herrn das Beinkleid reichte, nahm er ein anderes Thema auf: „Schön is hier! Das Haus, der Garten. Alles gehört uns!"

„Ja", meinte Günther und hielt im Ankleiden inne, um seine Bemerkung Peter eindringlich mitzuteilen: „Wie dieser Anzug. Alles weich — lose. Nicht? Und die Uniform war steif — und eng. Nun also. Wenn man den Dienst aufgibt und nach Kaltin zieht, dann zieht man eben die Uniform aus und dies hier an!"

Peter war voller Bewunderung: „Wie spitzig der Herr Graf das sagen! Ja, so 'n Kopf, wie unser Graf! Aber so stramm war unser Dienst nicht."

„Ach was, Dienst! Das Leben, verstehst du? Die Zeit vergeht und noch zu wenig, zu wenig..."

„Weiber", half Peter ein.

„Ja, auch das. Das ist vorüber. Hier ist Ruhe."

„Gott sei Dank", schloß Peter die Unterhaltung.

Günther war fertig und stellte sich vor den Spiegel. Er sah gut aus, er konnte zufrieden sein: die matte Gesichtsfarbe, das schwarze Haar seiner italienischen Mutter, die braunen, blanken Frauenaugen mit den langen Wimpern, die Lippen so rot wie bei Knaben, in denen die Jugend noch wie ein Fieber brennt.

„Heute wieder wunderbar", meinte Peter.

Sie hat auf mich gewartet, dachte Günther, als er in den Gartensaal trat und die zwei Gedecke auf dem Frühstückstische sah. Eine behagliche Rührung ergriff ihn bei diesem Anblick: „Angenehm ist das — wie — wie — reine Wäsche nach der Reise!"

Er trat auf die Veranda hinaus und blickte über die Kieswege und Blumenbeete hin. Die heiße Luft zitterte und flimmerte. Der Buchsbaum glänzte wie grünes Leder. Hinter dem Garten dehnte sich Wiesenland aus, dann niedrige Hügel, an denen die Äcker wie regelmäßige Seidenstreifen niederhingen. Unten, von der Buchsbaumhecke sah Günther seine Frau auf das Haus zulaufen. Die eine Hand hielt die Schleppe des weißen Kleides, die andere einen bunten Strauß Erbsenblüten. Ein wenig atemlos blieb Beate vor Günther stehen und lächelte. Die Gestalt schwankte leicht, wie zu biegsam.

„Riech mal", sagte sie und hielt ihm den Strauß hin. „Das riecht wie Sommerferien, nicht?"

„Du kannst ja laufen wie ein Föhr", meinte Günther.

„Ja, ja!" Beate lachte: „Hier ist man wieder jung; weil alles umher so schön alt ist, so alt wie — wie Kinderfrauen."

Sie gingen in den Gartensaal. Günther streckte sich in einem Sessel aus und ließ sich Tee einschenken.

„Gewiß! Gut ist's hier", begann er, die Worte langsam vor sich hinschnarrend. „Wie's so aussieht, müßte der schon ein ungewandter Monsieur sein, der hier nicht auf seine Rechnung kommt, wie, Beating?"

Beate schlug die Augen zu ihm auf, für das schmale, weiße Gesicht sehr große Augen, durchsichtig und graublau, mit ein wenig feuchtem Golde auf dem

Grunde. Eine freundliche, ruhige Ironie lag in ihrem Blick. Das machte Günther befangen. Er begann im Zimmer auf und ab zu gehen und angeregt zu sprechen:

„So wie hier, das lieb' ich; ruhige, königlich preußische Schönheit. Die ewigen Großartigkeiten fallen mir auf die Nerven. Na — ja du — du bist anders. Sorrent — Luzern — das ist dir wie dein Deputat."

„Ja, Kaltin ist gut", meinte Beate.

„Hier läßt man sich also nieder", setzte Günther seine Betrachtung fort. „Das ist das Definitive — Ruhe — Abschluß."

Beate zog die Augenbrauen empor.

„Womit schließt du denn ab? Jetzt fängt's doch gerade an — unser Leben."

„Für euch Frauen," dozierte Günther mit klingender Stimme, „für euch ist die Ehe ein Anfang — der Anfang. Für uns Männer ist die Ehe auch ein Ende. Das Frühere ist zu Ende — aus; verstehst du? — Frauen unserer Gesellschaft haben kein Früher. Sie haben Gouvernanten, aber keine Vergangenheit gehabt."

„Dieses ‚Früher' klingt ziemlich unsympathisch", warf Beate ein wenig gereizt ein.

Günther lachte: „Ja, das könnt ihr nun mal nicht ändern. Ihr Ehefrauen seid immer 'ne Art Hafen. Du, Beating, bist ein hübscher, glatter, tiefer Hafen, gut ausgebaggert, man sieht bis auf den Grund."

Beate schaute in der stillverschlossenen Art vor sich hin, die sie anzunehmen pflegte, wenn sie etwas gleichsam nicht zu sich hereinlassen wollte; es ihr zuwider war. Günther sprach schon von anderem:

„Müssen wir nicht zu unseren alten Damen hinüber?"

„Ja, wenn du willst."

„Sag, ist's dort noch so — so — düster?"

„Düster — dort?"

„Na ja, für dich — natürlich — da sind's die Kinderzimmer und so. Die Zimmer sind's auch nicht. Ich glaube, es ist die Tante Seneïde."

„Tante?" rief Beate. „Aber Tante Seneïde ist doch wie — wie Mondschein im Ahnensaal."

„So! Ist das nicht unheimlich, wenn man so ist?"

„Ach nein!" erklärte Beate. „Weißt du, wenn der Mond durch die oberen Fenster des Ahnensaals scheint, dann ist der Fußboden ganz voll von Lichtkringel. Als Kinder setzten Mareile und ich uns da mitten hinein. Tante Seneïde ging im Saale auf und ab und sagte ihre geistlichen Lieder her. Das war so echt Kaltinsch und das gehört Tante."

„So," meinte Günther, „als Knabe habe ich mich gefürchtet, wenn die Leute von der kranken Komtesse sprachen. Na, jetzt soll sie mir wie Mondschein im Ahnensaal sein. Komm!"

Zweites Kapitel

Lantin, das Stammgut der Tarniffs, grenzte an Kaltin, den Sitz der Losnitz'. Beate und Günther waren Nachbarskinder und verwandt. Die Tarniffs und die Losnitz' gehörten zu dem alteingesessenen Landadel, zu den „braungebrannten Herren", von denen Bismarck spricht: „die man morgens früh um fünf auf ihren Feldern einhergehen oder reiten sieht."

Starke Leute, die das Leben und die Arbeit lieben, roh mit den Weibern und andächtig mit ihren Frauen umgehen und einen angeerbten Glauben und angeerbte Grundsätze haben. Der Lantiner Zweig der Tarniffs jedoch hatte durch mehrere Generationen dem Staat gute Diplomaten geliefert. Der Aufenthalt in der Fremde entrückte sie ihrem Landsitz. Die Schüler der Grumbkow, Hardenberg, Bismarck brachten etwas Fremdes in das Gleichgewicht und die ein wenig hochmütige Beschränkung der Landjunker; neue Gedanken und Appetite komplizierten ihr Seelenleben. Dazu schlossen die Herren auf ihren diplomatischen Posten Ehen mit Ausländerinnen. Das exotische Blut nagte an den starken Nerven der märkischen Rasse, erhitzte und schwächte sie mit seiner Erbschaft fremder Geschlechter.

Graf Botho, Günthers Vater, war mit einer italienischen Prinzessin vermählt gewesen; ein herrliches Geschöpf, wie Fra Sebastiano sie gerne malte: königliche, edelsteinharte Augen, eine bleiche Gesichtsfarbe, in die sich etwas wie grünliches Gold mischt. Die schöne Römerin konnte deutsche Luft und deutsche Menschen nicht vertragen. Getrennt von ihrem Gatten lebte sie mit ihrem einzigen Kinde, dem kleinen Günther, in ihrer Heimat. Noch jung erlag sie einem Brustleiden. Lantin hatte von seiner Herrschaft wenig gesehen. Jetzt langte Graf Botho in Lantin an mit seinem Kinde, dem Sarg seiner Frau und Komtesse Benigne, seiner alten Schwester. Der Sarg wurde in der Familiengruft beigesetzt, Benigne mit dem Kinde im Schloß eingerichtet und dann reiste Graf Botho wieder ab.

Hier verbrachte Günther seine Kindheit. Damals war es, daß er seine ersten Spiele mit Beate und

Mareile, der braunen Inspektorstochter, zwischen den Levkojen und Lilienbeeten des Kaltiner Gartens spielte.

Die Baronin von Losnitz, früh verwitwet, lebte mit ihrer einzigen Tochter in Kaltin. Komtesse Seneïde Sallen, ihre Schwester, wohnte bei ihr. Irgendeine brutale Liebesgeschichte war in das stille Leben des Landfräuleins eingeschlagen und hatte es seelisch und geistig gebrochen. Jetzt lebte sie hier. Friedliche Beschäftigungen, die freundliche Narkose der Religion erhielten das Gleichgewicht dieses kranken Geistes.

Schloß Lantin wurde unterdes wieder leer. Komtesse Benigne starb, und Günther wurde in die Stadt gegeben. Lantin sah seinen Herrn zwar noch einmal, allein unter wunderlichen Umständen, wieder. Graf Botho langte mit einer fremden, schwarzlockigen Dame an. Frau Kulmann, Kastellanin und Kammerdienergattin, verstand es, ein undurchdringliches Dunkel um die Fremde zu breiten. Die Leute schüttelten die Köpfe. Begegneten sie dem Paar, dann rückten sie an den Mützen, verzogen jedoch höhnisch die Mäuler. Mankow, der Wildhüter und Vertraute des Grafen, erzählte abends im Waldkruge unheimliche Geschichten von der „verfluchten Schwarzen". Über dem Portal des Schlosses hing in bemaltem Stein das Tarniffsche Wappen: auf dem Tartschenschilde in goldenem Felde drei schwarze Lindenblätter, darüber, auf gekröntem Stechhelm, zwischen dem offenen, goldenen Flug ein wachsender, schwarzer Brackenhals. „Die drei herzförmigen Blätter", sagten die Lantiner, „sind die drei Weiberherzen, die jeder Tarniff bricht." — „Ja," sagte Mankow, „und der Hund da oben, das ist der Teufel, der sie holt. Unser Alter hat sich seinen Teufel selber mitgebracht." Die Sache nahm kein gutes Ende: „So verfault is unser Alter auch noch

nich", meinte Mankow. „Was zu doll is, is zu doll! Das schwarze Aas hat die Reitpeitsch, die mit dem goldenen Knopf, wißt ihr, zu schmecken gekriegt." Eine verschlossene Kutsche brachte die Schwarze eines Morgens zur Station. Der alte Herr verschloß sich in seine Gemächer, dann reiste er ab, kam wieder, vergrub sich in seine Bücher: „Alt is 'r", sagte Mankow. „Er sagt, er hat das Leben satt. Muß der gefressen haben! Was? Jetzt sitzt er bei den Büchern, und das ist das Letzte." Ein Schlaganfall beraubte den alten Herrn seiner Füße. Stundenlang schob Kulmann ihn im Rollstuhl die Alleen des Parkes auf und ab, und das große, bleiche Greisenantlitz wackelte mißmutig und ergeben bei jeder Bewegung des Rollstuhles. Endlich kam das Ende. Kulmann hatte seinen Herrn eines Nachmittags allein im Park gelassen, um zu Hause einen Grog zu trinken. Das mochte ein wenig lange gedauert haben. Als Kulmann gegen Abend seinen Grafen aufsuchte, fand er ihn in der Herbstdämmerung tot im Rollstuhl sitzen, feucht von Abendnebeln, überstreut von Herbstblättern, und den goldenen Knopf der Reitpeitsche fest zwischen die Zähne geklemmt.

Günther mied das Schloß. Frau Kulmann kämpfte mit Staub und Motten und dachte an lustigere Zeiten, da sie jung war und dem seligen Herrn gefiel.

Günther erwuchs zu einem sehr glänzenden Ulanenoffizier. Er durchspähte das Leben mit leidenschaftlicher Hast nach Genüssen, als fürchtete er beständig, irgendein Genuß, ein seltenes Glück könnte ihm unterschlagen werden. Nach einigen Jahren hieß es, seiner Gesundheit halber müsse er den Dienst verlassen. Andere erzählten, seine Beziehungen zu einer hochstehenden Dame hätten seine Entfernung aus Berlin wünschenswert gemacht. Er ging nach Athen, bei der

Gesandtschaft diplomatische Kenntnisse zu sammeln. Einige Winter später trafen die Jugendgespielen sich in Berlin. Frau von Losnitz wollte Beate in die Gesellschaft einführen. Günther befand sich gerade in einer Krisis, die bei solchen nervösen, allzu gierigen Lebenstrinkern gegen Ende der zwanziger Jahre einzutreten pflegt. Er war satt. Von jeher hatte er das Weib für die Verschleißerin der wichtigsten Genüsse des Lebens angesehen. Für jede Stimmung das richtige Weib zu finden, erschien ihm als die bedeutsamste Kunst; und urplötzlich war er der Weiber so müde: „Es ist doch in der ganzen Welt immer wieder dieselbe kleine Schauspielerin mit den gemalten Augenbrauen und den geldgierigen Taubenaugen", meinte er. „Ich kann Dir sagen," schrieb er an den Maler Hans Berkow, seinen Freund, „ich gehe den Weibern wie einer Drehorgel, die eine zu oft gehörte Melodie spielt, aus dem Wege. Ich kann nur noch mit den stillen, kühlen Marmordamen im Museum verkehren. In dieser Gemütslage mußte Beate stark auf Günther wirken. Dieses Mädchen, mit einer stilvollen Reinheit, schien ihm ein Glück zu versprechen, das ihm wirklich bisher unterschlagen worden war. „Sie ist ja die adelige Poesie in Person", sagte er, denn er liebte die geschmückten Redewendungen. Einen schwungvolleren Bewerber hatte die kühle Berliner Gesellschaft noch nicht gesehen: „Je nun!" sagte der Fürst Kornowitz, „wir haben bei unseren Damen schon alle möglichen Manieren versucht, Jockeymanieren, Künstlermanieren, Dekadenzmanieren. Der Tarniff scheint die Troubadourmanier aufbringen zu wollen. Keine bequeme Manier das."

Beate nahm Günthers Werbung in ihrer wohlerzogenen Art hin. In den Schlössern unseres Land-

adels wachsen noch, unter feiner berechneter Obhut, solche Mädchen von wunderbar naiver Reinheit heran. Das Gute und Schöne erwarten sie von dem Leben, wie das Selbstverständliche, und Günther erschien Beate als dieses Schöne und Gute. Im Winter verlobten sie sich, im April wurden sie getraut und im Juli des nächsten Jahres zog Günther nach Kaltin, entschlossen, dort ein glückliches Familienleben zu führen nach wohlbewährtem, altadeligem Rezepte.

Drittes Kapitel

Die alte Baronin von Losnitz saß in ihrem Voltairesessel und strickte einen blauen Kinderstrumpf. Schöne Haartrompeten, blank und weiß, rahmten das fette, weiße Gesicht ein mit den regelmäßigen Zügen. Seneïde saß am Fenster und nähte. Ihre Züge waren scharf und gezogen, die Lippen fast weiß und die Augen lagen tief in den Höhlen und gaben dem Gesichte einen kummervoll-erregten Ausdruck. Sie legte ihren Fingerhut mit einem lauten „Klap" auf den Tisch, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. „Beating," begann sie, „war heute wieder wie sonst. Gestern, da war etwas Fremdes in ihrem Gesichte — etwas — ich weiß nicht?"

Die Baronin schaute ihre Schwester über die Brille hinweg an: „Hör, Seneïdchen, du machst die Dinge gern geheimnisvoll. Für ein junges Ehepaar ist das nichts. In deiner Milchkammer rührst du auch nicht in den Töpfen herum; du wartest doch ruhig, bis die Sahne sich absteht. Na — also!"

Seneïde beugte sich still auf ihre Arbeit nieder.

Nun kamen Günther und Beate. Günther begann sofort die alten Damen zu bezaubern. Nichts im Leben war ihm ungemütlicher, als wenn er nicht gefiel. Bei der Toilette bemühte er sich, Peter zu gefallen, und auf der Reise den Schaffner. „O Mama, wie blühend du aussiehst, hübsch und sommerlich. Und Tante — Ihr Harmonium habe ich heute früh schon im Bette gehört. Geradezu heilig hab' ich dabei geschlafen — auf Ehre. Gott, hier muß man ja gut sein."

Dann sprachen sie von Mareile Ziepe, der Inspektorstochter. „Oh, unsere Mareile," rief Günther, „die ist groß! Also — nicht nur die berühmte Sängerin; sie ist die gefeiertste Schönheit der Gesellschaft — der Gesellschaft — bitte."

Die Baronin lachte: „Meine Mareile! Die hatte immer eine feste Hand... Wenn man Ziepe heißt und dann..." „Na ja, Ziepe," meinte Günther, „das hat sie abgelegt. Sie heißt Cibò! Ist auch besser. Die Fürstin Elise kann ohne Mareile nicht leben, der Fürst Kornowitz schmachtet sie an."

Durch die Seitentür kam jetzt Frau Ziepe herein. Sie wollte die jungen Herrschaften begrüßen. Erhitzt und verlegen saß sie neben Beate und sprach von ihren Zwillingen. Plötzlich verklärte sich ihr Gesicht. Mareile war genannt worden.

„Auf Ihre Tochter," wandte sich Günther an die Inspektorsfrau, „sind wir alle stolz."

„Danke, Herr Graf, danke." Frau Ziepe errötete. „Und ich hab' mich so vor der Kunst gefürchtet. Man spricht so viel. Aber Mareiling hat Charakter, Gott sei Dank."

„Was tun wir?" fragte Günther seine Frau, als sie wieder allein in Beatens blauem Kabinett auf den weißlackierten Stühlchen saßen. „Natürlich, beieinander sein!" Er nahm Beatens Hand und küßte vorsichtig jede Fingerspitze. „Ja, was tun wir?" wiederholte Beate.

Günther dachte nach. „In den Garten müssen wir, damit wir so das Sumsum des Sommers hören. Nicht? Im Park unter den Linden muß es jetzt gut sein. Suche ein Buch heraus. So was Altmodisches, ganz Süßes, weißt du. Ich bestelle die Hängematten?"

„Ah! So ist's gut!" rief Günther, als sie beide unter den Linden in den Hängematten lagen. „Nun lies, Schatz."

Zwischen den starken Stämmen hindurch sah Günther ein Stück des Teiches mit seinen Inseln von Froschlöffel und Wasserlinsen. Libellen, kleine blanke Lichtgestalten wiegten sich in der heißen Luft. Unter den Weiden am Ufer aber saßen die Schwäne, weiße, regungslose Gebilde. Günther blickte auf die schmale, helle Gestalt neben sich in der Hängematte. Lichter und Blätterschatten huschten über sie hin: Gott ja! dachte er, unsere Frauen, die sind eigen! So 'ne kühle, klare Luft ist um sie her. Die anderen sind auch schön — o ja! Mareile zum Beispiel, aber so das — das Festliche fehlt."

Beate hielt inne und blickte zu Günther hinüber. „Du hörst mir nicht zu. Woran denkst du?"

„Ich denke — ich denke an dich — und daß es gut ist, daß du hier in der Hängematte liegst und nicht — eine andere — Mareile oder sonst eine von den anderen."

„Mareile? Warum?"

„Erinnerst du dich noch des Besuches der Rumpe-

nower Kinder? Du und Mareile hattet damals lange, dünne Backfischbeine. Wir spielten Räuber im Garten. Ich weiß nicht, wie das kam, aber Mareile und ich mußten in den Rübenkeller flüchten. Kühl war's da und roch feucht nach Gemüsen. Wir waren stark gelaufen, unsere Herzen schlugen laut — tap — tap. Mareile hatte ein weißes Kleid an — und nackte Schultern. Nun da — bog ich mich vor und küßte eine dieser spitzen, heißen Backfischschultern. Früher war mir das nie eingefallen."

„Oh! Wirklich?" warf Beate hin.

„Ja. Sie stieß mich vor die Brust und sagte: ‚Dummer Junge'."

„Nun — und?"

„Ach nichts! Ich dachte daran. Übrigens glaub' ich doch, daß Mareile damals in mich verliebt war."

„Möglich!" meinte Beate ein wenig hochmütig. „Sie sprach damals zuweilen vom Verlieben. Ich fand das lächerlich. Verlieben gehörte zur Kammerjungfer Lisette, zu Betty Ahlmeyer."

„Ja — ja — natürlich!" rief Günther. „Das war Kaltinsch — ganz echt. Na, lies nur." Günther schaute wieder in das Blätterdach hinauf. Ein Schwarm Mücken drehte sich wie blonder Staub in einem Sonnenstrahl. Das macht schwindelig und schläfrig.

Günther reckte sich: „Wie schön — wie schön!" Er pflegte jede Lebenslage genau auf die Summe von Befriedigung hin zu prüfen, die sie ihm bot; er stellte gern jedem Augenblick eine Zensur aus. Jetzt war er zufrieden. An dem Junggesellenleben war doch nichts Rechtes dran! Stille, helle Zimmer, gute Menschen, diese Frau — dieses beruhigende, weiße Rätsel, an dem herumzuraten eine so friedliche Beschäftigung war — das wollte er jetzt.

Das Ehejahr in Berlin zählte nicht. Was die Liebe der Junggesellenjahre lehrt, läßt sich bei den Beaten schlecht verwenden. Da muß umgelernt werden; das macht ungeschickt. Beate nahm dort etwas Erstauntes, bleich Ergebenes an; als hätte sie eine Enttäuschung erlebt. Daß er diese Enttäuschung sein könnte, war für Günther kränkend und quälend gewesen. Berlin war ohnehin für Beate nicht der rechte Hintergrund. Hier war's gut! Er streckte seine Hand zu der anderen Hängematte hinüber.

„Du hast geschlafen?" fragte Beate.

„Ja," sagte Günther, „und geträumt. Ein Traum, ganz weiß von dir."

Beckmanns schwarz und goldene Gestalt stand plötzlich in all dem Grün und meldete das Frühstück.

Zur Feier der Ankunft der jungen Herrschaft fand unten im Park ein Fest für die Gutsleute statt. Nach dem Diner begaben die Herrschaften sich auf den Festplatz. Die Buchen und Kastanien am Teiche steckten voll bunter Lampen; farbige Lichtpünktchen, verloren in all dem Schwarz ringsum. Auf dem Rasenplatze wurde getanzt. Auf einem Tische brannte eine Petroleumlampe ruhig und schläfrig, wie in einer Familienstube. Dort saßen Inspektor Ziepe und der Schulze beim Bier. Die Musikanten fiedelten einen Schleifer; dünne, schnurrende Töne, die, wie verirrt, in die große Nachtstille hinaushüpften; und über dem Ganzen lag der melancholische Ernst, wie er über den Lustbarkeiten des Volkes zu liegen pflegt.

Günther hielt eine Rede. Er stand auf einer Bank, machte weite Armbewegungen, wurde ganz warm von den großen Worten, die er zu den schweren Arbeitergestalten hinuntersprach, die andächtig, ein wenig

schläfrig, zuhörten; ... das tat ihm wohl. Dann wurde getanzt. Peter besorgte für Günther als Tänzerin die Eve Mankow, ein großes, rothaariges Mädchen mit grellen, rotbraunen Augen in einem runden, rosa Gesichte. Beate tanzte mit Edse Maschnap, der Galoschen und einen Stadthut trug. Edse unterhielt seine Dame. „Ich bin zurück aus der Stadt. Na ja — der Vater hat die zweite Frau. Die sorgte für ihre Kinder — da muß ich sehen, daß nich alles so stille — stille — verschwindet — Frau Gräfin verstehen?"

Beate schaute zu Günther hinüber. Wie eifrig er sich mit dem großen, unangenehmen Mädchen unterhielt. Er erzählte etwas. Eve wandte sich ab, legte den Arm vor den Mund und lachte. Ja — er verstand es, jede zu nehmen! —

Der Tanz war zu Ende. Die Herrschaften wollten vom Kahn im Teiche aus das Feuerwerk ansehen. Günther wäre gern geblieben und hätte sich an der Verehrung der Leute erwärmt. Zu imponieren ist eine so angenehme Beschäftigung; er wagte jedoch den Vorschlag nicht; er fürchtete, Beate würde dazu ihre ironisch erstaunten Augen machen. Auf dem Teiche war es köstlich. All die schweren, warmen Menschen mit ihrer schweren, erhitzten Lustigkeit hatten Beate mit großem Unbehagen erfüllt. Hier war es kühl und still und dunkel. Beate lag auf dem Rücken und sah in die Sterne hinauf. Günther ruderte anfangs und sprach angeregt. Dann fragte er plötzlich: „Warum liegst du so weiß da und sagst nichts?"

„Ich höre lieber zu", erwiderte Beate. „Das klingt sehr freundlich," dachte Günther, „aber doch so 'n bißchen überlegen, als müßte man Nachsicht mit mir haben." Er wurde schweigsam. Beate hatte recht. Auch er wollte daliegen und seinem Empfinden lauschen.

Das gehörte zu dieser Lebenslage. Helle, wunderbar weiche Töne gingen und kamen über das Wasser, als atmete und lebte die dunkle Fläche. Günther streckte sich neben Beate aus, nahm eine ihrer kühlen Hände. Über die schwarzen Wipfel stieg eine Rakete auf; eilig und golden stieg sie auf, immer höher, dann neigte sie sich, wie müde, und die Leuchtkugeln, ein farbiges Aufblühen, regneten nieder. Die Leute am Ufer riefen: Hurra!

„Ja, die!" meinte Günther, „die verstehen noch zu schreien, wenn sie lustig sind."

„Möchtest du denn auch schreien?" fragte Beate.

„Gott! Schreien! Nein. Ich sag' nur, die können's noch, wir nicht, wir sind zu — zu — stilisiert — um lustig zu sein."

Der Mond stieg über den Ahornbäumen auf. Der Teich sprühte. Die Stengel der Froschlöffel, des Wasserknöterich, die weißen Köpfe der Wasserrose schienen größer, wie sie so unbeweglich in dem blauen Lichte standen.

Eine selige Trägheit, eine angenehme Wunschlosigkeit war über Beate gekommen. Als Günther sich auf sie niederbeugte und ihr die Lippen, die Augen küßte, ihren schmalen, ruhenden Körper in seine heißen, fiebernden Hände nahm, sagte sie: „Ach — laß — Liebster."

Günther wurde sofort ruhig. Er seufzte. Ach ja! Man muß ruhig und poetisch sein. „Dieses kühle Mondscheingesicht", sagte er ein wenig gereizt. Dann griff er in das Wasser, mitten in eine Gesellschaft Wasserrosen hinein und holte sich die ganze Hand voll schwerer, weißer Blütenköpfe heraus: „So, jetzt will ich dich putzen, warte." Er steckte die feuchten Blumen in Beates Haar. Beate lachte unter dem

Tropfenregen. „So ist's gut," meinte Günther, „Schönheit — Schönheit — Schönheit, Amen."

Beate saß in ihrem erdbeerfarbenen Nachtkleide noch auf. Amelie, das naseweise Gesichtchen rot vom Tanz, versuchte ein Gespräch.

„Ach nee, der Maschnap, über den hab' ich gelacht. Und die Eve, die war gut, wie 'n Pfannkuchen hat die sich gebläht."

„Geben Sie mir die Bücher", sagte Beate, und wenn die Gräfin sich die heiligen Bücher geben ließ, die Bibel und den Thomas a Kempis, dann mußte Amelie gehen.

Die Stille des alten Kaltin hatte Beate überempfindlich für jeden Eindruck gemacht. Jedes Erlebnis nahm tiefe Bedeutung an, wie Gestalten im Mondschein größer erscheinen.

Sie beugte sich über den Thomas a Kempis und las: „Mache mich stärker in der Liebe, daß ich im Innersten meines Herzens schmecken lerne, wie süß es ist, zu lieben und in Liebe aufzugehen, und ganz mich zu bewegen. Singen möchte ich das Lied der Liebe..."

Draußen schüttelte ein plötzliches Wehen den Baum vor dem Fenster. Beate schaute auf, dann, wie erschöpft von dem übermächtigen Gefühl, lehnte sie den Kopf zurück. Ihr Gesicht war blaß, von der feinen Blässe der alten Rassen, die von jahrhundertelangem Stehen auf geschützten Höhen müde geworden sind. Der Ausdruck des Gesichtes war wie Lächeln und doch wie Leiden. Die braunen Zöpfe, noch feucht von den Wasserrosen, hingen über ihre Schulter nieder. Gewiegt von einer köstlichen Schlaffheit, zuckte Beate mit den Wimpern, als blendete sie eine lichte Vision.

Eine Tür ging. Das Parkett knarrte unter Günthers leichtem Tritt. Beate schloß die Augen. Ein blasses Rot stieg ihr in die Wangen, und die Hände auf den Seitenlehnen des Sessels zitterten leicht.

Viertes Kapitel

Das Stationsgebäude lag jenseits des Dorfes auf einem schattenlosen Sandhügel. Die Mittagssonne stach sengend auf den Bahnsteig nieder. Die elektrische Glocke meldete den Schnellzug. Herr Ahlmeyer, der Stationsvorsteher, erschien, die rote Mütze im Nacken. Über ihm, im ersten Stock des Hauses, wurde ein Fenster geöffnet. Betty Ahlmeyer steckte den blonden Kopf heraus und blickte gespannt den Schienenweg hinab. So erwartete sie seit dreiundzwanzig Jahren jeden Zug.

Heute erlebte sie etwas. Als der Zug hielt, entstieg einem Wagen erster Klasse Mareile Ziepe. In einen rahmfarbenen Staubmantel gehüllt, stand sie auf dem Bahnsteig und wiegte eine kleine, rote Tasche hin und her. Ahlmeyer schoß auf sie zu: „Fräulein Mareile — signora — nicht möglich! Wir haben Sie nicht erwartet."

„So ist kein Wagen da?" fragte Mareile ruhig. Nein, es war kein Wagen da. Aber wollte Mareile nicht Kaffee trinken? Wollte sie nicht Ahlmeyers Fuchs und Jagdwagen? Nein, Mareile wollte zu Fuß gehen. „Künstlerinnen sind unberechenbar!" meinte Ahlmeyer.

Mareile schlug den Fußpfad über die Heide ein. Das warme, staubige Kraut knisterte unter ihren

Füßen. Es duftete schwer nach Wacholder, Wermut, Schafgarbe. Töne, wie das Schwirren einer Violinsaite, zogen über das Land. Die lichtgebadete Schläfrigkeit über den altbekannten Orten stimmte Mareile nachdenklich. Die Arbeit an ihrem Schicksal hatte ihr die Heimat so fern gerückt.

Sie war mit Beate zusammen im Schlosse erzogen worden. Schon damals erschien es ihr als das Höchste im Leben, ganz zu denen auf dem Schlosse zu gehören. Mit wunderlicher Reizbarkeit empfand sie alles, was an den Unterschied zwischen ihr und Beate gemahnte. Sie selbst verstand es, zu vergessen, daß sie die Tochter des Inspektors Ziepe war, daß die anderen es nicht vergaßen, brachte Gefühlsstürme in ihr hervor, die von ihrer Umgebung kaum begriffen wurden. In solchen Krisen hatte sie es geliebt, auf die Heide hinauszulaufen, zu laufen, zu laufen, bis ihr die Wangen brannten und sie müde an einem Wacholderbusch niederfiel. Dort, platt auf das Heidekraut hingestreckt, das Gesicht in die harten Stengel gedrückt, die Zöpfe voller Mittagsfalter, hatte sie unbändig geweint, weil sie kein Baroneßchen war.

Später kam Berlin mit dem Konservatorium, das Wohnen bei der Hauptmannswitwe, der Tante Oberau, die Reisen nach London und Wien, der Ruhm, endlich die Berliner Gesellschaft, in der Mareile durch Tarniffs eingeführt wurde. „Ich liebe sie wie meine Jugend", sagte die Fürstin Elise Kornowitz von Mareile, und das war viel. Das Gefühl, daß dieses königliche Wesen eine gesellschaftliche Schöpfung der Fürstin Elise und ihrer Freundinnen war, begeisterte die Aristokratinnen für Mareile.

Still und staubig lag das Land da. Überall gelber Sand; Wiesen, Felder und Gärten lagen darauf, wie

eine verblaßte Stickerei auf einem blindgewordenen Goldgrund. Die Feldgrillen schrillten am Wegrain. Mareile mußte über sie lächeln. Als Knabe hatte Günther sie damit geärgert, daß er sagte, die Feldgrillen riefen „Ziepe — Ziepe". Ja! Alles rief hier „Ziepe" und schien nichts von der berühmten Mareile Cibò, der Freundin der Fürstin Elise, zu wissen. Jetzt bog Mareile in die Lindenallee, die zum Schlosse führte, ein. Hier war es kühl und schattig. Das Ping-ping einer Schmiede tönte herüber. Ein Stallknecht, die Tressenmütze im Nacken, ritt ein großes, blankes Pferd aus; endlich das Schloß mit seiner schwarzgelben Fahne. Das war wieder Mareiles Welt. Über den sonnigen Hof ging sie zur Inspektorswohnung hinüber.

Gelber Sonnenschein lag in der kleinen Wohnstube auf den schwarz und rot gemusterten Möbeln. Auch der bekannte Geruch von Fettstiefeln und Suppe schlug Mareile entgegen. Wie still und unverändert das alles hier auf sie gewartet hatte! Auf dem Sofa schliefen die Zwillinge Jei und Sini, die Backen rot unter dem blonden Flimmern der Haare. Sini erwachte und weinte. „Werdet ihr die Mäuler halten!" rief Frau Ziepe von der Küche herüber. Sie erschien in der Tür — im kurzen Unterrock, die Ärmel aufgestreift, die nackten Füße in Pantoffeln. Sie errötete: „Mareiling — Kind!" Sie breitete die nackten Arme aus, ließ sie jedoch wieder sinken. „Nein, nein — komm nicht. Wie ich ausschau' — was? Ich muß den Fußboden scheuern, die Anna is so dumm. Ich komme gleich." Sie verschwand wieder.

Vor dem Spiegel, hinter dem die Rute der Zwillinge steckte, nahm Mareile den Hut ab. Hinter ihr trat Vater Ziepe in das Zimmer, eine schwere Gestalt

in weißem Leinwandanzuge, ein rotes Gesicht in einem gelben Bartgestrüpp. „Erschreckend", dachte Mareile, die ihn im Spiegel betrachtete, dann wandte sie sich ihm zu. „Teufel, unsere Dame", sagte Ziepe und küßte seine Tochter befangen auf den Scheitel. „Wo is Mutter?"

„Du willst wohl deinen Kognak, Vater?" erwiderte Mareile. Ziepe stand breitbeinig da und sah zu, wie seine Tochter zwischen Spind und Tisch hin und her ging unter dem leisen Klirren der Armbänder. „Hätte nicht pressiert", brummte er, setzte sich und aß. Er wußte nichts zu sagen und schalt die Zwillinge. „Immer schlafen, wie die Spanferkel."

Endlich kam Frau Ziepe im frischen Kattunkleide, die Augen voller Tränen. Ziepe fuhr sie an: „Was, heute wieder das Scheuerweib gespielt? Ich will das nicht. Ich hab' kein Scheuerweib geheiratet. Wozu is das Mädchen da — Teufel auch!"

Frau Ziepe hörte ihn nicht. „Wie das glänzt!" sagte sie und strich über den Diamant in Mareilens Ohr. Ziepe erhob sich, ging, froh, seiner vornehmen Tochter aus den Augen zu kommen.

Mareile lehnte sich in die Sofaecke zurück. Die Fliegen summten an den Fensterscheiben; die Suppe nebenan roch immer stärker. Frau Ziepe ging leise hin und her und diente ihrer Tochter, erzählte dabei von der Wirtschaft, den Herrschaften, dem Dienstmädchen. Die fünfzehnjährige Lene kam, kauerte zu Mareilens Füßen nieder und schaute andächtig zu der herrlichen Schwester auf. Das alles war rührend und lieb. Das findet man draußen in der Welt nicht. Und doch, warum ist all das so zum Weinen traurig? dachte Mareile.

Günther wollte wirtschaften. Er ging auf das Feld hinaus. Es wurde gemäht. Brusttief regten sich die Leute in den Halmen, wie in knisternder, gelber Seide. Ziepe stand dabei und schimpfte: „Du kleines, schwarzes Aas, heißt das Setzen? Du brauchst nur mit deiner Rotznase anzustoßen, dann purzelt die Bude um.“ Günther war sehr würdig und leutselig. „Hier ist ungleich gemäht“, bemerkte er. „Haben die Leute auch zu trinken? Ich will, daß nichts versäumt wird.“ Er schritt an den Garben entlang, durch die Atmosphäre der heißen Ähren und heißen Menschen. Von einer Garbennehmerin, die hübsche Augen hatte, ließ er sich die Ackerwinden geben, die das Mädchen auf dem Strohhut hatte. Als er jedoch weiter dem Ellernbruch zuging, war er unzufrieden. Das müßte anders sein. Er müßte anders auf seine Leute wirken. Diese gleichgültigen Augen wollte er nicht. Teufel! Wenn man auf seine eigenen Arbeiter nicht wirkt, wo will man denn Effekt machen!

Im Ellernbruch fand Günther eine lange, bunte Gestalt im Grase liegen. Wie kam all das hierher? Der blau und weiß gestreifte Sommerflanell, das blauseidene Hemd, der rot und blau gestreifte Gürtel?

„Hans Berkow“, sagte Günther.

„Morjen, Tarniff“, meinte Berkow und gähnte. „Wie geht's?“

„Was machst du hier?“

„Siesta. Nimm doch Platz.“

Günther setzte sich auf das Moos. Was der Anblick von Hans Berkow nicht alles an Berliner Luft mitbrachte! „Studien“, berichtete Hans. „Ich wollte euer brutales Licht studieren, dicke Bauernmädchen.

Das ewige Malen von Berlinerinnen macht den Pinsel flau."

„Wo wohnst du? Warum bist du nicht bei uns?"

„Es ist nicht angenehm, der unvermeidliche Berkow zu sein. In Berlin ist er — in Kaltin wieder." Das Gesicht hatte so regelmäßige Züge, daß es zuerst leer und starr erschien. Rotes Haar in kurzen Locken bedeckte wie eine Kappe den Kopf. Die enzianblauen Augen mit den roten Wimpern aber waren es, die dem Gesicht seine überraschende Schönheit gaben. „Ich wohne in einem Waldkruge. Schöne Bäume. Auch die Familie Mankow ist malerisch. Die Tochter Eva — eine gute Studie in Rot."

„Dort kannst du nicht bleiben", meinte Günther.

„Ja — wenn du was für mich tun willst —" Hans blinzelte mit den roten Wimpern nachdenklich zur Sonne auf. „Du hast da so 'n altes Schloß. Süperb vermoost. Wenn du mir gestatten würdest, dort —"

„Aber natürlich."

„Danke."

Eine Weile schwiegen beide. „Die schöne Mareile ist heute bei euch angelangt", begann Hans wieder. „Du bist gut unterrichtet", meinte Günther. „Bist du deshalb hier?"

„Ja — auch." Berkow wälzte sich, wie im Bette, auf die andere Seite herum. „Ja — Mareile ist gut — nicht?" sagte er langsam. „Wenn sie sich ein wenig zurückbiegt —, dann die Linie den Busen hinauf zum Halsansatz —, das vergißt sich nicht so leicht. Und die Arme —, als wäre sie im Peplon geboren."

„Du bist im Zuge", bemerkte Günther. Berkow zog die Augenbrauen hinauf. „Was willst du! Wenn der

Gedanke an ein Weib uns zu beißen anfängt, wie der bekannte spartanische Fuchs aus der Geschichtsstunde — na — dann muß was geschehen... Wenn ein Weib eine unbequeme große Rolle in unseren Vorstellungen zu spielen beginnt, ja — dann müssen wir es eben besitzen, um es loszuwerden. Kann ich auf dich rechnen?"

„Gewiß, gewiß, mein Alter", erwiderte Günther. „Soweit bei Mareile von Rechnen die Rede ist... Sie ist unberechenbar."

„Ach Gott! Die Mädchen haben ja doch alle denselben Generalnenner!" meinte Berkow. Günther lachte gezwungen. Der Gedanke an ein schönes Weib in Verbindung mit einem anderen als ihm selbst, war Günther stets zuwider gewesen.

Sechstes Kapitel

Zum Diner pflegte Mareile im Schlosse zu erscheinen. Sie war still und nachdenklich. „Das ist die Kaltiner Luft; in ihr wird man froh und ein wenig schläfrig", sagte sie. Das Leben hier ergriff die Sängerin, wie ein großes Schweigen uns ergreift, wenn wir aus lautem Lärm kommen. Am Abend saß man im Gartensaal bei der Lampe zusammen. Der Duft tauiger Blumen strömte durch die geöffnete Tür in das Gemach. Beate lag im Sessel und schloß die Augen. Den Tag über einer unruhigen, launenhaften Sinnlichkeit dienen, das macht müde. Mareile sang. Ihre Stimme klang hoheitsvoll und wunderbar erregend durch die alten, tiefberuhigten Räume. Günther lehnte in der Tür und sah auf die Rosenbüsche hinaus,

die schwarz und regungslos im Mondlichte standen. Er war bewegt wie ein Knabe. Die beiden schönen Frauen, die Musik, die Mondnacht. All das machte ihn unruhig. Er hätte gewollt, daß auch Mareile ihn liebte, oder, daß auch er so singen könnte, oder — er wußte es selber nicht.

Die frischgemähten Stoppelfelder glitzerten unter der grellen Herbstsonne, die Ebereschenallee war rot von Beeren, im Schloßgarten flammten die Gladiolen, Stockrosen und Georginen. Es war Zeit, die Hühnerjagd zu eröffnen. Beckmann stand auf der Freitreppe, schützte mit der Hand die Augen und sah die Landstraße hinab, ob von der Station der Besuch käme. Der Gartensaal füllte sich mit den gewohnten Gästen. Die Fürstin Elise Kornowitz mit ihrer gelehrten Gesellschafterin, dem Fräulein von Mikewitz, der Verfasserin eines Buches über „Die Stellung der Frau bei den Römern", langten an. Die Fürstin war ein kleines, gutes Wesen. Das feine Gesichtchen weiß von Puder. Die ganz hellgrauen Augen sahen ein wenig müde unter der Wolke blonden Haares hervor. Sie trug das Haar, wie Charlotte von Stein es zu tragen pflegte, denn sie glaubte ihr zu gleichen. „Im Äußeren und in manchem anderen", liebte sie zu sagen. „Bin ich dein Goethe?" fragte ihr Gemahl sie mit seinem ironischen, freudlosen Lächeln. „O nein," meinte die Fürstin, „mein Goethe ist Mareiling." Der Fürst Kornowitz kam allein. Er reiste immer allein. „Reisen macht unliebenswürdig," behauptete er, „und geteilte Unliebenswürdigkeit ist doppelte Unliebenswürdigkeit." Einige Offiziere füllten den Gartensaal mit leisem Sporenklirren und dem Duft Attkinsonscher Parfüms und feinen Juchtenleders. Die Grafen Egon

und Botho Sterneck von den ersten Garde-Ulanen, Seiner Majestät schönste Offiziere; der Major von Tettau. Er rollte seine hervortretenden, fayenceblauen Augen, als sei ihm der gelbe Kürassierkragen zu eng, und versteckte unter dem großen, militärischen Schnurrbart ein kleines, gefühlvolles Mündchen. Leutnant von Remm, von den Königshusaren, klein und blond, errötete wie ein Primaner. Die Gräfin Blankenhagen, die die schönsten Arme der Gegend hatte, war zu Pferde vom Nachbarsgut herübergekommen. Frau von Scharf mit ihrer Agnes kamen ohnehin zu jeder Jagd, denn für Agnes, mit den blauen Marlittaugen, mußte eine Partie gefunden werden.

Als Mareile in den Gartensaal trat, verbeugten sich die Herren sporenklirrend, sie hatten dabei alle ein blankes Flackern in den Augen. Major von Tettau murmelte: „Donnerwetter", und zog seinen Mund süß zusammen, als schlürfte er Marasquino. Mareile grüßte flüchtig und zerstreut. Sie lächelte der Fürstin Elise entgegen und tat, als sehe sie nur diese, aber all die begehrenden Männerblicke erregten ein wohliges Gefühl in ihr, als stände sie unter einer warmen Dusche.

Günther war sehr angeregt. „Gut, daß sie alle da sind. Wir wollen ihnen mal zeigen, was 'ne Ehe ist", sagte er zu Beate.

Es war Hühnerjagd angesagt.

Hans Berkow ging durch die tauigen Stoppelfelder dem Schlosse zu. Er dachte über Mareile nach. Die machte ihn krank, da unter all den Männern, die auch nur sie begehrten. Und dazu dieses adelige Leben mit seinen festen, kalten Schranken. Ja, sich

einmal, wie die Burschen unten im Kruge, um sein Mädchen raufen zu dürfen, das müßte gut tun!

Vor der Freitreppe des Schlosses waren die Jäger, Waldhüter und Hunde versammelt. Oben standen die Damen, feine Figürchen, die sich bunt von dem alten, sonnbeschienenen Portal abhoben. „Hübsch", dachte Berkow. „Stil bis zu den Hunden. Dafür lassen diese Leute sich in Stücke hauen... und das steigt der Mareile zu Kopf. Verdammt."

Günther kommandierte sehr laut, angeregt von all den Menschen, Hunden, von all dem Lärm und Licht um ihn her. „Egon, bitte hier hinauf. Sie, meine Herren, hier bitte, Mankow, zeig' den Weg. Renne in die Kartoffeln. Das Frühstück im Eichenwäldchen. Gut Heil! Sanho bei Fuß."

Günther und Berkow schlenderten quer über ein Stoppelfeld. „Hör', Hans," sagte Günther, „ist der Egon Sterneck dir bei der Mareile nicht ein wenig vor?"

Hans blieb stehen. „Weißt du, mein Lieber, daß ihr, mit eurer Schloßerziehung, dieses Mädchen unnütz kompliziert habt? Ja, ihr habt die eigentliche Mareile gefälscht. Möglich, daß sie's jetzt für ein Glück hält, in euer adeliges Regiment eingestellt zu werden; aber die wahre Mareile kann das nicht wollen."

„Die will Hans Berkow?"

„Ja... und siehst du, ihr Blut — — das prachtvolle, wilde Plebejerblut, das spricht für mich gegen Sterneck."

Jetzt stand Sanho, und ein Volk Hühner schwirrte auf. Die Herren schossen; dann trennten sie sich. Hans pfiff ärgerlich seinem Hunde und streckte sich am Feldrain aus. —

Hans Berkow hatte sich studiert, wie ein geistreicher Diener seinen Herrn studiert. Er kannte seine starken und seine schwachen Seiten und all seine Mittel. Kühl und klug hatte er es stets verstanden, seine großen Appetite zu befriedigen. Hier, vor Mareile, wurde er mutlos; sie schien etwas zu sein, das nicht für ihn bestimmt war, und doch hatte er im Leben noch nichts so stark begehrt, wie dieses Weib. Verteufelt auch.

In dem Wäldchen war der Frühstückstisch gedeckt. Die Damen trugen alle helle Sommerkleider. Die Gräfin Blankenhagen in Gelb, die schönen Arme entblößt, Agnes Scharf, das Kind, in Rosa, die Fürstin Elise in Mattviolett. „Wie eine Roggengarbe voll bunter Unkräuter sieht die Gesellschaft aus", sagte Günther. Mareile saß zwischen Egon Sterneck und dem Fürsten Kornowitz. In einem blau und rosa Musselinkleide, auf dem Strohhut blau und rosa gestreifte Rosen, „Cibò-Rosen", wie sie im Modeblatt hießen, war ihre Schönheit heut wieder unmittelbar einleuchtend. Die Haut hatte einen warmen rosigen Ton, in den sich etwas wie Gold mischte. Die tokaierbraunen Augen strahlten. Jeder Mann, der Mareile ansah — bis zu den Waldhütern —, mußte lächeln. Sterneck unterhielt sie. Er sprach beständig mit einer eigensinnigen, gewaltsamen Liebenswürdigkeit, als wollte er keinem anderen Zeit lassen, Mareile anzureden. Der Fürst saß schweigend da, die trüben Augen teilnahmlos in die Ferne gerichtet, als warte er geduldig und kummervoll auf etwas.

Es war köstlich unter dem sonnenwarmen Laubdach. Lichtfunken und Blätterschatten zitterten über die Tafel hin. Große Hummeln verirrten sich in die Gläser. Baumblüten fielen in den Wein und in die Haare

der Damen. Alle fühlten sich freier, einander näher, als drüben im Schloß.

Günther unterhielt sich mit der Gräfin Blankenhagen, die heute besonders wild mit ihm kokettierte. Er mußte jedoch immer wieder zu Mareile hinübersehen. Wenn die anderen einem schönen Mädchen den Hof machten, verstimmte es ihn, nicht mehr dabei, ausrangiert zu sein.

Nach dem Frühstück sollten die Damen die Herren in das Feld begleiten. Egon Sterneck nahm, als verstände es sich von selbst, Mareile für sich in Beschlag — — — und Hans Berkow fand, daß Mareile das auch selbstverständlich fand. Ihm war der Jagdtag verdorben. Immer mußte er auf dem Felde den bunten Fleck von Mareiles Kleid neben Sternecks hoher Gestalt sehen. „Also — sie will doch in die gräfliche Zwangsjacke!" knurrte er. — — — — — — — — — — — —

Am Abend war großer Ball. Mareile hatte sich eben in ihrem Stübchen angekleidet, ein erdbeerfarbenes Kreppkleid mit schwarzen Stiefmütterchen und dunkelroten Rosen „Sultan von Zanzibar". Jetzt rauschte sie die Treppe zur Inspektorswohnung hinunter. Sie wollte ihre Mutter abholen.

In der Wohnstube herrschte Dämmerung. Vater Ziepe stand am Ofen und lachte, wie er zu lachen pflegte, wenn er die Mutter ärgern wollte. „Na, unsere Balldamen sind parat. Mutter hat sich schon seit einer Stunde dekolletiert — um mit dem Kandidaten Halm unten am Tisch zu sitzen. Die Ehre. Ha — ha."

Mareile stand schweigend da, eine helle Gestalt, an der es seidig rauschte, leise — wie Gold — klingelte, süß duftete. Die beklommene Luft dieser Stube, in der

es nach des Vaters garen Kartoffeln roch, die zankende Stimme, der säuerliche, trübe Werktag, schlugen ihr wie etwas Unreines, Feindliches entgegen, das sie und ihr Kleid beflecken wollten und denen sie entfliehen mußte. „Komm, Mareiling," sagte die Mutter, „mit dem is heute wieder nicht zu reden."

Für die heutige Gesellschaft waren die Festräume des alten Flügels geöffnet worden: das Eßzimmer mit der Schäferszenerie an den Wänden, der grüne Bildersaal, der auf den Wintergarten hinausführte, und der große Ahnensaal. Neben der Baronin saß die Gräfin Hochau und beobachtete mit ihrem strengen, blanken Gesicht Irma Blankenhagen, die mitten im Saal mit Egon Sterneck sprach.

„Aha," meinte sie, „es scheint endlich dazu zu kommen."

„Wir wollen es hoffen", sagte die Baronin.

Mareile trat in den Saal. Egon wandte sich sofort von seiner Dame ab und ging auf Mareile zu.

„Das also ist Ihr Erzug, Liebe", sagte die Gräfin Hochau und musterte Mareile. „Hm — charmant! Ja — diese Damen richten viel Unheil an... das kennt man."

„Meine Mareile ist doch ganz anders", erwiderte die Baronin.

„So! Freut mich. Solche Aufzöglinge gelingen sonst selten", meinte die Gräfin.

Zum Diner führte der Hauptmann Tettau Mareile. Egon saß ihr gegenüber — mit Irma Blankenhagen. Er unterhielt sich jedoch nur mit Mareile. Das hübsche Gesicht mit seiner ein wenig starren, nordischen Regelmäßigkeit war heute erregt wie das Gesicht eines glücklichen Knaben. Die übrige Gesellschaft fühlte, daß sich hier etwas ereigne. Die Unter-

haltungen wurden zerstreut. Ein jeder wollte diese beiden beobachten, die sich so kameradschaftlich miteinander beschäftigten und taten, als wären sie allein. Agnes Scharfs Augen wurden immer größer, indem sie Mareile anschauten, und ihr rosa Gesicht nahm einen andächtigen Ausdruck an, als hörte sie einer Liebespredigt zu. „Sehr rassig, das Fräulein Cibò", schnarrte Leutnant von Themm neben ihr. „Rassig? Himmlisch, wollen Sie sagen", erwiderte Agnes verträumt. Themm errötete. „Ja — hm — natürlich", murmelte er und merkte dabei, wie die Verliebtheit in die rassige Dame ihm die Kehle zuschnürte. Unten am Tische saß Frau Ziepe neben dem Kandidaten Halm. Beide schauten Mareile feierlich und schweigend an, als wären sie zu diesem Schauspiel eingeladen und genössen es jetzt still und glücklich.

Nach dem Speisen wurde getanzt. Günther als Tanzleiter war unermüdlich. Er führte die Quadrillenpromenade die breiten Treppen auf und ab und ließ auf einer Galerie ein jedes Paar vor Frau Bias, der alten Gärtnersfrau, und Frau Mandelkoch, der Mamsell, die dort schläfrig beieinandersaßen, eine Verbeugung machen. Dann mußten alle in den Garten hinaus, in die stillen, mondbeschienenen Gänge, an den schlafenden Blumenbeeten hin. Die weiße Feierlichkeit der Mondnacht strich erregend über die nackten Schultern und Arme, stieg allen wunderlich zu Kopf. Man wurde schweigsam auf diesem Gange zwischen den Tuberosen und Gladiolenbeeten, hier und da erscholl ein hysterisches Frauenlachen, Agnes Scharf bekam einen Weinkrampf, die Gräfin Blankenhagen ließ sich in einem Schattenwinkel von Botho Sterneck küssen. Egon Sterneck wich nicht von Mareiles Seite, und das erschien heute wie selbstverständlich; das schöne

Paar, das sich rücksichtslos in die Augen sah, war der beredte Ausdruck der Stimmung dieses Abends. „Der Tarniff versteht sich auf die Behandlung der Gesellschaftsnerven", sagte der Graf Blankenhagen, der trotz seines weißen Kaiser-Wilhelm-Bartes mit Beate die Quadrille tanzte. „Sie Göttliche!" sagte Agnes Scharf und umarmte Mareile so leidenschaftlich, als sei Mareile die Liebe in Person.

Mareile ließ sich von diesem Strom der Bewunderung willig tragen. Sie fühlte ihre eigene Schönheit von sich ausstrahlen, wie etwas Erwärmendes und Beglückendes. Das Fazit des Abends konnte ja morgen herausgerechnet werden; heute war Feierabend.

Als Hans Berkow sich mit Mareile zu einem Konter niedersetzte, sagte er sich: „Jetzt muß es sein. So ist's zu dumm. Sie wird's schon spüren, daß ich anders wirklich bin, als all diese stilisierten, adligen Gespenster." Ihnen gegenüber tanzte der Fürst Kornowitz mit der Gräfin Blankenhagen. Als sie sich zur ersten Figur erhoben, sagte Hans kurz:

„In der nächsten Pause frage ich Sie etwas."

Als sie wieder saßen, sagte Mareile: „Und Ihre Frage, Herr Berkow?"

„Ja so — die Frage!" Hans begann lässig mit niedergeschlagenen Augen: „Ich schicke also voraus, daß ich Sie liebe. Es fragt sich nur — ob — ob," er blickte zur Decke auf, suchte nach einem Ausdruck, ließ sich Zeit, „ob Sie das wissen, — ob Sie das so gewollt haben?"

„Ja — wissen Sie das denn auch sicher", fragte Mareile freundlich. Sie war nicht überrascht. Es war, als müßten heute alle ihr von Liebe reden. Hans zuckte die Achseln: „Mein Gott! So etwas merkt man! Unsere Leidenschaften fallen uns an. Wir

können nichts dafür. Vielleicht ist's dieses Mal etwas Gutes, das Gute, das mich angefallen hat und so..."

Er sprach jetzt leise und eindringlich; er schaute Mareile dabei bittend an, wie jemand, der in Not ist. „Ich bin sonst mißtrauisch gegen Gefühle, aber dieses Mal..."

Mareile fühlte, daß er sie ansah, daß er sie zwang, aufzuschauen, und dann erschütterte der Ausdruck der blauen Augen sie, die so gierig ihre Gestalt tranken. Sie machten Mareile sprach- und hilflos. Es war ihr, als müßte sie mit beiden Händen nach ihren Kleidern fassen, sie halten, um nicht nackt vor diesem Blicke dazustehen.

„Das müssen Sie doch gewollt haben", sagte Hans leise.

Mareile schwieg noch immer. Vor diesen heißen Augen wurde ihr feierlich zumute. „Wir — wir beide miteinander werden anders frei sein, als die — hier", setzte Hans hinzu.

„Das ist aber zu arg!" rief die Gräfin Blankenhagen. „Ich bitte zu tanzen. Es ist hier kein Rout."

Als Mareile sich erhob, sagte sie — und ihre Stimme klang, als empörte sie sich gegen etwas: „Frei! Warum muß man frei sein?" Dann tanzten sie.

Der Tanz war zu Ende. Mareile eilte in den Wintergarten hinaus. Aus dem Palmenhause nebenan strömte eine heiße, duftschwere Luft herein. Mareile setzte sich auf eine versteckte Bank, die Phönixpalmen und Rhododendron umstanden. Sie fühlte sich seltsam ergriffen. Vor den Blicken und den Worten dieses Mannes war etwas in ihr geschmolzen. Verlangen und Widerwille kämpften in ihr und machten sie

unglücklich. „Nein — nein — das nicht!“ murmelte sie. Sie lehnte den Kopf in die Blüten der Rhododendron zurück und schloß die Augen. Sie sah Egon Sternecks Gesicht vor sich, die stahlblauen, von ihr begeisterten Augen. Hier waren keine schwülen Rätsel; nur sicheres Besitznehmen. Wer beschützt sein, wer fest und hoch stehen wollte, der mochte es bei den Augen gut haben. Dann mußte Mareile die Augen aufschlagen. Es war ihr, als sei jemand da und sähe sie an. Der Fürst Kornowitz stand vor ihr und schaute mit seinen müden, wartenden Augen auf sie herab.

„Hat Sie die Erklärung des Malers so stark ergriffen?“ fragte er mit seiner leisen, heiseren Stimme.

„Wissen Sie davon?“

„So etwas sieht man.“

Mareile lächelte: „Natürlich! Wenn man uns von Liebe spricht, das ergreift uns immer.“

Der Fürst setzte sich zu Mareile. „Ja — ja,“ meinte er, „natürlich, diese — jungen Herren sprechen Ihnen — von Liebe — natürlich. Und dann ist es vielleicht der eine oder der andere — und es kommt so 'ne brave Verlobung zustande — nicht wahr?“

„Gewiß!“ Mareile errötete. „Ich will nichts anderes, als eine brave Verlobung. Ich will eingereiht werden und beschützt werden, und in Reih und Glied stehen. Für die Ausnahmsgöttin, die Sie aus mir machen, bin ich viel zu feige, vor der fürchte ich mich. Ja, so ist es, lieber Freund.“

Der Fürst lachte tonlos in sich hinein. „Ja, Sie sind klug. Sie wollen wie die anderen sein. In Reih und Glied, was? Fürchten sich vor sich, wie? Na, Sie werden schon den Mut zu Ihren Torheiten finden. Denken Sie dann an mich. Ich bin ein alter Kerl, ich habe Sie verpaßt. Nichts zu machen! Aber Sie

haben mir ja erlaubt, Ihnen zuweilen zu sagen: ‚Ich liebe Sie — ich liebe Sie — ich liebe Sie!‘ Ein kleines Almosen. Und — wer weiß — nach den großen Torheiten — wer weiß. Ich warte.“

„Gott schütze mich!“ sagte Mareile tonlos. Dann wurde es still in der Laube. Mareile lehnte sich zurück, griff fest in die roten Blüten der hinter ihr stehenden Büsche, wie um ihre Hände zu kühlen, während der Fürst sie ansah — das Gesicht fahl, die Züge messerscharf, wie bei einer Leiche, die Augen, unter den schweren Lidern, vom Alter verschattet und getrübt.

Nebenan, hinter den Palmen, wurden Schritte vernehmbar. Die fette Stimme des Majors von Tettau sagte: „Du wirst zugeben, mon cher, daß du weder so jung bist, noch so situiert, um dich bei jeder, na — sagen wir beauté, so ins Zeug zu legen.“

„Bitte“, erwiderte Egon Sternecks Stimme leise und gereizt. „Darf ich fragen, was dich das...“

„Angeht, was?“ ergänzte Tettau. „Na, älterer Kamerad, Verwandter.“

„Was willst du?“

„Reg' dich nicht auf!“ knarrte Tettau.

„Ich sag' ja nichts. Charmante Dame, Künstlerin. Ich bin der erste, der da huldigt. Aber du affizierst dich heute so, man könnte denken — —“

„Nun und?“ brummte Sterneck.

„Noch eine Frage, erlaube“, fuhr Tettau fort. „Kann der älteste Sterneck ein Fräulein Cibò oder Ziepe heiraten? Nein — also! Erlaube, ich bin gleich fertig. Du froissierst die Komtesse Irma und die Gräfin, und das geht nicht, das weißt du. Zuerst die Familie und das Regiment, dann die kleinen

Passionen. Unsereiner wird nun mal mit der Kandare im Maul geboren."

„Ach! Laß mich zufrieden!"

„Sofort. Also, mein Sohn, abgeschwenkt, es ist die höchste Zeit. Unsereiner muß Order parieren."

Mareile war aufgestanden, bleich bis an die Lippen, die festgeballten Hände voll roter Blumenblätter. An der Saaltür mußte sie stehen bleiben, weil die Leute sich dort drängten.

„Fräulein Mareile", sagte jemand neben ihr. Es war der Kandidat Halm. Seine Augen glitzerten erregt hinter den Brillengläsern und er errötete. „Fräulein Mareile, wollen Sie nicht mit mir einen Walzer versuchen? Sie wissen doch noch, ich walze — gut."

„Ach nein", sagte Mareile böse.

Halm rang vor Verlegenheit die Finger ineinander, daß sie knackten. „O! Entschuldigen Sie. Natürlich — sehr natürlich."

Mareile wandte sich ab und ging. Sie ertrug all das nicht länger. Oben in ihrem finsteren Stübchen atmete sie auf. Die Stille tat gut. Durch das geöffnete Fenster kam die Nachtluft und kühlte Mareiles nackte Schultern. Der Mond stand zwischen großen, goldgesäumten Wolken und ließ alle Edelsteine an ihr aufblitzen, als sie jetzt mit leisem Rauschen vor ihrem Bette niedersank und weinte. Und deutlich klang ihr wieder Hans Berkows leise, leidenschaftliche Stimme in den Ohren: „Wir beide. Wie frei würden wir sein!" —

Am nächsten Morgen schaute Mareile trübselig auf den Hof nieder. Hinter dem Gartengitter, auf dem Tennisplatz, regten sich Herren in hellen Anzügen, Damen mit weichen, bunten Kappen auf den Köpfen. Das „out" und „play" der Spielenden klang lustig

herüber. Nein! Zu denen konnte sie jetzt nicht. Sie grollte ihnen. Ein kleiner Wagen hielt vor dem Schloßtor. Von Günther geleitet, trat eine blaue Gestalt auf die Freitreppe hinaus. „Egon — Sterneck. Er fährt zur Station", dachte Mareile. Sie mußte sich abwenden. „Er pariert Order", sagte sie kummervoll vor sich hin. Ein unerträgliches Gefühl der Demütigung machte sie krank.

Am Nachmittag wurde ein Spazierritt nach dem Walnösee unternommen. Auf einem Hügel machte die Gesellschaft halt und lagerte sich unter den großen Tannen. Unten lag der See, ein rundes Wasserbecken, schwarz und regungslos. Es wollte nicht recht heiter werden in der Gesellschaft. Auf allen Gesichtern zeigte sich ein ruhevolles Sinnen.

„Wollen wir wenigstens singen, wenn wir uns nichts zu sagen haben", sagte Günther, der solche Stimmungen nicht liebte: „Also, Verlassen, verlassen —"

Verlassen bin i —
Wie der Stein auf der Straße;
Kein Mensch mag mi ni.

Das war das Rechte. Alle sangen mit. Diese Klage tat ihnen wohl. Der See begann zu dampfen; straffgezogene Nebelstreifen hingen über dem Wasser. Rehe, von dem Gesange erschreckt, flohen leidenschaftlich bellend in den Wald. Mareile saß am Rande des Abhanges, die Hände im Schoße gefaltet, die Augen voller Abendschein, und um sie her der Fürst, Remm, Tettau, Berkow. Alle dachten nur an sie, fühlten nur sie. Günther seufzte: „Ach ja,

das gehört dazu! Ein Mädchen, das uns betrunken macht." Warum zählte er nicht auch noch mit!

Auf dem Heimwege ritt Hans Berkow neben Mareile her. Im Walde dämmerte es bereits. Über den zerzausten Föhrenwipfeln hing ein Stück Mond im bleichen Himmel.

„Ich spreche natürlich wieder von — von meiner Liebe", begann Berkow sofort. „Ist Ihnen das unangenehm?"

Mareile lächelte, aber es schien Berkow, als läge in diesem Lächeln etwas wie Kummer. „Ach, Herr Berkow, Sie wissen doch, wir haben einander immer widersprochen. Ich glaubte, wir sind fast — so was — wie — wie Feinde."

Berkow trabte eine Weile schweigend vorwärts, dann lachte er.

„Die Gesellschaftsdame der Fürstin Elise, das Fräulein von Mikewitz, ist doch sehr gelehrt?"

Mareile schaute verwundert auf. „Wie kommen Sie auf die arme Mikewitz?"

„Daß sie die arme Mikewitz ist, wußte ich nicht," sagte Hans, „aber gelehrt ist sie. Sie macht gelehrte Vergleiche. Gestern sagte sie: ‚Der Major tanzt wie ein Mylodon.' Mylodon soll ein Faultier der Tertiärperiode sein."

„Warum erzählen Sie das — — jetzt — so —"

„Weil ich auch einen Vergleich wie Fräulein von Mikewitz machen möchte."

„Nun?"

„Also. Es gibt zwei Stoffe. Wasserstoff und Sauerstoff. Gut. Also diese beiden vertragen sich nicht. Kommen sie zusammen, so bleiben sie in so starker Spannung, daß sie einen sehr explosiven Stoff abgeben. Leitet man nun einen elektrischen Funken

durch sie hindurch, dann explodieren sie zwar, vereinigen sich jedoch zu einem kristallhellen, stillen Wassertropfen."

Mareile sagte nichts. Sie waren an den Park von Lantin gekommen.

„Was sagen Sie von meinem Gleichnis?" fragte Hans.

„Gut ist es", erwiderte Mareile und reichte ihm ihre Hand hinüber: „Gute Nacht."

Hans hielt die kühle Hand fest, die wie kraftlos in der seinen lag. Er sah Mareile in das mondbeglänzte Gesicht, in die Augen mit dem schmelzenden Glanz, den Mädchenaugen annehmen, wenn das Gefühl den Willen übermannt. Er mußte lachen, so stark schüttelte ihn ein plötzliches Triumphgefühl. „Fräulein Mareile", begann er, aber schon schnaufte Leutnant von Remms Stute hinter ihnen.

Am Vormittage saßen einige Damen unter der maurischen Bogenhalle im Garten und machten Handarbeit. Leutnant von Remm pendelte unablässig zwischen den Damen und der Lindenallee hin und her, wo Mareile und Hans Berkow schon eine Stunde lang auf und ab gingen.

„Jetzt ist's geschehen", meldete er.

„Was? So sagen Sie doch", drängte Agnes von Scharf.

„Er hat ihr die Hand geküßt", meinte Remm und setzte sich bekümmert auf die Gartenbank.

„Sein Sie nicht tragisch, Remm," sagte die Gräfin Blankenhagen, „Fräulein Cibò kann doch nicht auf alle Leutnants Rücksicht nehmen. Ich finde unseren Maler sehr nett."

„Das muß so kommen", dozierte Fräulein von Mikewitz. „Wenn auf sieben Meilen im Umkreise nur ein männliches und ein weibliches Individuum einer bestimmten Gattung, sagen wir einer Schneckenart, existiert, so finden sie sich doch zusammen. Die Natur will es. So auch hier."

„Das Fräulein wird mit ihren gelehrten Vergleichen jedesmal unpassend", flüsterte Frau von Scharf der Gräfin zu.

Auf dem Schlosse war es stille geworden. Mareile und Hans Berkow waren die einzigen Gäste. Die Ziepes hatten dem Brautpaar ein Festessen gegeben. Es war schon spät, als Mareile und Hans aus der Inspektorswohnung auf den Hof hinaustraten. Sie atmeten tief auf. Die kleinen Zimmer waren so voll von Speisen und erhitzten Menschen gewesen. Die Mondnacht war sehr hell. Vom Garten duftete es süß herüber. Die Feldgrillen schrillten in den Stoppeln und vom Teiche scholl das verträumte Plaudern der Enten herauf. In der Lindenallee gingen Günther und Beate langsam auf und ab. „Famos!" rief Günther dem Brautpaare zu. „Kommt, wir machen eine Nachtrunde." Mareile und Beate faßten sich um die Taillen und gingen den Wiesenpfad entlang. „Eine Zigarre, mein Alter, bitte", sagte Günther. „Also — wie — wie — wie bekommt es dir?"

Hans hob den Kopf, als wollte er den Rauch seiner Zigarre dem Monde in das Gesicht blasen.

„Danke — gut. Außerordentliche Wesen, diese unsere Damen. Was die nicht alles an uns für wirklich halten! Was?"

„Na, wir sind doch auch wirklich genug", meinte Günther.

„So? Ja — o ja! Aber da ist doch wieder manches wirklich, an das sie nicht glauben; in uns nämlich. Wie der Mond, kehren wir unseren Frauen immer nur eine Seite unseres Wesens zu."

Günther wurde ungeduldig. „Eine Seite! Ist das nicht genug? Und wenn's noch die helle ist. Auswendig brauchen die Frauen uns doch nicht zu wissen. Das unnütze Grübeln! 'ne Frau hat man über sich ergehen zu lassen wie die Dusche oder das Schicksal, nur dann wirkt sie."

Sie waren bis an das Eichenwäldchen gelangt. Mitten darin lag eine kleine Lichtung, ganz mondbeglänzt.

„Ein Saal", rief Günther. „Was könnten wir hier Besonderes tun? Etwas schwören? Nein, den Halmtanz tanzen! Du weißt, Hans, als wir jung waren, liebte der Kandidat Halm die Mareile. Natürlich. Zu ihrem Geburtstage hatte er ein altes Tanzlied komponiert, sehr hübsch..., und wir tanzten den Halmtanz danach. Also."

Sie faßten sich an den Händen und drehten sich im Kreise, dazu sangen sie:

„Springen wir den Reihen,
Nun Dame mein!
Freuen uns des Maien,
Der bei uns kehrt ein!
Der Winter, der der Heide
Brachte arge Not,
Ist ja nun vergangen,
Wonnig ist sie umfangen
Von Blumen rot,
Von Blumen rot."

Rauschend flogen die Krähen auf, die in den Kronen der Eichen geschlafen, und die Nachtraben klatschten

mit ihren Flügeln. „Sie klatschen Beifall", meinte Günther.

Als man sich trennte und Hans nach Lantin zurückwanderte, nahm Günther seine beiden Damen unter den Arm und zog dem Schlosse zu. An jeder Seite eines dieser schönen Wesen, die Welt blau von Mondlicht — besser wünschte er es sich nicht. Unter den Klängen von Kandidat Halms Tanzliede marschierten sie über die hellbeschienene Landstraße:

„Springen wir die Reihen,
Nun Dame mein!
Freuen uns des Maien . . ."

Siebentes Kapitel

Helle Spätherbsttage. Gelb lag der Sonnenschein auf den bunten Bäumen. Unten im Obstgarten wurde die Apfelernte vorgenommen.

Günther war abwesend.

Beate hatte sich ihren Sessel in den Obstgarten stellen lassen, wo die Sonne noch schön wärmte. Sie war guter Hoffnung und schwerfällig geworden. So saß sie gern ruhig da und sann dem Wunderbaren nach, das in ihr vorging. Vor sich sah sie ihre Mutter bei den Mägden sitzen, welche die Äpfel in große Kisten packten, und Seneïde, die ihre langen, schwarzen Arme emporstreckte, um die Körbe in Empfang zu nehmen. Der Wind trug Obstdüfte zu Beate herüber. Wenn sie emporschaute, war der Himmel hellblau und voll segelnder Sommerfäden. Alles, was sie erlebt, schien ihr dann so ferne. Es war ihr, als sei sie

noch das kleine Kaltiner Mädchen und wartete friedlich auf das Schöne, das im Leben für sie bereit lag. Doch dann faltete sie plötzlich die Hände und in ihren Augen erwogte ein angstvolles Flackern. Das war die Todesfurcht, die sie jetzt zuweilen erfaßte. Seneïde kam und setzte sich zu ihr.

„Wie geht es, Beating? Du machst solche Augen?"

„Ich dachte — wenn — wenn ich das Kind nicht erlebe — wenn..."

„Was tut das", sagte Seneïde heiter. „Eine Mutter, dort oben bei Gott, kann vielleicht mehr für ihr Kind sorgen, als wir hier..."

Natürlich! Tante Seneïde ließ auf den Tod nichts kommen, das wußte man!

Jenseits des Zaunes begannen die Stoppelfelder schon rot zu werden in der Abendsonne. Die weidenden Gänse zogen schnatternd heim, und von den Wiesen wehte es feucht herüber. „Beating, geh hinein!" rief die Baronin.

Am Abend kam das Zusammensitzen im Wohnzimmer, die Gespräche über die Gravensteiner Äpfel, über Pastors und Ahlmeyers, über die Gänse und die Zeitungen, und alles bekam in diesen Gesprächen einen kleinen, friedlichen Nimbus. Die Meierin kam und berichtete vom Vieh: Kora hatte gerindert, Malo zum ersten Male gekalbt. Um zehn Uhr war die Abendandacht. Die Mandelkoch erschien mit ihrem strengen Pensionsvorsteheringesicht; Lisette, die Kammerjungfer, die Mägde. Sie brachten etwas von der feuchten Herbstluft in den schweren, wollenen Kleidern mit und standen schläfrig da, während Seneïde das Gebet vorlas mit ihrer singenden, erregten Stimme, wie ein schwärmerisches Wiegenlied für die arbeitsmüden Leute.

Als Beckmann die Lampen im linken Flügel anzündete und Beate still und bleich im Gartensaal saß und auf Günthers Rückkunft wartete, schien es ihr, als beginne jetzt wieder eine Arbeit, zu der sie sich ein wenig müde fühlte. Und dann war Günther da. Die helle, laute Stimme tönte durch das Haus. „Das ist hübsch! So 'ne Frau, die einen erwartet, das ist ja 'ne raffinierte Erfindung!" Draußen in Berlin hatte er sich neue Begeisterung für die „Heiligkeit" von Kaltin geholt, meinte er.

Eifrig machte er sich nun an das Familienleben. Er wußte genau, wie er sein wollte. „Hör, Beating," sagte er beim Frühstück, „meine Leute sollen nicht im alten Flügel bei der Andacht schmarotzen. Ich werde selbst eine Andacht halten. Ja — ich werd' selbst eine schreiben, du sollst sehen."

Am Vormittage ging er auf die lebhaftesten Arbeitsplätze, dort, wo es nach feuchtem Stroh, nach Teer und Fettstiefeln roch, wo er das Brummen der Maschine überschreien mußte und Augen, Nase und Haar voller Staub bekam. Das gab dann für den Abend eine angenehme Müdigkeit. Er streckte sich im Gartensaal in einem Sessel aus, sehr zufrieden mit sich selbst. „Erzähl', Beating," sagte er zu seiner Frau, „wenn du erzählst, riecht es gut wie nach weißem Flieder von Pinaut, wie deine Sachen, du erzählst so reinlich."

Beate mußte früh zur Ruhe gehen. Günther saß noch in seinem Zimmer auf. Er las ein landwirtschaftliches Buch und warf es bald fort. Dann begann er eine Liste landwirtschaftlicher Reformen zu entwerfen. Auch das wollte nicht recht gehen. Endlich begann er die Andacht für seine Leute zu schreiben, allein es fiel ihm nichts Erbauliches ein. An den

Fenstern klagte der Wind; im Hause war es still. Wie einsam das war! Es war Günther plötzlich, als fühlte er in dieser Nachtstunde, wie kostbare Augenblicke seines Lebens leer und ereignislos verrannen. Nein! Das war nicht zu ertragen! Er mußte sprechen hören. Er rief Peter, der sollte ihm zuhören, ihn bewundern, ihn unterhalten.

Im Dezember fiel Schnee. Eines Morgens war das Land weiß. Die Gebäude, Zäune, das Ackergerät, alles hatte sich über Nacht mit weißen Puffen und Säumen geschmückt. Die Wohnräume erschienen größer und wie festlich im klaren, kalten Schneelichte. Das Leben im Schlosse war sehr still geworden. Es herrschte die Ruhe eines Krankenzimmers, denn Beate trug schwer an ihrer Schwangerschaft. Günther ging unruhig ab und zu. Seine Frau bleich und entstellt, wie zu einem grausamen Opfer ausersehen, vor sich zu haben, das quälte ihn. Rührung, Aufregung — gut! Das gehört zum Leben, aber dieses Mitleid, das an uns nagt, wie eine Krankheit, wozu das? Warum konnten solche Dinge nicht schön und heiter vor sich gehen.

Eines Abends saß die Familie, recht schweigsam, im Gartensaal beieinander. Günther machte Ringe aus dem Rauch seiner Zigarre und hing seinen unruhigen Gedanken nach. Da erschien Frau Ziepe mit frostroten Bäckchen. Das brachte ein wenig Leben in die schweigsame Stunde. Günther richtete sich angenehm auf. Frau Ziepe hatte einen Brief aus Bordighera von Mareile erhalten, und den wollte sie den Herrschaften mitteilen. Sie machte sich an das Vorlesen:

„Ich lebe hier ganz still," hieß es, „auf diesem gesegneten Felsen und besinne mich auf mich selbst. Gerade, wenn wir ruhig dasitzen und in uns hineinhorchen, dann erleben wir die seltsamsten Dinge. Nicht wahr? Ich glaube, ich habe eine ganz neue Mareile entdeckt mit neuen Ansprüchen auf Glück und neuer Kraft für Glück. Daß Hans Berkow dazu nötig war, darüber wundere ich mich zuweilen; aber das ist nun mal nicht anders. Wie fern sind die armen Mädchenphantasien! Hier wird die Seele frei und heiß. Es ist mir, als dürfte ich ein lästiges Kleid abwerfen, weil ich verstehe, daß ich schöner bin als das Kleid. Das klingt wohl alles sehr fremd in Dein armes, liebes Wohnzimmer hinein und Du lächelst über Deine wilde Tochter." Frau Ziepe hielt inne, lächelte, dann fuhr sie fort: „Wie dankbar bin ich der verehrten Baronin und den lieben Schloßbewohnern für alles, was sie an mir getan. Du weißt, wie ich diese von weißen, reinen Schleiern verhangene Welt geliebt habe. Aber die Welt ohne Schleier ist doch mächtiger. Hier bekennt alles sich zu seiner eigenen Schönheit. Das steckt an. Vor mir liegt das Meer, eine Fläche von blau und violetter Seide, schwer mit Gold beschlagen; aber Seide, die lebt, eine Seele hat, in ihrem Rauschen zu uns spricht. Das regt mich so stark auf, daß ich das Meer wie toll anfinge, es soll nicht allein schön sein. In solchen Zeiten schicke ich Hans fort, ich ertrage ihn kaum, ich muß mit der neuen Mareile allein sein." — So ging es noch eine Weile fort und Frau Ziepe las ausdrucksvoll, als trüge sie ein kostbares Stück Literatur vor. Jetzt war der Brief zu Ende. Frau Ziepe schaute glücklich und erwartungsvoll auf. Allein die Damen arbeiteten emsig fort, die Köpfe auf die Stickereien niedergebeugt, und eine Weile sprach niemand. „Na,"

bemerkte die Baronin endlich, „sie ist gesund, das ist die Hauptsache."

„Ja — ja — ich bin auch so dankbar!" murmelte Frau Ziepe. Sie war befangen und enttäuscht. Es war ihr, als stieße sie hier auf etwas Kaltes, Mareile Feindliches. „Ja, nun will ich wieder gehen", sagte sie kleinlaut und schlich niedergeschlagen über den beschneiten Hof der Inspektorswohnung zu.

Günther schritt im Gartensaale auf und ab. Mareiles Brief erregte ihn; es wehte ihn daraus so wundersam heiß an. Wie in einer Vision sah er Mareile auf dem Felsen von Bordighera stehen und ein leuchtendes Meer anfingen, und zwar eine seltsam veränderte Mareile, wild, frei, triumphierend, die sich stolz und froh ihrer Schönheit und ihrer Sinnlichkeit bewußt wird. Daß er, Günther, das nicht besitzen konnte! Der verdammte Hans Berkow!

„Daß sie so schreiben kann", sagte Beate. Seneïde zuckte die Achseln.

„Und die gute Ziepe liest uns das alles ganz andächtig vor", meinte die Baronin.

„Und das mit dem Kleide, wie unangenehm das klingt," bemerkte Seneïde, „daran ist dieser Herr Berkow schuld." Die Damen sahen sich an und lachten.

„Mir," fuhr Günther auf, „mir gefällt der Brief. Mareile ist ein schönes, starkes Geschöpf und sie erfreut sich an sich selbst — und an der Welt — und an ihrer Freiheit."

„Ich bitte Sie, welche Freiheit?" warf Seneïde ein.

„Nein, lieber Sohn", sagte die Baronin. „So kann man nicht schreiben, das schickt sich nicht."

Günther schwieg ärgerlich und setzte seine Wanderung durch das Gemach fort. Noch als alle sich zur

Ruhe begeben hatten, schritt er sinnend auf und ab. Es war sehr still um ihn, nur die große englische Uhr des Eßsaales sprach zu der kleinen Bouleuhr des Gartensaales herüber. Das Parkett knackte unter Günthers unruhigen Füßen.

Warum hatte er nichts Starkes, Heißes? Die arme Beate schloß ihre geduldigen Opferaugen gerade vor allem, nach dem er sich jetzt sehnte. Die Luft hier war dünn und kühl. Er wollte Schwüle, wollte etwas, das berauscht. War es denn aus mit dem Erleben? Ungeduldig und feindlich dachte er an die Frauen hier, mit ihrem vornehmen Verhüllen aller schönen Nacktheit, an die Frau, deren Leib nach jeder Umarmung rein und keusch zu bleiben schien. Konnte das ihn satt machen! — — Heute mußte er etwas tun, das ihn daran erinnerte, daß er noch jung war. In das Schlafzimmer mit der schläfrigen Ampel konnte er heute nicht hinein. Er trat an das Fenster und zog den Vorhang zurück. Der Vollmond stand am Himmel. Der Schnee flimmerte bläulich. Wie festlich und weit das aussah! Und da sollte er, Günther, drinnen bleiben, bei den gelben Lampen, und zuhören, wie die gefräßigen Uhren ihm die ungenutzten Lebensaugenblicke forttickten? In solchen Nächten hatte er als Knabe seine ersten Liebesabenteuer unter Peters und Jagdabenteuer unter Mankows Leitung erlebt. Ja! Das war's! Wilddiebsjagd bei Mondschein — wie damals! „Peter — Peter," rief Günther erregt, „Hasenjagd im Mondschein, wie früher in Lantin. Wir fahren zu Mankow und seiner roten Eva. Spann' den Braunen an."

Als Günther mit Peter im Schlitten saß und in die Mondnacht, wie in eine blaue Glaswelt, hinausfuhr,

da packte ihn die Jugendluft so stark, daß er Peter an den Pelzkragen faßte und rüttelte: „Daß du dich nicht unterstehst, alt und schläfrig zu sein."

„Ich — schon nich' — Herr Graf", meinte Peter.

Im Trabe ging es durch das schlafende Dorf. Hunde schlugen an, aber klagend, nicht böse, als hätte das Mondlicht auch sie gefühlvoll gemacht.

Der Schlitten bog jetzt in einen alten Kiefernbestand ein, eine weiße, stille Säulenhalle.

„Sehr gut", schmunzelte Peter.

„Ach — schweig'!" herrschte ihn Günther an.

„Warum denn, Herr Graf?"

„Weil das nicht dazu da ist, damit du es bewunderst."

„Aha — ich versteh', das is nur für Grafen."

„Ja."

Sie näherten sich dem Waldkruge, in dem sie an einer Wand kleiner Tannen hinfuhren, die wie mit großen Händen in kalten, weißen Handschuhen die Gesichter der Fahrenden streiften.

„Der Mankow wird sich wundern", bemerkte Günther.

„Nee, der wundert sich lange schon nich' mehr", erwiderte Peter.

„Wenn er nur zu Hause ist!"

„Na, dann is die Eve zu Hause."

„Du denkst auch nur an die Weiber."

„Na ja, die gehören doch dazu."

In der qualmigen Krugsstube saß der alte Mankow an einem Tische bei einer trüben Unschlittkerze. Eine Brille auf der Nase, ein rotes Tuch vor Mund und Nase gebunden, drehte er Giftpillen für die Füchse.

„Guten Abend, Alter!" rief Günther. Der Alte erhob sich, stand unbeweglich da, den Kopf vorgestreckt,

wie ein sicherndes Wild. Er hatte seinen Herrn erkannt und wollte nichts tun und sagen, was ein Fehler sein könnte. „Na, Peter, mach's dem Alten klar, was wir wollen. Du siehst ja, wie sein Gewissen ihn beißt", befahl Günther. Peter und Mankow gingen hinaus. Günther wärmte sich an dem großen, qualmenden Feuer. So war's gut! Hier wehte wenigstens die angenehme Luft versteckter Abenteuer, wenn man's nicht wie Hans Berkow haben konnte. In der niedrigen Tür der Nebenkammer stand plötzlich Eve Mankow und sah Günther unverwandt an. In ihrem kurzen, roten Rock, das rotblonde Haar wirr über dem heißen Gesicht, die nackten Arme, Schultern, Beine vom Ofenlicht beschienen, war sie eine bunte, leuchtende Gestalt in dem rußgeschwärzten Türrahmen.

„Warum schläfst du nicht?" fragte Günther.

„Ich mag nicht."

„Na, dann komm."

Eve kam, vorsichtig, mißtrauisch, wie die Menschen des Waldes es den Tieren nachtun.

„Willst du mit auf die Jagd? Du kannst ja schießen."

„Ja, Herr."

„Hast du auf mich gewartet?"

„Ich dachte, Sie werden mal kommen."

„Wer sagte dir das denn?"

„Die Karten."

Günther trat an Eve heran, nahm ihren Kopf in beide Hände, bog ihn zurück und küßte den breiten, roten, sehr heißen Mund. „So!" sagte er, „nun gehen wir zu den Hasen." Eve war blaß geworden. Sie saß einen Augenblick still da, die grellen, rotbraunen Augen wurden klar und groß; sie seufzte so tief, daß die rauhen Spitzen der Brüste fast das Hemd

durchstechen wollten. Dann erhob sie sich und ging in ihre Kammer hinüber.

Die Jäger stellten sich am Waldrande auf, während die wenigen Treiber leise pfeifend über die beschneiten Wintersaaten gingen und die dort zur Nachtäsung versammelten Hasen dem Walde zutrieben. Eve stand neben Günther. Vor ihnen die dämmerige Fläche, auf der es wie weißer Nebel lag. Die Flintenhähne knackten; dann Stille. Nur ein dumpfes Geräusch schlug an Günthers Ohr, wie Schritte in weichem Schnee. Das war der erregte Schlag seines eigenen Herzens. Jetzt huschten hier und dort rege Schatten über den Schnee, wunderliche, graue Gespenster mit langen Ohren, im unsicheren Lichte groß und wesenlos. Günther schoß, neben ihm schoß Eve. Nun blitzte es am ganzen Waldrande auf. „Der hat's gekriegt", sagte eine vor Erregung heisere Stimme. Es war Eve. Auf ihren Flintenlauf gestützt, lachte sie unter der alten Fuchsfellmütze ihres Vaters Günther an, daß ihre Zähne im Mondlichte blitzten.

„Jetzt komm", sagte Günther, und die anderen hinter sich lassend, gingen sie dem Waldkruge zu.

Günther liebte es jetzt, in der Dämmerstunde in seinem Zimmer zu sitzen, Rotwein zu trinken und sich von Peter von dem Waldkruge vorsprechen zu lassen.

„Ja, ja, die Eve," meinte Peter, „die is ein klarer Apfel."

„Unsinn," sagte Günther, „hör' zu! Ich will dir was von meinen Vorfahren erzählen."

„Bitte, Herr Graf, von Vorfahren hör' ich sehr gern."

„Na also!" begann Günther nachdenklich. „Vor einigen hundert Jahren war's. Ein Graf Günther von Tarniff verließ sein deutsches verschneites Schloß und seine schöne, weiße Gräfin und zog in das gelobte Land. Nach drei Jahren kehrte er heim. Seine blonde Gräfin hatte treu auf ihn gewartet. Im Morgenlande aber hatte er in einem weißen Hause auf einem roten Felsen eine braune, schwarzäugige Gräfin zurückgelassen.

„Aha! Ich versteh'", warf Peter ein.

„Gut! Der Graf blieb drei Jahre bei seiner blonden Gräfin, da begann ihn die Sehnsucht nach den braunen Armen der Morgenländerin zu quälen, und er wollte sich auf die Reise machen. Nun gab's schon damals Diener, die mehr sprachen, als sie sollten. So 'n Kerl hatte der Gräfin mitgeteilt, was ihren Gemahl von ihr trieb. Die schöne Frau weinte zwar, aber sie sagte zu ihrem Grafen:

‚Ich halte dich nicht. Geh deiner Sehnsucht nach. Gott gab dir ein zwiespältiges Herz; möge dieses Herz dich auch wieder zu mir zurückführen.'

„Bravo!" rief Peter.

„Daß an dem Bravo des Peter Ruskowski der Gräfin etwas gelegen gewesen wäre," fuhr Günther fort, „glaube ich kaum. Also, der Graf pilgerte in das gelobte Land, wohnte in dem weißen Hause auf dem roten Felsen und trank sich toll und voll an der wilden Liebe seiner braunen Gräfin. Als nun die Zeit gekommen war, da ihn wieder nach Tannen, Schnee und der bleichen, blonden Frau verlangte, da tobte und schrie die braune Gräfin. ‚Ich weiß, warum du mich verstößt. Du hast ein Weib jenseits des Meeres, und das gilt dir mehr als ich.' Der Graf tröstete sie. Er erzählte ihr von seinem zwiespältigen

Herzen, und daß auch ihre Zeit wieder kommen würde. Die Frau wurde ruhig und der Graf schlief an ihrer braunen, heißen Brust ein. Da ergriff sie den Dolch, stieß ihn dem Grafen in das Herz und schrie: ‚Ich will mir meine Herzenshälfte nehmen!'

Peter nickte nachdenklich: „Ja, Vorfahren, die haben immer solche Geschichten."

„Maul halten!" schloß Günther die Unterhaltung.

Von nun an wartete der Braune mit dem Schlitten öfters bei Nacht hinter der verschneiten Spirrahecke. Dann jagte Günther in die Winternacht hinaus. Das erschien ihm wie ein angenehmer Protest gegen die ruhige Ordnung des Lebens um ihn her. Auf halbem Wege zum Kruge mußte Eve ihn erwarten. Im kurzen Schafspelz, die Fuchsfellmütze über die Ohren gezogen, trat sie aus dem weißen Dickicht hervor. Das Gesicht, das Haar, die Wimpern voll kalter Tropfen; und sie lachte, daß im Sternschein ihre Zähne blitzten.

Das kleine Hinterzimmer des Waldkruges duftete nach den Tannennadeln, die über den Boden gestreut worden waren. Im Ofen verglomm ein Feuer. Günther setzte sich auf das niedrige Bett und wärmte seine Hände am Feuer. Eve ging ab und zu; tauchte unter in die schwarzen Schatten der Ecken; trat wieder in den Feuerschein, bunt und leuchtend in ihrem roten Rock, ihrem roten Haar, das Fleisch blank und warm.

„Sitz'!" befahl Günther. „Kehr' das Gesicht zum Feuer hin. Laß die Zöpfe über die Schultern hängen. So!"

Eve gehorchte. Sie saß schweigend da, die Hände flach auf die Knie gelegt; die runden Augen, unver-

wandt auf Günther geheftet, verschleierten sich feucht vor Erregung.

„So." Günther war zufrieden. Das große halbnackte Mädchen, mit seiner unbekümmerten Sinnlichkeit, atmete eine ruhige, zuversichtliche Kraft, von der etwas auch auf ihn überzugehen schien. Er glaubte den nervösen, unbefriedigten Günther für einige Augenblicke los zu sein.

Durch die halbangelehnte Tür sah er in der Schankstube pelzvermummte Gestalten mit Peitschen in den Händen am Tische sitzen. Sie flüsterten und tranken Schnaps. Auf der Ofenbank schlief der Hausierer Abbe.

„Wie war's, als du mit dem Pankow gingst?" fragte Günther. Eve schwieg. „Sprich!" befahl Günther.

„Der Hund", sagte Eve heiser.

„Na ja, er sagt doch — daß er dich gehabt hat — nicht?"

Eve stand auf, ging in die dunkle Ecke des Zimmers. Günther hörte sie dort weinen.

So war's jedesmal. Das Starke in diesem wilden Mädchen zog Günther an, aber kaum fühlte er es in seiner Gewalt, dann trieb es ihn, es zu beugen. Er mußte Eve weinen und gehorchen sehen.

„Hierher!" rief Günther. Eve schwieg. „Hierher — hierher", wiederholte Günther, als riefe er einen Hund. Eve kam langsam näher, das Gesicht warm und rosig vom Weinen. Die Augen richtete sie brennend, wie hungrig, auf Günther. „Totschießen werd' ich den Pankow. Fuchspillen soll er kriegen", murmelte sie atemlos; dann sank sie schwer auf Günther nieder. Das Feuer verglomm. Durch das kleine Fenster schienen blanke Wintersterne, der Wald rauschte laut.

„Steh' auf — geh —" herrschte Günther dann plötzlich Eve an. Er stieß sie von sich, er wollte nicht mehr bleiben, er hatte es eilig, wieder in dem stillen Schlafgemach zu sein, in dem es nach weißem Flieder duftete und wo die matte Ampel über einer schlafenden, weißen Frau wachte. 89

Achtes Kapitel

In der Herrschaftsküche mit den blau und weißen Kachelwänden wurde die Weihnachtspastete gebacken. Herr Mieszeck, der Küchenchef, litt am Magen und war sehr nervös. Wenn er es mit Trine, der Küchenmagd, gar nicht aushalten konnte, ging er in einen kleinen Nebenraum und spielte die Flöte. In der allgemeinen Küche war es lauter. Frau Mandelkoch befahl hier. Beständig kamen Leute, die hier nichts zu tun hatten, um zu sehen, zu riechen, sich zu wärmen und die Mägde zu kneifen. Amelie, die Zofe, stand vor dem Feuer und starrte vor sich hin. Die anderen störten sie nicht, man sah sie zuweilen an und flüsterte.

Beckmann erschien in seiner schwarzgoldenen Livree, mit seinen dicken Waden und dem weißen Engländergesicht. Unnahbar durchschritt er den Raum und verschwand in der Herrschaftsküche. Amelie schaute auf, folgte ihm mit Augen, die blank vor Bewunderung wurden. Dann seufzte sie, strich ihre kleine Schürze glatt und ging hinaus. Als Beckmann den finsteren Gang hinuntereilte, der zur Außentür führte, faßte jemand ihn am Rockaufschlag und zog ihn auf die

Schwelle. „Auf dich wart' ich", sagte Amelie. Beckmanns starres Gesicht verzerrte sich. „Na — was denn? Hier doch nich."

„Jawoll", meinte Amelie. „Ich muß dich sprechen."

Beckmann blieb stehen, steckte das Kinn tief in den hohen Hemdkragen und seine Waden in den weißen Strümpfen zitterten vor Kälte. „Na — los", brummte er. Amelie lehnte sich an ihn, strich mit ihren kleinen roten Händen über seinen Rockärmel. „Ich muß doch wissen, was nu sein wird."

„Immer die alte Jacke," schnarrte Beckmann, „das Vergnügen wollt ihr, und später sind wir schuld."

„Wer sagt denn von Schuld, Beckmann", flehte Amelie. „Ich frag' nur, was is nu? Die anderen sprechen schon. Ich geh' zur Frau Gräfin."

Die weiße Lakaiennase hob sich streng zu den Sternen auf.

„Von mir kein Wort", befahl er.

„Aber Beckmann, ich muß doch sagen, wer der Vater zu dem Kind is." Amelie weinte nur leise.

„Kein Wort", wiederholte Beckmann.

Jetzt schüttelte das Weinen den ganzen, runden Mädchenkörper.

„Hör'," sagte Beckmann mit seiner diskreten, leblosen Dienerstimme, „das Flennen hilft so nichts. Wenn du von mir nichts sagst — hm — verstehst du? Wenn du mir nicht den Dienst verdirbst, nachher geb' ich das Geld, damit du im Dorfe deine Sache abmachst. Das wird hübsch kosten." Amelie drängte sich noch an ihn heran, sie lächelte, nahm seine Hand und stützte ihre tränenfeuchte Wange darauf. „Und später — Beckmann — sag' —später?" hauchte sie.

„Von später weiß ich nichts", meinte Beckmann kühl. „Jetzt muß ich gehen." Er wandte sich ab, als bemerkte er es nicht, wie das Mädchen sich auf die Fußspitzen stellte, um mit dem Gesicht an seine schmalen, bleichen Lippen zu reichen.

Als Beckmann fort war, wischte Amelie sich mit der Schürze die Augen und starrte trübselig auf den Hof hinaus, der in der bleichen Schneedämmerung sehr still zwischen den hohen, weißen Häusern lag. Ein grellgoldener Schein fiel auf den Schnee. Drüben bei Inspektors wurde der Weihnachtsbaum angesteckt. Amelie wandte sich ab. Das Herz war ihr voll Zorn gegen die Herrschaft, die sie fürchten mußte, und so voll von Liebe zu Beckmann, daß sie wieder weinte.

Am ersten Weihnachtstage saß Beate in ihrem Ankleidezimmer und wartete auf Amelie. Der letzte Abendschein war schon hinter den Parkbäumen verglommen. Beate war in einen leichten Halbschlummer verfallen. Als jemand in das Zimmer trat, fragte sie: „Sind Sie es, Amelie? Dann stecken Sie die Lampe an." Da es still und finster blieb, sagte Beate: „Machen Sie doch Licht. Ich muß mich ankleiden."

Jetzt rauschte etwas neben ihr auf den Teppich nieder, ein nasses Gesicht legte sich auf ihre Hände. „Sind Sie's, Amelie?" fragte Beate. „Warum weinen Sie? Haben Sie etwas getan?"

„Schlecht — schlecht hab' ich getan!" schluchzte das Mädchen. „Und die Schande jetzt. Was soll ich tun? Frau Gräfin werden Erbarmen haben — verzeihen — ach! ach!"

Während Amelie sprach, fühlte sie, wie Beate allmählich vor ihr zurückwich, die Hand, das Knie, das

Amelie umschlungen hielt, fortzog. „Stehen Sie auf", sagte Beate leise, aber das geschulte Zofenohr hörte aus diesen Worten doch Strenge und Widerwillen heraus. „Wie konnten Sie das tun — Sie wissen doch..."

Amelie schluchzte unter ihrer Schürze, die sie über den Kopf geschlagen hatte: „Ja — ja — ich weiß. Sünde is — aber es kommt man so —"

Beate schwieg. Sie empfand Mitleid mit dem weinenden Mädchen. Mein Gott! Die Welt ist so voll Sünde und Elend; aber sie empfand auch Groll gegen Amelie. Was hatte sie ihre unreinliche Liebesgeschichte hier zu ihr, Beate, hereinzutragen! „Stecken Sie das Licht an!" befahl Beate. Als die Lampe brannte und Beate vor dem Spiegel saß, machte Amelie sich daran, ihre Herrin zu frisieren. Sobald Beate jedoch die Hände des Mädchens in ihren Haaren spürte, bog sie den Kopf zur Seite, wie von Ekel erfaßt.

„Lassen Sie", sagte sie hastig. „Ich mach' das selbst. Gehen Sie hinaus, gehen Sie."

Amelie schlug wieder die Schürze über den Kopf und verließ laut jammernd das Zimmer.

Um die Zeit des Sonnenunterganges saß Beate im Ahnensaal und ruhte. Günther war abwesend. Seneïde, die Arme über der Brust verschränkt, ging im Saale auf und ab, dunkel und schmal in dem roten Lichte.

Peter brachte einen Brief. „Aus dem Dorf, von der Amelie", sagte er.

„Oh — von der!" meinte Seneïde und zog die Augenbrauen empor. Beate sah den Brief mit Widerwillen an, wie wir ein unangenehmes Insekt anschauen, und schloß dann wieder die Augen.

Später im Wohnzimmer wurde die Lampe angesteckt. Die drei Frauen saßen um den runden Tisch. Die schweren, dunkeln Vorhänge wurden vor die Fenster gezogen, die alten dunkeln Türen geschlossen. Wieder einmal schien die Außenwelt mit ihrer Unreinlichkeit und Feindseligkeit ausgesperrt zu sein. Die Meierin kam und sprach von einer kranken Kuh. Beate öffnete widerwillig den Brief und las:

„Gnädige Frau Gräfin, Ziepe sagt, ich darf im Dorfe nicht bleiben. Er sagt, er muß mich 'rausschmeißen. Ich hab' nur getan, was andere Mädchen hier auch tun. Wer is denn so heilig? Wohin soll ich denn gehen? Wie 'n räudiges Vieh soll ich hier 'raus, sagt Ziepe, der so aufgeblasen ist, daß er bersten wird. Gott geb' es! Ich muß 'raus und die Eve Mankow darf bleiben und warten, daß der Herr Graf bei Nacht zu ihr 'rausfährt. Und dann prahlt das freche Mensch noch damit. Das ist Sünde. Ich fahre zu meiner Tante nach Stolpe, die wird christlicher sein als die Herrschaft. Adjö. Amelie Miller."

Beate schaute auf. Die Meierin erzählte noch von der kranken Kuh. Das Zimmer lag im Lampenschein friedlich und wohl verwahrt da... und doch etwas Fremdes, Entsetzliches war hereingekommen, war da. Beate fröstelte. Hastig mit zwei Fingern faßte sie den Brief und warf ihn in den Kamin. Wie das Papier aufflammte, wie es sich krümmte und wand! Jetzt war nur ein wenig schwarzer Staub übrig, der eilig in den Schlot hinauffuhr. Bleich lehnte sich Beate in den Sessel zurück. So — war's vernichtet — das — dem sie mit ihren Gedanken zu nahen — nicht wagte.

Erst als sie schlaflos im Bette lag, konnte sie dem Entsetzlichen nicht entrinnen. Sie sah beständig Eve

Mankow vor sich, das große, hochbusige Mädchen, mit den grellen Augen. Ekel schüttelte sie; Ekel vor ihrem eigenen Körper, der wie Eve nach Günther verlangte, der Günther dasselbe bot, wie Eve. — Beate fuhr auf, als müßte sie etwas abwehren, sich von einer quälenden Gemeinschaft befreien. „Es ist nicht wahr!" flüsterte sie in das Dunkel hinein. Das beruhigte, das leuchtete ein. So etwas kann ja nicht wahr sein! Wie konnten die Even und Amelies an ihre, Beates, Ehe rühren! Nein, so etwas durfte, konnte nicht in ihr Leben hinein; das war ihr fester Wille. So etwas durfte nicht wahr sein. Und um ihre Seele ganz zu befreien, badete sie dieselbe in der Ekstase eines langen Gebetes.

Nach einer langwierigen, qualvollen Entbindung war dann endlich der Tarniffsche Erbe da. Günther küßte seine blasse Frau triumphierend auf die blasse Stirn. „Danke — Schatz. Er hat dir Mühe gemacht — was? Ja — so sind wir Tarniffs; wir machen Mühe."

Beate langte nach Günthers Hand. „Ja — aber ihr seid gut — ihr Tarniffs — nicht?" sagte sie.

Günther lachte. „Gut. Natürlich sind wir gut, und ob!"

„Ein schönes, schweres Kind", bemerkte die Hebamme.

„Ja, was haben Sie denn erwartet?" schloß Günther die Unterhaltung.

Neuntes Kapitel

Es war Mai geworden. Frau Ziepe saß müßig und gedankenvoll in ihrem Wohnzimmer. Vater Ziepe kam zum Zehnuhrfrühstück heim. „Na, Imbiß her!" rief er sehr laut. Frau Ziepe holte Schnaps und Wurst, aber so vornehm und ergeben, daß ihr Mann sie fragte: „Was is wieder los?"

„Mareile hat geschrieben", antwortete sie und machte ihr unzufriedenes Gouvernantengesicht.

„So, unsere Malerin", Ziepe lachte breit. „Stimmt's da nich? Oder kommt's Kind?"

Dieses Lachen, der Stallgeruch, alles verletzte Frau Ziepe heute an ihrem Manne und sie wurde um so vornehmer.

„Mein Gott! Ich versteh's selbst nicht recht. Es sind Nuancen. Aber mir ist so bang."

„Nuancen — Unsinn, Mama!" fuhr Ziepe auf. „Zanken sie sich, oder läuft er zu Frauenzimmern, oder was is?"

Frau Ziepe weinte jetzt. „Sie schreibt von dem großen Mißverständnis ihrer Ehe und von Recht auf Freiheit — und Enttäuschung — ich weiß nicht — aber gut ist das nicht."

„Quatsch", donnerte Ziepe. „Schreib' ihr, ich hab' dich auch enttäuscht, das is man so... und wenn eine 'nen Mann hat, soll sie ihn halten, Männer sind heutzutage rar. Das sag' ich, Vater Ziepe, und basta." Er goß einen Gilka herunter und ging zu seiner Mistfuhre hinaus. —

Auch im Schloß erregte Mareiles seltsame Ehegeschichte alle. Die Gräfin Blankenhagen in einem Reitkleide in der Art des Großen Kurfürsten und in Begleitung ihrer Tochter Ida und deren Gemahls

Egon Sterneck, kam eigens von Steindorf herüber, um zu sehen, was für Gesichter die Kaltiner zu Mareiles Ehegeschichte machen würden.

Tatsache war, daß Mareile ganz plötzlich ihre Ehe gelöst hatte und zu der Fürstin Elise gezogen war. Hans Berkow war im Unrecht, das stand fest. Was er getan hatte, wußte man nicht, aber für die Gesellschaft war er ein toter Mann. Um Mareile zu heben, mußte Hans Berkow sehr tief hinabgedrückt werden. Die five o'clocks der Fürstin Elise waren sehr besucht. Eine jede wollte Mareile schön und unumwunden über ihre Ehe sprechen hören. All diese Frauen, die ihre Ehen vor der Öffentlichkeit mit weißen Schleiern zu verhängen liebten, sie konnten sich an Mareiles Evangelium von der Pflicht der Empörung gegen den Mann, der die Frau nicht zur Liebe zu zwingen versteht, nicht satt hören. „Man muß diese entzückende Frau selbst sprechen hören", berichtete Ida Sterneck. „Sie sagt — wie sagt sie doch? Sie sagte: Wenn der Mann die Frau nur so als die Schönheitslinie zu seinem Gebrauche ansieht — dann — dann entwürdigt sich die Frau."

„Das sind so Redensarten unserer guten Fürstin", meinte die Baronin.

„Nein aber," drängte die Gräfin Blankenhagen, „es müssen doch Geschichten passiert sein. Wenn eine Ehe auseinandergeht, müssen doch Geschichten da sein, nicht wahr?"

Da begann Günther zu sprechen, spöttisch und erregt: „Geschichten, meine gnädige Frau Gräfin, werden Sie noch genug darüber zu hören kriegen. Daß Mareile aber keine Geschichten nötig hat, um zu handeln, das ist das Große an dieser Frau. Ja, bitte, wenn Sie in einem Brief einen Satz angefangen

haben, und Sie merken, der geht so nicht weiter, der gibt keinen Sinn, dann streichen Sie ihn durch, nicht? Na also! Grad so macht's Mareile. Der Anfang mit Hans Berkow gibt ihr keinen rechten Sinn. Gut, sie macht ihren Strich darüber, so 'nen dicken, schwarzen Strich, wissen Sie, mitten durch den armen Hans durch... und sie wird einen besseren Satz anfangen."

„Ach, sprecht nicht so von meinem armen Kinde!" klagte Seneïde und ihre fanatischen Augen wurden feucht.

„Ja, eigene Sache", schnarrte Egon Sterneck. „Das mit dem Strich, ganz hübsch. Nur wenn das Mode wird, ich meine bei unseren Frauen —"

„Unseren Frauen!" wiederholte Günther verwundert, „wer spricht denn von unseren Frauen? Ich spreche doch von den Mareilen."

„Hm — ja so!"

Wie einst vor einem Jahre, stieg Mareile an der kleinen Kaltiner Station aus dem Zuge. „Wieder kein Wagen, ich bin untröstlich, Signora, gnädige Frau," sagte der Stationsvorsteher Ahlmeyer, „und bei Ihrer Abneigung gegen meinen Fuchs, na ja, spatlahm, freilich..."

So wanderte Mareile denn wieder über die Heide. Die Sonne ging hinter den Hügeln unter. Ein angenehmer Wind, voll von dem Dufte der Wacholderbüsche, wehte. Mareiles Gesicht war schmaler geworden. In die hellen, blühenden Farben hatte sich etwas wie ein bleiches Leuchten gemischt. Die Augen, die „durstig-machenden Augen", wie Hans Berkow sagte, schienen größer und reicher an Licht. Das Leben hatte auf dieser Schönheit die Spuren einer

erregenden Erkenntnis zurückgelassen. Ja, heute war sie eine andere als damals, heute lächelte sie still vor sich hin, als genieße sie die süße Reife der eigenen Seele.

Der arme Hans! Er hatte sie in seiner Art geliebt, wie solch' eine morsche, abgetakelte Seele lieben kann. Sie konnte ihn nicht brauchen. Aber er hatte sie sehr stark begehrt und hatte sie ihre Sinne verstehen gelehrt, und erst, wenn ein Weib seine eigene Sinnlichkeit versteht, versteht es sich selbst.. „Weißt du", hatte Mareile zu Hans in Bordighera gesagt, in jenen wunderlich traumhaften Tagen des Eheanfangs, in denen Geist und Körper fiebern. „Weißt du, warum wir Mädchen, die auf den Schlössern aufwachsen, so dumm über die Liebe denken? Weil dort bei dem Gerede über die Liebe immer der Körper unterschlagen wird."

„Das will ich meinen!" hatte Hans geantwortet. „Glaubst du, Diotima hätte so fein über die Liebe gesprochen, wenn sie von Tante Seneïde erzogen wäre?"

Eine glasige, graue Dämmerung sank auf das Land nieder. In der Kirche wurde der Sonntag eingeläutet. Unten auf der Dorfstraße tobten die Kinder vor dem Schlafengehen. Blonde Köpfe und nackte Beine legten helle Flecke in die Dämmerung. Nebel erhoben sich auf den Wiesen, spannen das Land in kühle Schleierstreifen ein. Im Felde begann eine Wachtel zu schnarren, eintönig und unermüdlich, als spräche sie im Traum von unendlichen Kornfeldern. Das ergriff Mareile. So war's gut; hier wollte sie ruhen, bis das Erlebnis kam, das ihrer würdig wäre.

Über dem Schlosse stand der Mond. Aus den Fenstern drangen Stimmen und Klaviertöne, der hübsche

Lärm jenes Lebens, das Mareile einst so schmerzhaft geliebt hatte.

Die Fenster des Inspektorhauses waren dunkel. Leise öffnete Mareile die Stubentür. Das Wohnzimmer war leer. Aus dem Schlafzimmer der Kinder aber klang Frau Ziepens Stimme. Sie sang ein Wiegenlied, müde und eintönig. Behutsam ging Mareile vor. Da saß die Mutter zwischen den Betten der Zwillinge. Etwas Mondlicht fiel in die matten Augen und auf die spitzen Züge des Gesichtes. Ihr zu Füßen kauerte die fünfzehnjährige Lene im Hemde. Den Kopf auf die Knie der Mutter gestützt, schlief sie.

„Hündchen hat den Mann gebissen,
Hat des Bettlers Rock zerrissen —"

nahm die geduldige, freudlose Stimme wieder auf. Mareile näherte sich leise und sank dann neben ihrer Mutter nieder. „Mareiling", sagte Frau Ziepe tonlos; sie lehnte ihr heißes, eingefallenes Gesicht an Mareiles kühle Wange und weinte.

Auch Lene erwachte. Sie verstand nicht, was vorging, warum es wie Seide rauschte, warum es süß nach Orchideen duftete, warum Goldsachen im Mondlichte flimmerten, bis auch sie die Arme ausbreitete und mit dem Seufzer schlaftrunkener Kinder: „Mareiling" flüsterte.

Die Baronin streichelte sanft Mareiles schönes Gesicht und sagte freundlich: „Ja, Kind, bleib bei uns. Du gehörst zu uns." Von dem großen Ehevangelium war hier nicht die Rede, und Mareile tat es wohl, zu schweigen. Sie wußte, hier war es Sitte, seine Not und seine Wunden rücksichtsvoll zu verdecken, um die Harmonie nicht zu stören. Der Mittsommer

war eine stille Zeit. Die Jalousien an der Sonnenseite des Schlosses wurden niedergelassen. Die Zimmer lagen im Dämmerlichte wie im Schlafe, unter dem leisen Brummen der Sommerfliegen und in dem Dufte der in den Vasen welkenden Blumen. Alte Tanten aus fernen Fräuleinstiften zogen in das Schloß ein; Tante Riecke, Tante Lolo, lange Losnitzer Feldherrennasen unter den schwarzen Spitzen des Altjungfernhäubchens. Sie füllten die Räume mit ihren verschollenen Parfüms Verthiver und Esbouquet und die Abende mit ihren verschollenen Geschichten.

Das Inspektorhaus war unerträglich; voller Sonne, Fliegen, Suppengeruch. Mareile wanderte daher schon am Morgen, unter dem roten Sonnenschirm, über den Hof in das Schloß. Dort saß sie gern allein und müßig in der Bibliothek und sann, sann dem nach, was kommen mußte. Sie fühlte sich reich und müde, wie nach einer Ernte. Oh, sie hatte keine Eile! Die Erlebnisse des Lebens konnten noch ein wenig warten; jetzt wollte sie ruhen und ihre Schönheit fühlen, wie ein Rosenstock mit all seinen Knospen unbeweglich dasteht in der Mittagssonne, froh der Gewißheit des Blühens.

Günther, nervös und unruhig durch die Zimmer wandernd, blieb in der Tür des Bibliothekzimmers stehen. „Sie sitzen hier so eigentümlich", sagte er zu Mareile. „So — so — als ob Sie bei etwas Angenehmem wachhielten, das eben eingeschlafen ist."

„Das ist hübsch, was Sie da sagen", meinte Mareile.

Günther schwieg und sah sie an. „Sie haben sich verändert. Die frühere Mareile — wenn ich so denke..."

„War die nicht gut?"

„Doch, doch! Aber solche Fräulein, die leben vor verschlossenen Türen... jedenfalls ergreifen Sie mich jetzt mehr."

„Das ist doch gut?"

„Freilich, freilich! Aber jetzt geh' ich mich unter die kalte Dusche stellen", schloß Günther. „Reiten Sie nicht mehr?" fragte er im Fortgehen.

„Jetzt nicht", erwiderte Mareile.

„Singen Sie nicht?"

„Jetzt nicht."

„Ach so, ich verstehe. Sie wollen noch innere Komiteesitzung abhalten. Gut — gut!"

Am Abend saß Mareile im Gartensaal ein wenig abseits von den anderen an der geöffneten Glastür. Die Julinacht war schwarz und voll von dem süßen Dufte der Sommerblumen. Unter der Lampe las Seneïde der Gesellschaft die Kreuzzeitung vor.

Hübsch, hübsch, dachte Mareile, aber als könnte nichts anderes, Besseres mehr kommen, so beruhigt. Sie erinnerte sich, wie sie schon als Kind zuweilen ein unwiderstehliches Sichempören gegen dieses abgeklärte, hübsche Herrschaftsleben empfunden hatte, das sie doch so liebte. Aber in solchen Stunden mußte sie nein sagen zu allen heiligen Regeln. Statt zur französischen Stunde zu kommen, war sie einmal in den Wald gelaufen, hatte im See gebadet. Unerhörte Dinge. Aber der verzweifelte Wagemut brannte so köstlich im Blute. Später kam dann die Stunde der Reue in Tante Seneïdens Zimmer, wo die Blätterschatten lautlos über den Fußboden flirrten. „Wollen wir beten", sagte Tante Seneïde. Mareile und Seneïde knieten nieder, mitten unter die Blätterschatten. Seneïde betete mit ihrer klagenden, heißen Stimme. Dieses Gebet erfüllte das Kind mit wunderlicher

Erregung, Andacht war es und Märchenschauer; leises Flügelrauschen glaubte es hinter sich zu vernehmen.

So siegte damals stets das Kaltiner Leben über die Empörung der kleinen Mareile. Das war vorüber! Jetzt gehörte sie nicht mehr zu diesen guten Menschen, die ihr Lebenskapital in der Bank jenseits des Grabes anlegten.

Aber da war noch einer, dessen unruhiger Schritt zu sagen schien, daß Mareile einen Gefährten ihrer Lebensungeduld hatte. Günther ging unablässig auf und ab. Zuweilen blieb er an der Gartentür stehen und horchte hinaus, als sollte durch die Nacht etwas zu ihm kommen. „Der wartet auch noch", dachte Mareile. — — — —

Es war zwei Uhr nachmittags, die schläfrigste Zeit des Tages im Schlosse. Die alten Damen im Wohnzimmer nickten über ihren Strickereien ein. Beate saß an der Wiege ihres Kindes und summte leise vor sich hin. Da schlug ein Ton in diese Stille, laut und süß. Mareile sang im Musiksaal. Wie ein seltsam schönes, fremdes Ereignis zogen die Töne durch die verschlafenen Räume.

Tante Lolo schreckte aus dem Schlaf auf. „Mein Gott! Was gibt's?"

„Die Mareile singt", sagte Tante Riecke und verzog das faltige Gesicht, als hätte sie einen Tropfen zu starken, süßen Weins getrunken.

„Ah, unsere Nachtigall singt wieder", meinte die Baronin freundlich.

„Du, Peter," sagte Günther, „öffne die Tür und verschwinde, deine Gestalt stört jetzt."

„Ich weiß ja", meinte Peter.

Lange hielt es Günther jedoch nicht aus, stille dazuliegen, er mußte dem neuen Ereignisse näher

sein. Er eilte in den Musiksaal, streckte sich in einem Sessel aus, schloß die Augen, hörte zu. Das war gut. Er reckte seine Glieder ordentlich vor physischem Behagen. Aber was sang sie denn? War das nicht Isoldens Liebestod? Es klang jedoch fremd. Das Dämmerige, die süße Tiefe dieser Klage, in der Lieben und Sterben geheimnisvoll und einträchtiglich beieinander wohnen, das fehlte. Diese Musik war eine scharfe, klare, fast böse Leidenschaft. „Seltsam," dachte Günther, „wie ein nordischer See unter einer südlichen Sonne. Ja, gerade so! Was hat die Frau nur, um das so zu singen?" Er schaute sie an. Die Linien ihres Körpers bebten sachte in der Anstrengung des Gesanges. Aus dem skabiosenblauen Sommerkleide leuchtete der Nacken hervor, wie Widerschein von Gold lag es auf ihm. Ein leichter Flaum bedeckte die Arme mit winzigen Lichtstricheln. In den runden Linien dieser Arme lag so viel Irdisch-Junges, lag etwas, das zum Volk gehörte, an Arbeit denken ließ.

Mareile sang:

„Wie sie schwellen,
Mich umrauschen,
Soll ich atmen?
Soll ich lauschen?
Soll ich schlürfen,
Süß in Düften
Mich verhauchen?
In des Wonnemeeres
Wogenden Schwall?"

Günther schloß wieder die Augen. Die Musik stellte mit visionärer Farbigkeit ferne, südliche Erinnerungen vor ihn hin. Rote Felsen, blonder Meersand, das Meer ein tiefblaues Atlastuch, das rauschend steife, blanke Falten schlägt. An der sonnenwarmen Fels-

wand, auf den Sand niedergekauert, die kleine Photini, die junge Frau des alten Maoro Petros, des Zollaufsehers von Hydra. Dort wartete sie täglich auf Günther, wenn er vom Bade kam. Regungslos hockte sie, das Kinn auf die Knie gestützt, die Augen schmal und schwarz in die Helligkeit hinausstarrend, wie schöne Raubtieraugen, die auf Beute lauern. Wenn er dann vor ihr stand, zuckten die Wimpern. Er beugte sich nieder und nahm das ganze, sonnenwarme Figürchen in seine Arme. Photini lachte ein schrilles Möwenlachen. So trug er sie in einen Winkel, den die überhängenden Felsen zu einer schattigen Kammer machten. Die Wellen hatten große Sandpolster hineingespült, blank und gewässert, wie alte Brokate. Es roch nach Stein und Algen. Hier streckte Photini sich aus, ein mattgelber Elfenbeinleib, der glänzte, als flösse Honig statt Blut in seinen Adern, dann warf sie sich auf Günther, umschlang ihn mit den blanken Armen, den blanken Beinen, eidechsenwohlig zu Hause in der sinnlichen Glut, wie in der Sonnenglut an der Felswand. Günther entsann sich, wie er einmal in dieser wilden Umarmung seine Sinne schwinden fühlte. Eine Ohnmacht überwältigte ihn. Als er zu sich kam, sah er Photinis schmale, blanke Augen über sich, ängstlich und neugierig, dann lachte sie ein wenig spöttisch, und mit der schrillen Musik ihrer Stimme rief sie „Ptochos", „Armer", das klang mitleidig und fast verächtlich.

„Schlafen Sie?" fragte Mareile. Sie hatte sich auf dem Stuhle umgewandt und lächelte Günther an. „Sie sehen aus, wie jemand, der angestrengt träumt."

„Tu ich auch", sagte Günther. „Bei Musik träumen wir so lebhaft, wie im Fieber. Aber sagen Sie, wie singen Sie das?"

„Schlecht, ich weiß", meinte Mareile. „Noch kann ich nicht so recht. Es kommt immer Eigenes hinein. Nun, Isolde leiht mir wohl mal ihre Musik für meine eigenen Angelegenheiten."

„O gewiß! stimmte Günther zu. „Sie brauchen ein Stimmungsventil. Das versteh' ich. Wenn's sich in mir so rührt, dann geh' ich zu Peter und schreie ihn an. Wunderbar haben Sie gesungen."

Beide schwiegen einen Augenblick. Mareile schlug sinnend einige Töne an.

„Sind Sie krank?" fragte sie dann. „Sie sehen so — still aus?"

„Ja, Azedi."

„Ist das eine Krankheit?"

„Ja, eine Klosterkrankheit. Die Nönnchen kriegen das von zu viel Heiligkeit. Ach, das ist heilbar... Es ist so 'ne Art Katzenjammer."

„Was tut man dagegen?"

„Starke Verzückungen werden angewandt. Ein neuer Rausch, wie immer bei Katzenjammer. Aber singen Sie noch, das ist auch so 'n neuer Rausch."

Mareile sang:

„Du bist der,
Nach dem ich verlangte
In frostigen Winters Frist.
Dich grüßet mein Herz
Mit heiligem Grauen."

Günther nahm seinen Traum wieder auf. Die griechische Sonne, die roten Felsen gegen den unsagbar blauen Himmel... aber jetzt stand Mareile in alldem. Sie schaute mit den tokaierbraunen Augen den Strand entlang und wartete auf ihn. Auf ihn! Teufel! Das wäre etwas!

„Hell wie der Tag
Taut es mir auf
Wie tönender Schall —"

sang Mareile.

Wie sie im Singen bebte, wie die Töne in ihr schwollen! Plötzlich ging Günther hinaus. Er fürchtete, wunderlich auszusehen, mit dieser neuen, großen Aufregung im Herzen.

„Da Sie wieder singen," sagte Günther zu Mareile, „so reiten Sie wohl auch wieder."

Mareile hatte nichts dawider. „Gut!" bestimmte Günther. „Ich reite heute mit Ihrem Vater aufs Vorwerk hinaus. Sie kommen also mit!"

Am Nachmittage saß Mareile im olivgrünen Reitkleide, den niedrigen, blanken Hut auf dem Kopfe, auf der Fuchsstute. Sie liebte das Reiten. Die Freude machte ihr Gesicht rosa und kindlich.

„Achtgeben", mahnte Vater Ziepe. „Ein Pferd ist kein Klavier."

Ein Gewitterregen war über das Land gegangen, jetzt schien die Sonne wieder zwischen den großen, metalligen Wolkenballen hindurch. Glatt und grün lagen die gemähten Wiesen da. Die Schwalben schossen ganz niedrig darüber hin.

„Jetzt Galopp!" rief Mareile, „ho — ho — Grane." Günther blieb neben ihr. Die Pferde nahmen a tempo einen Graben, sausten am Pfarrgarten hin, wo Betty Ahlmeyer, jetzt Pastorin Halm, Johannisbeeren abnahm und die wie in Blut getauchten Hände gegen die Sonne hielt, um den Reitern nachzuschauen. Plötzlich ließ Mareile ihr Pferd in Schritt fallen. „Ich kann nicht mehr", sagte sie atemlos. Günther legte seine Hand auf Granes Sattel, beugte sich vor,

sah Mareile mit einer brennenden Bewunderung in das Gesicht. Er wollte etwas Besonderes sagen: „Das nenn' ich beieinander sein, was — —? Alles andere bleibt zurück, kann nicht mit. Nur wir beide." Er sprach schnell und undeutlich vor Erregung.

Als sie im Vorwerk anlangten, stand die Sonne schon tief. Günther ritt mit Ziepe zu einer Stauwiese. Mareile setzte sich auf einen umgestürzten Schiebkarren am Feldrande. Sie fühlte sich froh. Der Ritt, und dann, aus Günthers Augen hatte sie eben etwas angeglänzt, das sie eine Weile entbehrt hatte und das doch ihre eigenste Lebenslust war.

Die Sonne ging himbeerrot zwischen violetten Wolkenstreifen unter. Dämmerung legte sich über das Land. Ein roter Mond stand dicht über dem Horizonte. Die Arbeiter gingen auf dem Fußpfade zwischen den Feldern heim. Wo ein Bursche hinter einem Mädchen herging, da folgte Mareile ihnen mit den Augen, und wenn sie hinter den Erlen verschwanden, sagte sie sich: „Jetzt bleiben sie stehen. Jetzt langt er nach seinem Mädchen", und sie kam sich dort auf ihrem Schiebkarren plötzlich einsam und um ihr Recht an die Sommernacht betrogen vor.

Endlich kehrte Günther zurück. „Aufs Pferd, aufs Pferd", rief er. „Vater Ziepe reitet einen anderen Weg. Heute ist gute, preußische Sentimentalität in der Luft, nicht?"

Der Mond war höher gestiegen. Nebel lagen auf den Wiesen. Es roch nach Moor und feuchtem Laub. Die Frösche quarrten in den Tümpeln und die Rebhühner lockten im Klee. „Jetzt gehen wir wieder miteinander durch — hoio!" rief Günther. Sie trieben die Pferde an. Anfangs ging es an jungen Kiefern hin, die mit ihren Blütenbüscheln, wie mit kleinen

Affenhänden, nach Mareiles Reitkleide faßten. Dann kam der Hochwald, hohe, dunkle Stämme, vom Mondlicht silbern gestreift. Alles stürzte schnell, gewaltsam, wehend vorüber — Düfte, niederrieselnder Tau, flüchtige Bilder von Lichtungen, von weidenden Rehen, von großen, lautlosen Eulen. „Geben Sie mir Ihre Hand, dann geht's besser", rief Günther. Sie hielten sich an den Händen; diese Hände drückten sich, als wollten sie einander danken. Auf einer kleinen Waldwiese stand Eve Mankow und weidete verbotenerweise dort ihre Kuh. Sie schützte mit der Hand die Augen gegen das Mondlicht und starrte ernst den beiden nach, die Hand in Hand, einen Augenblick hell beschienen, wie Traumgestalten an ihr vorüberrasten.

Auf der Chaussee hielt Vater Ziepe und wartete.

Im Schlafe leben wir weiter. Unsere Gefühle reifen dann, uns unbewußt. Günther erwachte am nächsten Morgen mit einer neuen, fertigen Leidenschaft. Beate schlief noch. Er blieb eine Weile vor ihr stehen und schaute sie aufmerksam an. Sie sah fast kindlich aus, wie sie da lag, die Stirn voller Löckchen, die Lippen halb geöffnet. Günther war gerührt. Dieses auserlesene Wesen hier, war sein, er konnte es am empfindlichsten treffen und verwunden. Wiederum freute er sich an seiner eigenen Rührung vor dieser Frau, der er untreu zu werden fest entschlossen war. Stand dort zwischen Beates Augenbrauen nicht eine kleine aufrechte Falte, ein feiner Strich, wie mit einem Messer in die Haut geritzt? Die mußte eine Sorge um ihn da hineingezeichnet haben; wer sonst, als er, durfte solche Zeichen in dieses königliche Buch schreiben? Nie hatte er die sanfte Klarheit dieser Frau deutlicher emp-

funden. Kein Begehren mischte sich bei ihrem Anblick in sein Gefühl. Der Friede, der über ihr lag, war ganz tief und rein. Ein Heiligtum, das Günther mit Bedauern zu verlassen sich anschickte.

Er ging in den Hof hinunter. Es trieb ihn, vor Mareiles Fenster eine imponierende Gutsherrentätigkeit zu entfalten. Dann ließ er Grane vorführen, um zu sehen, ob sie gut gestriegelt sei. Grane gehörte ja jetzt zu Mareile. Plötzlich war auch Mareile da, in ihrem gelben Morgenkleide, unter dem rosafarbenen Sonnenschirm.

„Ist Grane unser Ritt bekommen?" fragte sie. Günther hatte so intensiv an Mareile gedacht, daß ihr Erscheinen ihm selbstverständlich erschien.

„Oh! Grane ist munter", sagte er. „Wollen Sie nicht meinem Surhab auch guten Morgen wünschen? Er ist noch im Stall. Er gehört doch auch zu uns vieren?"

„Ja, zu uns", meinte Mareile lächelnd.

Sie gingen in den Stall. „Setzen Sie sich, bis ich Grane an die Kette lege", sagte Günther. Eine starke Erregung bedrückte seine Stimme; er sprach, als wäre er gelaufen. „Hier ist's hübsch, nicht? Ich habe es mir hier gemütlich gemacht. Für manche Stimmungen ist dieses hier ein Kapitalort. Hier ist Andacht, finden Sie nicht? Warten Sie! Sprechen Sie nicht. Seien wir stille, damit Sie fühlen, was ich meine. Surhab schaut Sie an, er kennt Sie natürlich."

Sie saßen auf rotlackierten Stühlen. Rundbogenfenster füllten den Raum mit ruhiger, weißer Helligkeit. Es roch nach Heu und Riemenzeug. Die Pferde atmeten einen feinen Dampf aus, der die Luft erwärmte. Ab und zu klirrte eine Kette, oder ein Huf

schlug auf den Boden, und jeder Ton ließ über die blanken Flanken der Tiere ein Zittern hinlaufen.

Günther sah Mareile unverwandt an. „Fühlen Sie's?" Mareile nickte. „Es ist," fuhr Günther fort, „es ist das Rasseblut, das hier niedergehalten wird. Verstehen Sie das? Ruhig, hübsch, einförmig, still muß es hier sein. Das wilde Blut und die feinen Nerven müssen eingeschläfert werden. Sehen Sie Surhab. Er schaut geduldig aus, so, als leide er; verachtungsvoll ruhig, nicht? Er weiß, er darf sich hier nicht ausgeben, weil, weil..." Günther suchte nach Worten, er wußte in seiner Aufregung nicht mehr recht, was er sprach. „Nun eben, weil er ein Rassepferd ist", ergänzte Mareile und lachte... „weil er nicht auf die Weide gehen darf, wie die anderen, und nicht arbeiten."

Günther schlug sich mit der Hand auf das Knie. „Das ist's, natürlich! Lebenslust aufspeichern, sich nicht ausgeben dürfen. Na, wenn die weißen, stillen Schlösser nicht wären und die weißen, strengen Damen und so — diese Luft — die auch weiß und still ist — Teufel — man würde sterben vor — vor Lebensverschwendung."

Mareile schlug vor Günthers blankem, begehrendem Blick die Augen nieder, aber sie fühlte diesen Blick über sich hinstreichen, über ihre Stirn, ihre Augen, ihre Lippen. „Sollte es sein?" dachte sie. Günthers Stimme wurde gedämpft, klagend. „Aber die geduldigen Rassetiere haben auch ihre Stunden, in denen sie frei kommen. Da wird verschwendet, was aufgespart war. So bei Mondschein über die Wiese jagen, was? Nicht schlecht! Da vergessen sie alles. Wenn sie wieder in den Stall kommen, dann ist ihnen die Krippe und das Heubündel fremd. Sie scheuen und steilen wie

toll. Ja, das gibt's schon." Er beugte sich vor, um Mareile gierig in die Augen zu sehen. Das war jener wunderliche, fast feindliche Blick, den sie in Männeraugen kannte. Sie wurde ein wenig bleich. „Wenn es wäre!" dachte sie. Sofort erfüllte sie ein starkes, inneres Frohlocken. Es war ihr, als habe sie etwas erlangt, nach dem sie lange, lange, bis in die Kinderzeit hinein, gehungert hatte, damals, als sie am Ende der Ferien, wenn Günther fortreiste, sich in die finsteren Winkel des Hauses versteckte, um zu heulen, weil sie keine Baronesse war und nicht, wie Beate, Günther heiraten sollte. „Wenn es wäre", dachte sie immer wieder. Günther sprach weiter. „Ja, Sie, Mareile, Sie können sich auch nicht gleich in den Gartensaal und die Kreuzzeitung finden, wenn wir von Mondschein und der Wiese kommen. Nicht wahr?"

„Ich!" Mareile wollte scherzen, aber ihre Stimme hatte den fliegenden Atem des schnell schlagenden Herzens. „Ich! Ich bin kein Rassepferd. Ich habe doch keine vornehmen, resignierten Augen. Nein, ich habe freie Weide, Gott sei Dank!" —

„Sagen Sie, Mareile. Ist wirklich noch was vom Landmädchen in Ihnen, so von freier Weide, wie Sie sagen?"

Mareile errötete. „Oh, gewiß. Ich kann arbeiten, und ich spare, und flaches Land hab' ich nötig, um hinüberzusehen."

„Und doch ist was Fremdes in Ihnen", meinte Günther sinnend.

Mareile erhob sich. „Gehen wir. Die Luft hier, diese Rasseluft ist beklommen."

Sie standen noch einen Augenblick und plauderten ruhig und unbefangen. „Sehen Sie die alte Fuchs-

stute dort," bemerkte Günther, „die hat ihr Blut untergekriegt. Sehen Sie den Blick. Wie Tante Lolo, wenn sie die Kreuzzeitung liest."

Mareile ging zur Heide hinab. Sie mußte nachdenken. Es lag sich gut auf dem Heidekraut mitten in dem Blinzeln und Schmurren der Mittagsstunde.

Mareile verstand sich auf die Männer. Sie wußte, was jetzt in Günther vorging. Und hatte es nicht so kommen müssen? Sie fühlte wieder in sich etwas wie den Triumph des kleinen, neidischen Mädchens von früher, das vor Beate auch mal etwas voraus haben wollte. Sie streckte sich wohlig. Schon das Gefühl, daß, wie das Evangelium sagt, wieder einmal „eine Kraft von ihr ausgegangen" war, machte sie froh. Liebte Günther sie, gut, dann wollte sie diese Liebe genießen. Sie war stark genug, um ihn und sich selbst in Zaum zu halten. Aber Liebe ist schön, sie sollte dauern dürfen. Oh! Sie würde schon dafür sorgen, daß daraus nicht etwas Häßliches würde. Das sollte eine Liebe werden von Mareiles eigenster Erfindung, wie die Cibò-Rosen. So! Damit war sie im reinen. Sie wühlte die Füße tiefer in die Halme, die ihr durch die seidenen Strümpfe stachen. Angenehm war es, klug, stark und schön zu sein! Sie schloß die Augen. Das Blut pochte heiß und unruhig in ihren Adern, als wollte es sie mit einer heimlichen, frohen Botschaft wecken. Mareile griff mit beiden Händen in das Heidekraut, um sich fester an die Erde, an all das Warme, Summende, Wachsende, Zeugende zu drücken. Fern am Rande der Heide lag das Feld, eine goldene Vision. Der Duft reifer Ähren wehte herüber. Dort wurde gearbeitet. Mareile mußte die Mittagzeit verträumt haben.

Die Prassawitz' aus Kastrow und der General Lassow waren zum Diner geblieben. Die Herren standen in der Gartentür, steckten die Köpfe zusammen und hörten einer Geschichte des Generals zu, die nicht für Damen war. Die Damen saßen um den runden Tisch und unterhielten sich ein wenig lässig. Den Kastrowschen Mädchen, mit den weiß und roten Pastellgesichtern, wurde es schwül in ihren enggeschnürten, weißen Besuchskleidern. Mareiles Erscheinen belebte die Gesellschaft, als läge in dem Orchideenduft, den sie verbreitete, etwas, das erregt und zu Kopf steigt. Der lange Prassawitz strich sich über seinen blonden Kaiser-Friedrich-Bart, ging auf Mareile zu und wich nicht von ihrer Seite, dabei lächelte er so einfältig entzückt, wie man, nach Günthers Behauptung, in Damengesellschaft nicht lächeln darf. Nach dem Diner setzten die Herren sich zum Whist, die jungen Damen spielten Chopinsche Walzer vor.

Mareile trat auf die Gartentreppe hinaus, sie erstickte da drinnen. Die Nacht war schwarz und lau. Ein leichtes Wehen brachte den Hauch nebeliger Wiesen, großer, tauiger Flächen herüber. Mareile schritt langsam auf und ab. Sie hätte weinen können, so stark war ihr Empfinden. Unten vom Parkteich tönte der einsame Ruf eines Wasservogels herauf. Dieser Ton nahm für Mareile Bedeutung an. Er wurde zur Melodie ihrer Seele. In die schwüle, duftschwere Finsternis immer den einen Ton hineinrufen, mit dem ganzen Verlangen, das sich in der Nachtstille hervorwagt. Mareile blieb stehen, streckte ihre Arme in die Dunkelheit hinein. Sie fühlte es, Günthers Seele war bei ihr, es war, als stände er neben ihr, schnell und heiß atmend, als striche sein Verlangen wie eine warme Hand über ihren Körper. Der Mond stieg über den

Parkbäumen auf und warf die Schatten tintenschwarz auf die Terrasse. „Warum kam Günther nicht?“ dachte Mareile. Sie stieg die Treppe hinunter. Ein Beet voller Hyacintha candida lag da, sehr weiß in all den Schatten. Sie hörte Schritte auf dem Kies. Das war Günther, sie wußte es. Sie ging bis zu den Hyacintha candida; dort wartete sie.

„Warum gehen Sie allein fort?“ sagte Günther. „Sind Sie traurig?“

„Muß ich lustig sein?“ erwiderte Mareile. „Eine einsame Frau, die ihr Leben neu aufzubauen hat.“

„Unsinn“, sagte Günther, und das klang gedrückt, zerstreut, als dächte er nicht an das, was er sagte. „Das klingt ja nach Literatur. Weiß Gott! Mir ist nicht nach Literatur zumute. Da drinnen halt' ich's nicht aus. Die Mama übernahm meine Partie. Ihr Leben, Mareile? Toll geliebt werden müssen Sie, das ist's.“ Er stieß das heftig hervor. Die Spannung in seinen Zügen löste sich in ein Lächeln. Das war es, was er gedankenvoll hergetragen, nun warf er es heraus, Mareile sah es seinen Händen an, wie er es ihr hinwarf. „Sie müssen toll geliebt werden. Da!“

Sie nickte freundlich. Wo diese Frau einer Männerleidenschaft begegnete, da fühlte sie festen Boden unter den Füßen. „Ja, das wäre gut“, sagte sie einfach.

„Ach was! Quälen Sie mich nicht, Mareile“, brachte Günther ungeduldig heraus. „Natürlich quälen Sie mich. Sie müssen's doch wissen, daß ich Sie toll liebe. So was sieht man doch, fühlt man doch.“

Mareile streckte die Arme aus, um beide Hände in die weißen Blumen zu stecken. „Wer sagt es Ihnen, daß ich das nicht gewußt?“

„Mein Gott, Mareile, und dann konnten Sie mich

so neben sich hergehen lassen — wie — wie — einen Kranken? Aber das ist jetzt gleich. Sagen Sie — nein — hören Sie lieber — also meine Liebe... Gott, wie ruhig Sie sind!"

„Wenn ich Sie quäle, muß ich wohl gehen", versetzte Mareile, die Hände noch immer über die Blumen, wie über ein weißes Feuer haltend.

„Gehen?" wiederholte Günther. „Gehen — jetzt? Das wäre eine schlechte Tat — verstehen Sie das nicht — Mädchen — Frau!"

„Ja — wenn es wird, wie ich will, dann — dann — kann ich bleiben", meinte Mareile. Ein triumphierendes Gefühl beseelte sie. Sie glaubte auf einer gefährlichen Höhe zu stehen, auf der nur sie zu stehen vermochte. „Ich will eine Liebe, die niemandem etwas stiehlt, verstehen Sie? Eine Liebe, die nur Sie und ich haben. Das dürfen wir. Sie — in Ihrer Gesellschaft sind ja stark — Sie können ja kehrtmachen. Und ich, ich bin auch stark, wie man im Volke stark ist. Das kann dann schön sein."

„Ich weiß nicht, was das ist", sagte Günther leise und verwirrt. „Was Sie wollen. So was gibt's wohl nicht. Aber das ist ja egal. Sagen Sie ganz einfach, daß Sie mich liebhaben. Können Sie das?"

Mareile zog ihre Hände von den Blumen zurück und gab sie Günther, kühl und taufeucht. Ihr Gesicht war froh und ruhig, wie das Gesicht eines Menschen, der Heimatluft atmet. „Ja — ja — das kann ich", sagte sie. „Ich liebe Sie, Günther."

Günther seufzte tief auf. „Ah — so — ja — dann ist's gut." Eine friedliche Schlaffheit kam über ihn, wie sie am Ende einer Angst, einer Spannung zu stehen pflegt. „Also dann — gute Nacht — Mareile." Er freute sich auf den ruhigen Schlaf der Nacht.

Günther, bleich und müde, hielt es im lavendelfarbenen Wohnzimmer bei den guten, beruhigten Menschen nicht lange aus. Dort bedauerte Beate ihn und sah ihn aus hellen Augen freundlich an. Man sprach von der Ernte. Tante Lolo erzählte von längst vergangenen Ernten auf alten Familiengütern. Das Kind wurde gebracht, der kleine Went. Günther ließ ihn auf dem Knie reiten. „Vater und Sohn", sagte Tante Lolo gefühlvoll; und bei all dem dachte Günther doch immer nur: „Wo ist Mareile? Wo ist Mareile?" Er stand auf, ging eilig fort, als riefe ihn ein dringendes Geschäft.

Mareile jedoch erschien erst am Abend im Schlosse. Wenn die anderen im Gartensaal saßen, ging sie draußen auf der Gartentreppe auf und ab. Sie versuchte es, mit ihrem Willen Günther vom Whisttisch herauszuziehen. Wenn man sich liebt, muß solch ein „Komm, komm" doch zwingen. Die Nacht war sehr schwarz. Ab und zu leuchtete ein Wetter auf und zeigte eine blaue Glaswelt. „Mareile", rief Günther in die Dunkelheit hinein.

„Fühlten Sie, daß ich Sie zog?" fragte Mareile.

„Oh —! Gewiß!" Dann lachten sie beide halblaut. „Was haben Sie den Tag über gemacht?" fragte Günther. „Ach! Nicht viel!" Sie sprachen über kleine, alltägliche Dinge, aber die Worte glichen einem sanften Halten der Hände. Oder sie lehnten am Gitter der Veranda und versuchten es, den Duft der Blumen zu unterscheiden. „Die Reseden spür' ich, die sind immer am unverschämtesten."

„Jetzt kommt solch ein schwerer — schwüler Duft, was ist das?" — „Die Tuberosen." — „Jetzt riech' ich den Duft des Geißblatts — süß — süß." „Ich mag ihn nicht, er riecht nach Liebe von Pfarrers-

töchtern." Bald jedoch wurde Günther verzagt, fast feindselig. „Ich sehe Sie nicht, Mareile. Gehört das zu der neuen, dummen Liebe, die Sie sich ausgedacht haben? Was ist das für eine Liebe!"

„Sie vergessen, lieber Freund, daß Sie hier nicht eine Schuld eintreiben, sondern ein Geschenk nehmen."

„Ja — ja — aber — weiß der Teufel!" sagte Günther kummervoll. „Ich glaube, Sie sind nicht freigebig. Ich bin wohl nur so 'ne Vorübung des Herzens. Sie sparen für einen, der kommen soll. Ist das nicht so? Denn sehen Sie, wenn man liebt — Teufel noch eins! Da kommt's nicht darauf an, ob daraus was Trauriges oder Heiteres, was Hübsches oder was Häßliches, was Gesegnetes oder Verfluchtes wird."

„Nein, nein," meinte Mareile, „verderben Sie mir meine Liebe nicht. Es ist doch gut, sich immer wieder zu sagen, daß wir uns lieben? Wie wir lieben? Immer, immer über die Seele des anderen gebeugt, diese Liebe zu fühlen? So führen wir ein Leben abseits, miteinander, allein für uns."

Günther lachte grimmig. „Das müssen Sie von Tante Seneïde gelernt haben. Gut, wenn ich Tag und Nacht still liegen dürfte und Sie säßen neben mir und wiederholten immer wie ein Wiegenlied: ‚Günther, ich liebe dich! Günther, ich liebe dich!' na, dann würde ich vielleicht verstehen, was Sie meinen — so — so — — die Liebe als Morphium."

„Aber das tu ich", sagte Mareile eindringlich. „Das ‚Ich liebe dich' spreche ich Tag und Nacht. Hören Sie es denn nicht?"

Drinnen, im Gartensaal, wurde zur Abendandacht gerufen. An der Tür standen schon die Mägde mit erhitzten Backen, die Stirnlöckchen voller Lindenblüten,

die Kleider verschoben und voller Geißblattduft und Tau. Tante Seneïde las die Andacht, dann wünschte man sich freundlich „Gute Nacht". Ein jedes stellte sein Leben, eine wohlgeordnete, reinliche Sache, für die Nacht beiseite, sicher, es den nächsten Morgen unverändert, reinlich und nett, wieder hervorholen zu können.

In dem engen Bette der Ziepeschen Logierstube verbrachte Mareile jetzt seltsam erregte Nächte, voll wacher Träume. Die nackten Arme unter dem Kopf verschränkt, starrte sie mit weit offenen Augen vor sich hin. Das Fensterkreuz schnitt den Himmel in enge Vierecke voll schwarzer Nacht oder voller Sterne, oder es ging ein Regen nieder, eine erfrischende, tröstende Musik. Und Mareiles Gedanken, ihr Fühlen nahmen eine köstliche Eintönigkeit an. Immer wieder das feste An-ihn-Gebunden-sein, und jeder Nerv ihres Körpers nahm an diesem Gedanken Anteil. „Er und ich. Er und ich." Sie spürte es, wie er dort drüben im Schloß nach ihr verlangte, wie sie in das Blut des geliebten Mannes ihre Wärme goß. „Er und ich." Schön waren diese schlaflosen Nächte mit ihrem einen Gedanken. Wenn die Fensterscheiben endlich im Morgenlichte weiß wurden und im Hof unten die Stalltüren knarrten, dann wandte Mareile ihr Gesicht traurig der Wand zu. Sie war mit ihrem einen Gedanken noch lange nicht fertig.

„Die gnädige Frau ist zum See 'runter", meldete Peter. „Sah sehr gut aus." Das war jetzt Peters Geschäft. Er mußte stets wissen, was Mareile tat, um es Günther zu melden.

Mareile war heute früher als sonst zum See hin-

untergegangen, um zu baden. Der See war voller Sonnenschein. Der nächtige Regen hatte das Wasser ein wenig getrübt, es grau und undurchsichtig, wie Seide, gemacht. Mareile stand im Wasser, ließ sich von ihm heben und wiegen. Ringsum zitterte das Licht. In den blanken Schilfinseln schnatterten die Enten. Wie das Leben all dies trug und wärmte! Man hat nichts dazu zu tun — nehmen — genießen — immer nur dem dunkeln, geliebten Gesetze des Lebens nachgehen. Das machte Mareile heute still und froh. Regungslos im Wasser stehend, fühlte sie, wie der See sich an ihren heißen Körper schmiegte, mit kleinen, grünen Wellen nach ihren Brüsten griff, als verlange auch er nach ihr.

Als Mareile später den Ellernbruch entlang nach Hause ging, fand sie Günther dort stehen und warten. In seinem dunkelblauen Radfahreranzug, einen Strohhut auf dem Kopfe, sah er heute besonders jung aus. „Wie ein hübscher, böser Junge", dachte Mareile.

„Ich warte hier auf Sie", rief er ihr zu.

„Das ist hübsch", sagte Mareile. Günther ging neben ihr her. „Hübsch!" wiederholte er, „ich dachte, Sie vermeiden mich am Tage. Sie haben mich auf Abendration gesetzt." Mareile hörte wohl den Groll heraus, der in Günthers Stimme kochte. „Ja, aber heute kommen Sie mir recht", sagte sie einfach.

„Recht oder nicht", meinte Günther. „Ich kam, um Ihnen zu — sagen; ja — es geht so nicht. Ich halte es nicht aus, nur so — so — 'n Turnreck für Ihr Herz zu sein — für — für Ihre Kunst zu lieben — was weiß ich. Das ist alles verteufelt dummes Zeug." Wirklicher Zorn lag jetzt in seinen Samtaugen. Mareile wurde ein wenig bleich; ruhig sagte sie: „Ja, dann ist es wohl aus."

„Aus!“ Günther lachte böse. „Sprechen Sie doch keine Gemeinheiten. Wie kann es aus sein? Man muß doch wissen, was man ist. Irgendwelche Schloßideen sind Ihnen angeflogen. Sie sind nun mal keine weiße, tugendhafte Frau. Sie sind Mareile, Sie zahlen bar. Aber plötzlich wollen Sie so 'n Gemisch von Mareile und Fürstin Elise und Tante Seneïde sein. Das ist unmoralisch. Wollen Sie was von mir? Gut — was wollen — Sie? Ich tu alles.“

Mareile senkte den Kopf und hörte schweigend zu. Wie Peitschenhiebe traf sie die Brutalität von Günthers Worten. Dennoch wünschte sie, er solle weiter sprechen. Die gewaltsamen Worte taten ihr wohl, schnürten ihr die Kehle zusammen, ließen ihr das Blut heiß in die Schläfen steigen.

„Warum sagen Sie nichts?“ fragte Günther ein wenig kleinlaut. „Jetzt hab' ich Sie natürlich beleidigt? Sie fürchten sich vor mir.“

Mareile sah auf. Sie war selbst erstaunt über den ruhig überlegten Ton, mit dem sie sagte:

„O nein! Ich fürchte mich nicht.“

„Wollen Sie mit mir heute reiten?“ Günther beugte den Kopf, um Mareile unter den Hut zu sehen. „Sie wollen nicht? Sehen Sie...“

„Doch, warum nicht?“ erwiderte Mareile und lächelte; sie zwang sich zu diesem Lächeln, denn ihre schöne Sicherheit war fort. Günther aber triumphierte. Er schwenkte seinen Hut, rief: „Haio! Dann ist ja alles gut!“

Um drei Uhr ritten sie aus. Die Sonne stach durch leichte, graue Wolken. Es war windstill und schwül. Unter den Hufen der Pferde erhoben sich Staubwolken. Grane, von Fliegen belästigt, war unruhig,

Mareile mußte achtgeben. Günther gab ihr kurze Verhaltungsmaßregeln: „Wenn sie ausfällt, die Peitsche.“ — „Gut im Zügel halten.“ Mareile war niedergeschlagen. Alles schien ihr bedrückend und feindlich: der heiße Staub, die großen Schnaken, das Schrillen der Feldgrillen. Sie wollte hübsche Gedanken denken, aber diese ließen sich nicht rufen. Eines nur lebte in ihr, niedrig, staubig, wie die Wegwarte am Feldrain, eines nur, ein freudloses, bohrendes, dumpfes Verlangen, von Günther genommen zu werden — nur das... Sie schaute zu Günther hinüber. Sein Gesicht trug einen müden, gequälten Ausdruck. „Wir sind alle traurig,“ dachte Mareile, „der Wald und Günther und Grane und ich.“

Als sie einen Abhang hinabritten, spürten sie den kühlen Hauch des nahen Sees. Da lag er vor ihnen, schwarz und regungslos, eine stumme Trauer.

„Steigen wir hier ab?“ fragte Günther.

„Wie Sie wollen“, erwiderte Mareile. Es lag ein demütiges Gehorchen in ihrem Ton, so daß Günther erstaunt aufblickte. Er half ihr vom Pferde, band die Tiere an einen Baum. Mareile starrte währenddessen gedankenlos auf den See, sah einer schwarzen Taucherente zu, die langsam, wie ein kleines, einsames Fahrzeug über das Wasser schiffte. Plötzlich stieß der Vogel seinen Ruf aus, so schrill und angstvoll, daß Mareile erschrocken fragte: „Was hat er?“

Günther stand neben ihr, sehr bleich, mit unruhig flimmernden Augen.

„Mareile,“ begann er leise, kummervoll, „wir können nicht mehr.“ Sie stand vor ihm, die Arme hingen schlaff an ihr nieder. Sie verstand ihn wohl! Sie wiederholte: „Nein, wir können nicht.“ Da nahm Günther sie in seine Arme...

Die Sonne schien schon schräg durch die Zweige, als Günther und Mareile noch am See beisammen waren. Er lehnte den Rücken gegen eine Tanne und rauchte eine Zigarette; sie lag in dem Moos und starrte zu den Baumwipfeln auf. „Also heruntergeholt!“ sagte sie klagend vor sich hin, „jetzt ist sie so 'n gewöhnliches Ding wie — wie — wir's überall finden — in allen Gesindestuben.“ Ungeduldig warf Günther die Zigarette fort und nahm Mareiles Hände, die schwer und heiß in den seinen lagen. „Sprichst du von unserer Liebe? Na, das verbitte ich mir. Erstens gleicht eine Liebe nie irgendeiner anderen Liebe. Und dann unsere! So was hat es noch nie gegeben; die ist einzig.“

„Ja, du bist jetzt der Herr“, erwiderte Mareile. „Was du aus ihr machst, das wird sie sein.“

„Froh sein, Schatz“, mahnte Günther. Auf seinem Gesicht glänzte wieder zuversichtliche, eigensinnige Lebensfreude. „Wir müssen an unsere Feste glauben, wenn wir sie feiern wollen. Gott! Wir wollen unsere Liebe schon herausputzen. Mit allem Schönen wollen wir sie füttern, nicht? Wir, zwei solche Prachtmenschen; kluge Köpfe mit Rosen umwunden; na, das soll eine Liebe werden!“

Mareile lächelte, lehnte ihren Kopf an Günthers Schulter und weinte. Er ließ sie weinen. Erst wenn ein Weib um seinetwillen geweint hatte, fühlte er es ganz als sein Eigentum. Rote Abendlichter hingen in den Zweigen. Lange Züge von Wildenten schwirrten pfeifend über den See. Am jenseitigen Ufer standen äsende Rehe, feine, rote Figürchen am schwarzen Wasser.

„Wir müssen heim,“ sagte Günther, „die anderen warten.“

Mareile fuhr auf. „Die anderen, die sind auch alle noch da — das Diner — und die Tanten — und und ..."

„Da sind sie," tröstete Günther, „aber weißt du, nur so ganz verschwommen. Wirklich sind eigentlich — nur du und ich."

Am Ende des Lantinschen Parkes, dort, wo der Wildpark anfing, lag auf einer kleinen Insel des Teiches ein Pavillon, mit geschweiftem, chinesischen Dache. Die Leute nannten ihn die Türkenbude und erzählten sich seltsame Geschichten, die in alten Zeiten die Türkenbude mit angesehen haben sollte. Jetzt war der Raum verwahrlost. Die chinesische Tapete hing in Fetzen von den Wänden, Fledermäuse schliefen hinter ihr ihren Tagesschlaf, die rosa Vorhänge waren verschossen, die Couchette und die Sessel mit den goldenen Beinchen wackelten. In einer Vitrine schliefen staubige Bücher und Vögel aus kleinen Muscheln geformt. Ein roher Küchentisch stand mitten unter den altersschwachen Sachen. An der Wand hing ein Pastellbild, der Kopf einer blonden Frau. Der untere Teil des Gesichtes war fortgewischt, aber an den harten, grellblauen Augen sah man noch, daß der Mund gelächelt hatte. Diesen Ort hatte Günther für seine Zusammenkünfte mit Mareile gewählt. Die Mittagsstunde, wenn es auf den Feldern und Wegen still wird, war ihre Liebesstunde.

Günther lag auf der Couchette, rauchte und wartete. Das Fenster zum Walde hin stand offen. Das Hämmern eines Spechtes, der Wachtruf eines Hähers, das Schnalzen der Fische im Teich klangen herein. Ein Lufthauch trug den Duft des Mooses, der Schwämme und Heidelbeeren ins Zimmer. Günther streckte sich.

Oh! Die köstliche Luft seiner Liebesstunde! Neben ihm stand eine Flasche und ein venezianisches Glas. Es war griechischer Wein, jener Santoriner vino santo, der ihn an Photini und die Liebesstunden auf Hydra erinnerte. Frau Kuhlmann, die alte Kastellanin, froh, wieder die Hüterin eines herrschaftlichen Geheimnisses zu sein, hatte eine weiße Salatschüssel voller Zentifolien auf den Tisch gestellt.

Günther dachte immer wieder: Mareile — Mareile — Mareile! Seltsam kühn sind doch die Weiber! Mareile, die Musterfrau der Fürstin Elise, Mareile, die eben noch in Reih und Glied mit Beate, Seneïde marschierte, sie ließ plötzlich alles fallen, so mit einem Ruck, wie sie es liebte, ihre Kleider an sich niedergleiten zu lassen, um in ihrer schönen Nacktheit ihm zu gehören. Teufel auch! — Aber er wurde ungeduldig. Das Warten verlor seine Feierlichkeit. Kleinliche, unangenehme Gedanken kamen: an Verheimlichen, Verstecken, die ganze unreinliche Buchführung einer solchen Liebe.

Endlich knirschte der Kies unter dem Fenster; die Türklinke ließ ihr altersschwaches Knarren vernehmen und Mareile war da. Mit ihr durch die Tür kam ein wenig von dem hellen Widerschein des Wassers in das Zimmer und flirrte an den Tapeten hin. Günther blieb regungslos liegen. Die starke Spannung seines Wesens löste sich in glückliche Wunschlosigkeit. Nun war alles gut! Mareile schloß sorgsam die Tür, zog die Vorhänge vor das Fenster. Dann stand sie da, streifte die langen Handschuhe von den Armen und sah Günther an. Ein Lächeln stieg von ihren Lippen in ihre Augen hinauf. Sie trug ein Kleid von gelbrotem, spanischem Musselin, die milde Farbe trockener Rosenblätter. Ein orientalischer Gürtel aus bunten

Metallfäden hielt es zusammen. Auf dem Kopfe saß der geschweifte Sommerhut aus blankem, gelbem Stroh wie ein Riesenchrysanthemum. Günther wollte etwas sagen, Mareile jedoch legte ihren Finger auf ihre Lippen und machte „Sst". Sie löste die Schnalle ihres Gürtels, der mit hellem Klirren zur Erde fiel; dann rauschten die Kleider, indem sie niederglitten — ein seidiges — leises Rauschen. Einen Augenblick stand Mareile still, hob die Arme empor, als täte die Nacktheit ihr wohl, dann ging sie zu Günther hinüber, beugte sich auf ihn nieder, drückte ihren Mund auf seine Lippen, wie ein heißes Siegel, und Günther, bleich vor Erregung, schloß die Augen, lag da, begraben unter diesem warmen, fiebernden Frauenleibe.

Und welch ein Glück war es, nach solch einer Liebesstunde dazuliegen, satt und müde, und zuzusehen, wie Mareile durch die Rosadämmerung des Raumes hin und her ging, den Vorhang ein wenig von dem Fenster zog, um das schwere, goldene Nachmittagslicht hereinzulassen.

„Ihr Frauen," sagte Günther, „Ihr seid nicht auszudenken."

„Ihr Frauen!" wiederholte Mareile, „das gibt's nicht. Jede Frau ist für sich da und kommt so nicht wieder. Wie die Wolken, weißt du. Eine Wolke ist auch nur so für den da, der sie gerade sieht. Also, wozu nachdenken!" Sie lächelte dabei, die Arme hoch in den Sonnenschein emporhebend.

„Ja, ja," meinte Günther behaglich, „über sich hingehen lassen, eine Welle, ein blanke, warme Welle", wiederholte er und ließ die Worte klingen.

Mareile streckte sich jetzt in dem alten Sessel mit den goldenen Beinen aus. Die Füße legte sie auf den verblichenen roten Schemel. Günther liebte diese

schmalen Füßchen mit den geschweiften Sohlen; sie waren lebendig und ausdrucksvoll, wie Füße der Dorfkinder, die, an Freiheit gewohnt, mit den langen Zehen geschickt nach den Kieseln im Bache fassen. Um die Fußgelenke und um die Arme trug Mareile glatte, goldene Reife. Günther hatte sie ihr gegeben. Auf jedem Reif stand der Vers des hohen Liedes: „Du bist schön, meine Freundin." Mareile legte ihre Hand in die Zentifolien der weißen Schale und schloß die Augen. Das war der Augenblick, in dem Günther, von seinem Ruhebette aus, Fragen zu Mareile hinüberzuwerfen liebte, wunderlich unumwundene Fragen. Es ergötzte ihn, rücksichtslos in diese Frauenseele hineinzufassen.

„Sag', Schatz, wenn du jetzt an das Schloß denkst, an Seneïde, an die Tanten, an die Lampe im Gartensaal, wie siehst du das?"

„Ich sehe sie — sehr — sehr weit. Wie durch ein umgekehrtes Opernglas, ganz klein, ganz unwirklich."

„Nun, und Vater Ziepe, die Inspektorsstube?"

„Oh, die sind deutlicher, näher."

„Wirklich?"

„Ja — seit einiger Zeit sind sie näher als — als das Schloß."

„Hm —"

Mareile lächelte ihren Gedanken zu:

„So muß es doch sein, Liebster, nicht? Wir, du und ich, wir haben unser Leben zusammengetan, eine Kasse. Und nun ist es stark und spricht ganz laut. Wir haben nur seine Stimme in den Ohren, verstehst du? Alles andere ist klein, unecht. Es gibt doch so alte Bilder: Ganz vorne steht ein Mensch, oder es stehen zwei beisammen, groß, farbig, ganz deutlich. Die leben; und hinter ihnen stehen Häuser und Bäume,

und Menschen gehen über Brücken oder reiten auf Wegen, aber ganz klein, ganz bunt, eine Spielzeugwelt, unwirklich. Siehst du, so."

Günther lachte. „Gut, gut! Du und ich, sonst nichts." Er wiegte sich in diesen Worten: „Du und ich."

„Ja, ja, du und ich", wiederholte Mareile mit der verträumten Musik ihrer Stimme. Dann schwiegen sie. Große Hummeln sangen am Fenster vorüber. Die Sonnenstrahlen schienen rötlich und schräg in das Zimmer, und die großen, roten Kugeln der Zentifolien in der weißen Salatschüssel füllten welkend den Raum mit ihrem süßen Duft. 127

„Und Hans Berkow, kommt er noch zuweilen in deine Gedanken?" fragte Günther Mareile, als er eines Tages wieder auf dem Ruhebette lag und Mareile im Sessel vor der Schüssel voller Zentifolien saß. Er sah unter den halb geschlossenen Lidern zu ihr hinüber und wartete, wie diese Frage auf das ruhige Bild ihm gegenüber wirken würde.

„Oh, den — den sehe ich nicht mehr", erwiderte Mareile träge.

„Aber du sahst ihn doch früher — ganz groß — im Vordergrunde", meinte Günther.

Groß!" wiederholte Mareile nachdenklich. „Nein, der war immer schattenhaft, unwirklich."

„Und doch", warf Günther ein.

Mareile zuckte die Achseln. „Mein Gott, ja! Er machte euch anderen Opposition, das gefiel mir damals. Und dann, eure Erziehung — dort, — die macht den Körper dumm. Er weiß ja nicht, was er wollen soll... und so." Mareile nahm eine Rose aus der Schüssel und spielte mit ihr wie mit einem

roten Ball. „Hans Berkow", fuhr sie sinnend fort, „verstand gut alles, was an mir zu sehen war. Wunderschön fühlte man sich, wenn er einen ansah."

„Und dann?" drängte Günther.

„Dann — dann? Ja, er hatte diesen Schönheitsappetit; aber sich selber schön machen, sich für mich ein wenig Mühe geben, das konnte er nicht, ebensowenig, wie er seinem Pudding gefallen wollte. Er wollte so 'n Raffinierter sein, aber ich weiß nicht, es klebte an ihm doch etwas von ärmlichen Bierstuben mit Papierservietten und unreinlichen Kellnerinnen."

„Und dann?" forschte Günther.

Mareile lächelte mitleidig einem fernen Bilde zu. „In Venedig war's. Ein grauer Morgen. Alles grau, der Himmel und das Wasser. Ich stand am Fenster und schaute hinaus. Mir war zumute wie als Kind, wenn Beate und die anderen ausgefahren waren und ich war nicht mitgenommen worden. Da rief Hans aus dem Nebenzimmer: ‚Mareile, Mareile.' Du weißt, er schnarrt das r so häßlich. Das klang wie: ‚Her — her zu mir — meine Sache — meine Speise — mein Imbiß — ich habe Appetit.' Da wußte ich es, daß ich ihn nicht mehr ertragen würde." Sie begann, langsam die Rose, mit der sie spielte, zu zerpflücken. Wie Blut rannen die roten Blätter über ihre Finger in ihren Schoß. „Der arme Hans! Gott, wie wurde er häßlich! Hungrige können so häßlich sein. Aber das ist vorüber." Sie stand auf. Die Rosenblätter regneten von ihrem Schoß an ihren Gliedern nieder. Sie setzte sich zu Günther, strich mit der Hand über seine Brust, ließ sie auf seinem Herzen ruhen. „Sprich du jetzt", sagte sie.

„Von dir", murmelte Günther wie im Traum.

„Von dir könnte ich eine Ewigkeit sprechen. Dich fühle ich ganz... Betty Halm, die ist ein Hauskleid — und Beate ist ein Sonntagskleid — du bist anders — ihr — dein Geschlecht — seid kostbare Träume — kostbar und vergänglich; nur für Festtage da — für heiße Stunden ganz voller Licht — für die Dämmerstunden sind die anderen da, die stillen, weißen Frauen... aber ihr, ihr müßt vergehen, wenn ihr nicht glücklich seid." Mareile lächelte. Günthers Worte taten ihr wohl. Sie wollte dieses kostbare, vergängliche und unverantwortliche Festtagswesen sein, das keinen Montag erleben konnte. Dann war es gut. Ziepens „lütte Mareile", die gerne Baronesse wäre, die Inspektorstochter, die der Gräfin den Herrn stiehlt, all das war dann nicht mehr da.

„Ja — ja", sagte sie mit der tragischen Musik ihrer Stimme. „Aber wenn wir da sind, sind wir alles." Sie beugte sich auf Günther nieder, der die Augen schloß, bleich, fast ohnmächtig vor übergroßer Erregung.

Mit dem ersten flüggen Volke Rebhühner langten das Ehepaar Sterneck und der Major von Tettau in Kaltin an. Der Major meinte, wenn er sein erstes Rebhuhn im Jahr nicht in Kaltin schösse, dann fielen ihm die Bestien in dem Jahre nicht.

Es war vor dem Diner. Abendlicht lag über dem Garten. Der Duft der Reseden und Tuberosen mischte sich mit dem Dufte der Pflaumen und Frühbirnen. Die Herren und Damen, schon für das Diner angekleidet, gingen noch ein wenig zwischen den Blumenbeeten auf und ab. Seneïde und Beate standen auf der Veranda und schauten in den Garten hinab. Unten gingen Mareile und Günther eine Allee von

Georginen entlang. Hübsch waren die hohen Pflanzen mit ihren weinroten Blumen; dazwischen Stockrosen, wie Pyramiden von zerknitterter, verschossener Seide. Mareile trug ein schwarzes Kleid, das ganz voll schwarzer Schmelzen war. Das ist hübsch, dachte Beate; dieses Bild erregte in ihr jedoch ein scharfes, fast quälendes Interesse. Sie strengte die Augen an, um den Ausdruck der Gesichter erkennen zu können.

„Wie schaust du aus, Beating?" rief Seneïde. Bei den geringfügigsten Anlässen hatte Seneïde die Art, so aufzuschrecken, angstvoll, als sähe sie ein Kind im Fenster des vierten Stockes stehen, bereit herabzustürzen.

„Ich?" sagte Beate. „Aber Tante, du erschreckst einen ja. Ich geh' noch zu Went hinüber", fügte sie hinzu, als sei das das Mittel gegen etwas, das sie angefallen hatte.

Am Abend, als der Mond rund über den Parkbäumen stand, sollte eine Kahnfahrt unternommen werden. „Das zu versäumen, wäre barbarisch", schnarrte Tettau. „Man hat doch auch seine Poesie im blauen Blut, nicht, meine Damen?"

Wie ein gespenstischer Tag lag die Mondhelle über dem Garten. Die Damen legten einander die Arme um die Taillen, hoben die Gesichter zum Monde auf und sprachen in Ausrufen. Die Herren folgten. „Hören Sie, Tarniff," meinte Tettau, „superbes Weib, die Frau Berkow. Donnerwetter! Aber gut, daß wir dem Egon die Zügel anzogen; 'ne adlige Ehefrau, das is sie nu mal nich."

„Überhaupt keine Ehefrau", bemerkte Günther.

„So! Na ja, der Berkow, dummer Kerl, unsympathisch. Aber hören Sie, ich könnte nicht so wochenlang ruhig neben dieser Frau leben. Ehe — ganz schön;

aber es gibt beauté's, die einen geradezu zu Dummheiten zwingen."

Günther lachte. „Lieber Major, ich bin kein Engländer, der von jeder hübschen Sache ein Stück abbrechen und in die Tasche stecken muß."

Tettau seufzte. „Da kann ich nur sagen: Oh! Meine Jugend!"

„Na, Major, zerschmelzen Sie nicht", höhnte Günther.

Im Kahne saß Mareile an der Spitze. Die einzige, die dem Monde den Rücken zukehrt, dachte Beate gereizt. Nicht sehen, aber gesehen werden, dachte Ida Sterneck. Große Helligkeit lag über dem Wasser, oben das weiße Licht, das Wasser weiß von Licht. „Man kommt sich vor," meinte Tettau, „wie eine Fliege, die in den Milchtopf gefallen ist."

„Bravo, Major!" rief Günther. „Milch, natürlich, von einer goldenen Kuh, die silberne Milch gibt."

„Jetzt muß Frau Berkow singen", schlug Sterneck vor.

„Natürlich!" meinte der Major. „Für uns Deutsche ist eine Kahnfahrt ohne Gesang Sünde. Aber, gnädige Frau, ich bitte um etwas, das ins Blut geht, wie ganz heißer Kaffee, café double mit fine champagne."

Mareile sang:

„O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt der Sterne Heer,
Dann fährt mit uns, in Mondespracht,
Die Gondel übers Meer."

Die eine Hand ließ sie leicht über das Wasser hinstreichen. Die Schmelzen ihres Kleides glänzten, als flösse dunkles Wasser an ihrer Gestalt nieder.

Sterneck wiegte sich vor Behagen. Tettau schwoll ordentlich vor Gefühlsseligkeit; sein gelber Kragen wurde ihm zu eng. Nur die beiden Frauen flüsterten und lachten. „Sieh die Augen des Majors," sagte Ida, „sie sind so süß, daß sie kleben! Ach! Und mein Egon!" Eine Feindseligkeit gegen Mareile stieg in ihnen auf. „Wie sie den Zucker ausgießt; das ist schon degoutant", sagte Ida bitter.

Das Lied war zu Ende. Günther erklärte, man müsse nach Hause. Er wollte Mareile, sein Wunder, das er die anderen hatte anstaunen lassen, wieder an sich nehmen; die begehrenden Augen der anderen Männer machten ihn nervös. Auf dem Heimwege flüsterte Günther Mareile zu: „Ich muß dich heute nacht sehen." Mareile nickte. Die Feindseligkeit der beiden anderen Frauen bewog sie, zu dieser Unvorsichtigkeit ja zu sagen.

Im Gemüsegarten stand eine kleine Hütte, die zur Aufbewahrung von Gartengeräten, Blumentöpfen und Sämereien benutzt wurde. Dort trafen sich Günther und Mareile. Durch das kleine Fenster drang etwas Mondlicht in den Raum. Eine Fledermaus, die sich hier herein verirrt hatte, kreiste unablässig unter dem Dache. All das atmete schwere Traurigkeit, daß die Liebenden sich eng aneinander drängten, im Fieber der Sinne Schutz suchten.

Mareile jedoch fing an zu klagen. Jetzt also begann die Feindschaft derer, die in Reih und Glied stehen. Oh! Sie kannte das, wenn die Worte den Ton einer Türe annehmen, die höflich vor uns geschlossen wird. „Ja, häßlich ist es, hier unter ihnen zu leben. Ich betrüge sie, diese vornehmen Damen. Ja, wenn wir unsere Liebe so hinausschreien dürften, das wäre was, aber so."

Günther ärgerte sich. Warum verdarb sie ihm die Liebesstunde. „Warum mußt du heute so sein?“ sagte er traurig und enttäuscht; da weinte Mareile in ihrer stillen Art; die Tränen flossen reichlich, wie Kindertränen, aus den unbewegten Augen. „Verzeih!“ sagte sie. „Aber heute ist alles so freudlos.“ Dann schmiegte sie sich eng an ihn. „Nimm mich“, flüsterte sie. Das Mondlicht rückte langsam an der Wand hin; dann nach einer Weile, als Mareile hinschaute, war es fort; ein graues Licht drang durch das Fenster. Draußen ertönte ein fernes, gläsernes Klingen — die Lerche.

„Wir müssen heimgehen“, sagte Mareile. In dem verdrossenen Morgenlichte standen die Liebenden einander gegenüber, gramvoll, wie zwei Sünder. In diesem Augenblicke lebte in ihnen nichts mehr von der Poesie ihrer Liebe. Schweigend gingen sie an den Gemüsebeeten hin, die grau vom Tau lagen; und sie lehnten sich in der Melancholie dieser Morgendämmerung aneinander, als beugte sie ein Gram. Günther war über die Hintertreppe in sein Zimmer hinaufgeschlichen. Trotz der frühen Stunde hörte er Schritte, ferne Stimmen im Schloß. Jetzt näherten die Schritte sich seiner Tür, Beate erschien auf der Schwelle in ihrem langen Nachtkleide. Sie war ruhig, ein wenig befangen. „Da bist du,“ sagte sie, „ich war schon einmal hier.“

„Ich war draußen,“ brachte Günther unsicher heraus, „die Nacht war schön. Ich konnte nicht schlafen.“

Beate unterbrach ihn, immer noch befangen, als wollte sie schnell über etwas hinwegkommen. „Ach so! Ja, aber die Mama ist krank. Es ist schlimm, glaube ich. Ich habe nach dem Doktor geschickt.“

Günther warf sich mit Eifer auf die praktische Frage. „Wer ist gefahren? Die Braunen soll man nehmen."

„Frau Ziepe wollte das besorgen", berichtete Beate.

„Frau Ziepe?"

„Ja, ich ließ sie wecken."

Beate sprach leise, als wäre sie noch im Krankenzimmer, und sehr geschäftsmäßig, dann wandte sie sich schnell ab und ging. Günther stand mitten im Zimmer und sann. Es war ja doch möglich, daß er in der Nacht spazieren ging, nicht wahr? Aber Beates kaltes, scheues Gesicht? Und Frau Ziepe? War die nicht Mareile begegnet?... Ach, diese verfluchte Welt! Jetzt kam das Krankenzimmer und Beates stillerstaunte Augen und Tante Seneïdes Todesbegeisterung, lauter Dinge, für die er nicht geschaffen war!

Ein Schlaganfall hatte die Baronin getroffen, und sie schwebte in ernster Gefahr. Die Gäste reisten ab. Beate und Seneïde gingen leise im Krankenzimmer ab und zu. In der Bibliothek saß der alte Hausarzt Doktor Joller, suchte in den Zeitungen nach neuen Gemeinheiten der Franzosen und wartete, daß er gerufen würde. „Hören Sie, Graf," rief er den unstet durch die Zimmer irrenden Günther an, „die Natur unserer alten Dame — großartig! Die Nieren, die Lunge, das Blut — tadellos! Das ist Rasse! Ein Schlaganfall ist ein Unglück. Schließlich gehört der Tod auch zum Leben, nichts zu machen! Aber solche Nieren, solche Lungen mit ins Grab zu nehmen, da kann man stolz darauf sein. Die Verdauung und das Herz halten bei unseren Damen nicht weit. Der Magen muß alles aufnehmen, was Herr Miespeck kocht, und das Herz, das muß mit jedem Quark mitfühlen."

„So, so, Doktor", sagte Günther zerstreut und

nahm wieder sein unruhiges Hin- und Hergehen durch die leeren, sonnigen Zimmer des neuen Flügels auf. Als er Mareile dort traf, sagte er flehend: „Ich muß wieder unsere Stunde dort — bei uns haben. Nur Krankenstubendämmerung ertrage ich nicht."

„Ja, die müssen wir haben", erwiderte Mareile ernst. So trafen sie sich in der Türkenbude.

„Zieh die Vorhänge vor das Fenster," befahl Günther, „von draußen kommt Traurigkeit herein." Die Liebenden drängten sich fest aneinander, sie wagten kaum, sich aus den Armen zu lassen, denn dann fielen unangenehme Gedanken sie an; Mareile sprach vom Schloß, von der Zukunft. Günther schloß müde die Augen. „Ach, so seid ihr Frauen. Für die Zukunft einhamstern. Was kommen wird? Ich weiß es nicht! Natürlich wird die Zukunft grau und unangenehm sein. Aber jetzt sind wir beieinander. Bitte, sei nicht bitter und enttäuscht und Mareile Ziepe! Nein, du findest heute nicht den Ton. Sprich heute nicht. Nimm dort das verstaubte kleine Buch und lies. Das sind Bücher, in denen frühere Mareilen gelesen haben, wenn sie hier auf Tarniffs warteten."

Mareile nahm den kleinen Band zur Hand. Auf dem rosa Einband stand „Lucinde". „Oh!" sagte Mareile. „Hier hat eine frühere Mareile etwas angestrichen."

„Lies, lies."

Mareile las: „Vernichten und Schaffen, eins und alles; und so schwebe der ewige Geist ewig auf dem ewigen Weltstrom der Zeit und des Lebens und nehme jede kühnere Welle wahr, ehe sie zerfließt." Mareile hielt inne. „Weinst du?" fragte Günther mit geschlossenen Augen. Neben ihm rauschte es. Mareile war am Ruhebette niedergesunken und legte ihren

Kopf auf seine Brust. „Kühnere Welle", wiederholte Günther wie im Traum.

Beate verließ das Krankenzimmer. Die Mutter schlief. Neben ihr, auf dem Sessel, das Gesangbuch aufgeschlagen auf den Knien, schlief auch Seneïde.

Beate ging in den neuen Flügel hinüber, durch die Zimmer, in denen die hübschen, blanken Dinge in dem klaren Septemberlichte das stumme, selbstzufriedene Leben der Sachen lebten, das traurige Menschen noch trauriger macht. Sie stellte sich an das Fenster und schaute in den Garten hinaus. Die grellen Herbstblumen brannten auf den Beeten. Der Buchsbaum war ganz blank in der Sonne. Dort unten, wo der wilde Wein am Holzbogen den Garten von der Wiese abschließt, tauchte ein Figürchen auf, hell und klein in der Ferne auf dem Hintergrunde des bunten Lebens. Mareile war es, in ihrem mattfarbenen Mantel, den gelben Hut auf dem Kopfe. Hübsch, dachte Beate, wie ein Laterna-magica-Bildchen auf roter Wand. Sie will wohl unten durch das kleine Tor hinaus in den Wald. Dann war sie fort; aber ein zweites Bildchen tauchte auf der roten Laubwand auf, klein und hell. Günther war es, im grauen Sommeranzug, den Strohhut auf dem Kopfe. Er will wohl unten durch das kleine Tor hinaus in den Wald, kommentierten Beates Gedanken mechanisch; dann gab es ein Stutzen in den Gedanken, ein hastiges Arbeiten. Mareile geht in den Wald hinaus. Günther folgt ihr. Also, sie treffen sich im Walde. Wie eine bestimmte Nachricht erreichte das ihr Bewußtsein. Schnell, wie nur ein Frauenverdacht sich ein farbiges Bild ausmalt, sah sie alles vor sich. Jetzt sind sie bei den Ellern, jetzt am Teich. Dabei fühlte es Beate: das, was sie jetzt sah

und ahnte, war nicht neu, lange schon hatte ein Wissen darum auf dem Grunde ihrer Seele geruht; alles, was dafür sprach, lag klar und scharf vor ihr, und sie ging es durch, wie eine Aufgabe, die sie schon einmal gewußt hatte. Sie hatte nur nicht sehen wollen, hatte den Kopf abgewandt und war an alldem vorübergeeilt, schnell und scheu, wie an einem Zimmer, in dem etwas Entsetzliches ihrer wartet. Aber jetzt — jetzt! Sie legte beide Hände an ihre Schläfen und zog sie mit einer Bewegung unendlichen Jammers langsam über die Wangen herab; dann holte sie geschäftig ihren Hut und Sonnenschirm und ging in den Garten hinunter, auf die kleine Pforte im Park zu. Fremdartige Gedanken kamen ihr während des Ganges und verlangten nach Worten, wie Beates Lippen sie nie ausgesprochen hatten; nichts war grausam und haßerfüllt genug. Und an dieser fremderregten Beate gingen die altbekannten Heimatbilder vorüber, als gehörten sie zu einem anderen Leben und zu einer anderen Beate: der Gemüsegarten, der Teich mit den kleinen, blanken Enten, vor der Schmiede stand Kaspar und ließ die alte Stute beschlagen. Vom Feldwege aus sah Beate Mareiles Hut und Günthers Gestalt im Walde verschwinden. Nein, ich habe sie nie lieben können. Immer war etwas an ihr, das mir gegen den Geschmack ging. Verlogen war sie und schlecht und grausam. Wie sie den armen Halm quälte und dann Hans Berkow — und jetzt Günther. Alle mußte sie haben. An Günther dachte Beate nicht, nur an Mareile, die sie betrogen, an Mareile, die sie gekränkt, an Mareile, die sie erniedrigt hatte. Was wagte diese Inspektorstochter? Ein Dienstbote mit Dienstbotenheimlichkeiten! Dabei schritt sie eilig vorwärts. Sie mußte jenen nach. Jetzt war sie im Walde. Über ihr

rauschten Wipfel. Ein Häher stieß einen Ruf aus, als schrie er durch den Wald: „Sie kommt.“ Da war die große Linie des Wildparkes, an deren Ende, mitten im grellblauen Wasser, die Türkenbude stand. Günther und Mareile waren fort. Beate blieb stehen. Eine plötzliche Erschlaffung kam über sie. Etwas raschelte neben ihr am Haselnußstrauch. O Gott! Nur jetzt kein Mensch! fuhr es Beate durch den Sinn, und sie errötete, als würde sie auf einer schlechten Tat ertappt. Unter dem Strauch am Boden hockte Eve Mankow. Das rote Haar flimmerte in der Sonne und hing wirr auf das breite, erhitzte Gesicht nieder. Natürlich, dachte Beate, die muß auch da sein. Die gehört ja auch zu dem Entsetzlichen, das ich erlebe. Eve streckte die Hand aus, eine kurze, braune Hand, wie Beate deutlich bemerkte, an der die harte Haut glänzte. Sie wies auf das Häuschen im Teich. „Da,“ sagte Eve kläglich, „da drin sind sie. Da sind sie immer. Ich weiß. Ich warte jeden Morgen hier.“ Beates Blicke ruhten einen Augenblick auf dem Häuschen, in dessen Fenster ein verblichener, roter Vorhang wehte, dann kam eine große Angst über sie, Angst vor dem kauernden Mädchen, vor dem Häuschen mit seinem verhangenen Fenster. O Gott! Nur fort! Sie wandte sich und lief den Waldweg hinab. Erst am Waldrande blieb sie stehen, um Atem zu schöpfen. Sie lehnte sich an eine Tanne, glitt an dem großen, rauhen Stamme nieder und weinte, nicht das stille Weinen der Erwachsenen, es war das Weinen böser Kinder, das das Gesicht verzieht und entstellt, und dabei jammerte sie leise: „Was soll ich tun! Was soll ich tun!“

Als Beate in der Nacht am Bette ihrer Mutter wachte, legte die Kranke ihre Hand auf Beates Hand,

eine Hand weich wie welkende Malvenblätter; und sie begann zu sprechen, leise und mühsam: „Beating — es kommt viel vor — ich weiß — nie fortgehen — nie. Die armen Männer sind so unruhig — ich weiß. Warten müssen wir — warten, — sie kommen doch zu uns. Du glaubst nicht, — wieviel wir — vergessen können. Und dann kommt Friede — ich weiß — ich weiß." Die Stimme wurde schwächer, versiegte. Beate weinte, aber in ihr empörte sich etwas gegen die Worte der Sterbenden. Warten? Auf wen? Günther? Wußte sie denn, wer dieses Gespenst dort in der Türkenbude hinter dem verblichenen Vorhange war? Die anderen konnten kommen — und ihr, ihr Eigentum und ihren Frieden nehmen, und sie mußte vergessen — warten? Ich weiß — ich weiß, hatte die Mutter gesagt. Hatte denn auch dieses Leben solche dunkle, unbegreifliche Stellen gehabt? Beate sah ihren Vater vor sich, den Greis mit dem strengen Elfenbeingesicht über der leichtgebeugten Gestalt. Eine etwas bedrückende Luft von Ehrfurcht umwehte ihn. Die Kinder wurden in seiner Gegenwart still und scheu. Als er gestorben war, sprach die Mutter von ihm, „dem lieben Papa", mit dem Stimmton, den sie sonst für heilige, sonntägliche Dinge hatte. Und doch! „Pfui!" sagte Beate vernehmlich in die Nacht hinein; dabei schreckte sie auf, sah das bleiche Gesicht in den Kissen an. Die Mutter lag mit offenen Augen da und schaute geduldig vor sich hin, wie Menschen es tun, die auf den Tod warten. Jetzt sagte sie etwas. Beate beugte sich vor. „Mareile — fort; es ist besser —" sagte die Kranke und seufzte.

Beate lehnte sich in ihren Stuhl zurück. Mareile mußte fort, das war es. Morgen wollte sie sie fortschicken, fortjagen, wie einen Dienstboten, wie Amélie,

und Günther sollte es wissen. Hier war wieder ein Wollen, ein Entschluß, auf dem Beate ausruhen konnte; sie brauchte nicht mehr ratlos um die Not herumzuirren. Das Blut der alten Rasse, die von Schonung und Zucht geschwächten Instinkte fanden nicht mehr die Kraft zu einem Zorn, der fortreißt und wohltut. Aber hier war ein Entschluß — etwas wie Pflicht und Ordnung schaffen, das beruhigte sie. Also morgen. Aber noch war es lange nicht morgen, noch brauchte sie nicht zu handeln. Sie schloß die Augen. „Warten, warten, ich weiß", klang es ihr wie ein trauriges Wiegenlied in die Ohren. Ein Gefühl unendlicher Einsamkeit legte sich schwer auf ihre Seele. In der Müdigkeit der Nachtwache wurde das Gefühl zum Bilde: helles Nebelgrau über dem herbstlichen Garten und dem verlassenen Hause. Oben in dem grauen Himmel ein Zug Raben, große, schwarze Vögel, die unablässig ihre Kreise zogen. Und auf dem feuchten Wege, vom Nebel umsponnen, eine einsame Frau mit einem Kinde. Ja, das Kind! Wenn ihre Gedanken sich der kleinen, blonden Gestalt näherten, dann bekam das Leben wieder Gestalt und Sinn. Zuweilen horchte sie gespannt auf die Uhr, auf das geschäftige Ticken, das wie der Ton kleiner Füße klang, die eilig, eilig dem entsetzlichen Morgen zu liefen. Dann wurde das Licht der Nachtlampe blasser. Roter Schein drang durch die Vorhänge. Seneïde kam Beate ablösen. Beate ging in den Garten, schritt dort lange an der Buchsbaumhecke entlang, auf und ab. Als sie Mareile über den Hof kommen sah, kehrte sie in den Gartensaal zurück, bleich von ihren Kämpfen und Gebeten, die Hände voll feuchter, weißer Astern. Mareile wollte sich nach der Kranken erkundigen. In ihrem elfenbeinfarbenen Morgenkleide, rote Skabiosen

im Gürtel, mit den gut ausgeschlafenen, klaren Augen, erschien sie Beate wie triumphierend in ihrer Kraft und Schönheit.

„Wie war die Nacht?" fragte Mareile.

„Ruhig", erwiderte Beate und schaute auf die Astern nieder; als sie dann aufblickte, mußte Mareile etwas Seltsames in Beates Zügen gelesen haben, denn ihre Augen wurden groß und rund vor erschrockenem Erstaunen, und dann hatte sie verstanden. Die beiden Frauen, die ihre Kindheit miteinander verlebt, kannten die Bedeutung eines jeden Zuckens auf dem Gesichte der anderen.

„Du mußt fort, Mareile, gleich fort von hier", sagte Beate scharf und kalt. Mareile breitete die Arme aus in einer großen, trauervollen Bewegung, wie nur sie sie wagen konnte; dann begann sie leise und schnell zu sprechen: „Ja, ich geh'. Das ist dein Recht. Das mußte kommen. Das ist dein Recht. Aber sieh, das kannst du nicht verstehen, in meiner Art hab' ich auch recht..."

„Bitte", unterbrach Beate sie. „Sprich nicht. Ich ertrag' es nicht. Geh! Recht —! Eine wie du, hat kein Recht."

Mareiles Augen wurden durchsichtig und golden, dann wandte sie sich um und ging, sie lief fast aus dem Zimmer.

Gott, sind solche Augen entsetzlich! dachte Beate. So etwas, wie sie jetzt empfand, mußte derjenige fühlen, der zum ersten Male eine Wunde schlägt, wenn das fremde Blut warm über seine Hände fließt. Beate besorgte dann ihre Morgengeschäfte, prüfte den Speisezettel des Herrn Miespeck, sah nach Went, legte die Astern auf den Frühstückstisch; brachte die hübsche, harmonische Lebensmaschine in Gang. Endlich hörte

sie die Türen gehen, hörte Günthers lustige Stimme. Er hielt Peter einen Vortrag. Ja, allen gehört er, dachte Beate, Eve und Mareile und Peter. Von allen will er bewundert und geliebt sein. Was war er? Ein Phantom, an das er selbst und sie, Beate, und die anderen glaubten und doch nicht zu fassen war. Bis in die Seele hinein fror es Beate bei diesem Gedanken. Günther kam.

„Guten Morgen, Herz", rief er. „In der Nacht ist nichts passiert, hör' ich. Gott, siehst du bleich aus! Eine schöne, weiße Mumie." Er beugte sich auf Beate nieder, um sie zu küssen. Jetzt, sagte sich Beate und sie begann zu sprechen in dem harten, kalten Ton, der ihr selbst fremd klang: „Ich, ich wollte dir sagen, Mareile verläßt Kaltin, heut. Ich — ich habe sie fortgeschickt."

Günther errötete, dann machte er eine Handbewegung, die „Nichts zu machen" bedeuten sollte. Es wurde still im Gemach; Günther schritt auf und ab. Er fühlte sich sehr elend. Er empfand Mitleid um sich, mit Mareile, mit Beate. Jetzt sprechen, viel sprechen, große Worte, die guten, pathetischen Klang hatten, bei denen sich weite Bewegungen machen ließen, eine Szene, das war die Rettung. „Ich frage nicht weiter. Du mußt vielleicht so handeln. Dir scheint es wohl, als sei dir großes Unrecht geschehen. Was?" Beate schwieg. „Gut! Ich bin im Unrecht, ich gestehe es zu. Einer gewöhnlichen Frau hätte ich nichts mehr zu sagen. Von dir kann ich verlangen, daß du mich trotz allem auch verstehst."

Beate zog die Augenbrauen empor und sagte: „Ich bin eine gewöhnliche Frau. Ich versteh' dich nicht."

Günther wurde durch den Widerspruch wärmer: „Doch, doch! Du verstehst mich. Du weißt, daß ich

dich liebe, wie du bist und weil du so bist, und daß ich zuweilen Sehnsucht haben kann — nach — nach heißem Blut — nach Leidenschaft — nach — nach... nun, mein Gott, nach allem, was du nicht geben kannst und sollst."

Das Blut stieg Beate in das schmale, kummervolle Gesicht. Ihre Augen wurden feucht und böse. Sie sprach heiser und mühsam: „Und wer... wer sagt dir — daß ich nicht auch heißes Blut habe... daß ich nicht auch...", sie kam nicht weiter. Mit beiden Händen bedeckte sie ihr Gesicht. Sie schämte sich. Die arme geknechtete, verleugnete Sinnlichkeit wollte sich wehren, aber sie schämte sich davor, sich selbst zu bekennen. Beate weinte: „Sprich nicht. Ich kann es nicht hören. Was soll ich tun!" klagte sie.

„Soll ich gehen?" fragte Günther kleinlaut. Beate nickte. Da verließ er das Gemach, leise, als fürchtete er einen Schläfer zu wecken.

An einem nebelgrauen Oktobermorgen starb die alte Herrin von Kaltin. Beate kniete bleich und tränenlos am Bette der Sterbenden. Günther stand mit gebeugtem Kopfe am Bettende. Seneïde kniete mitten im Zimmer, die Hände betend erhoben. Große Begeisterung schüttelte ihren Körper. Die Nähe des Todes berauschte sie. Die Türen zu dem Saal nebenan standen weit offen, und dort knieten die Dienstboten des Hauses. Alle waren sie da, die breiten, ruhigen Gestalten mit dem schläfrigen Ausdruck, den große Andacht den Gesichtern der Leute aus dem Volke zu geben pflegt. Ab und zu schlich der eine oder der andere an die Tür, um neugierig auf die alte Frau zu sehen, die atemlos dort ihre letzte Arbeit verrichtete.

Wie schwere, feierliche Traurigkeit lag es in dieser

ernsten Stunde über dem alten Schloß, über den leeren Zimmern, über Garten und Hof, die wie verlassen schienen; selbst die Hunde, von der Stille und Leere ringsum traurig und schläfrig gemacht, streckten sich seufzend auf der Freitreppe aus.

Zehntes Kapitel

Beate war im Schlosse mit ihrem Kinde allein. Günther war in Berlin. Er hatte es zu Hause nicht ausgehalten. Schuldgefühl, eine ergebene, bleiche Frau, Traurigkeit in allen Winkeln, das war mehr, als er ertragen konnte. Dazu das quälende Verlangen nach Mareile. Jeder Nerv in ihm hungerte nach ihr. Ein Narr wäre er, wollte er so weiter leben! Er rief Peter und ließ die Koffer packen. „Mach' schnell," befahl er, „morgen um 7 Uhr 30 geht's nach Berlin!" und seine Stimme klang wieder hell und lebenslustig.

Seneïde mußte in eine Heilanstalt gebracht werden. Die Aufregung der letzten Zeit war zu stark für ihre kranken Nerven gewesen. Sie fühlte die Krankheit nahe, etwas Dunkles, Unheimliches, das sich eng um ihr Bewußtsein zusammenschob. Hilflose Angst lag in ihrem Blick. Unablässig ging sie in dem großen, leeren Ahnensaal auf und ab. Beate hörte beständig den rastlosen Schritt, begleitet von dem leisen Rauschen der Schleppe des langen Trauerkleides, und die klagende Stimme, die Bibelsprüche hersagte: „Laß mich eine kleine Weile, daß ich ausweine meinen Schmerz, ehe ich in das Land gehe, da es stockdickfinster und Nacht des Todes ist."

Eines Morgens hielt die große, schwarze Kutsche vor der Tür. Frau Bier stand auf der Treppe und wartete auf Seneïde, um sie fortzubringen. Seneïde ließ sich teilnahmlos zum Wagen führen. Nur als ihr Blick auf Beate fiel, murmelte sie klagend: „Beating — bleibt allein im Sturm. Beating bleibt allein in der Wüste. Armes, armes Beating."

Das Leben im Schlosse ging seinen gewohnten Gang. Beckmann schmückte den Eßtisch wie einen Altar. Miespeck klopfte seine Steaks und spielte die Flöte. Die Hunde lagen auf der Hoftreppe und schauten die Allee hinunter, ob nicht Besuch käme. Wenn Beate sich im Eßsaal fröstelnd zu ihrem Mahle niedersetzte, von Beckmann bedient, dann hätte sie sich vor sich selber fürchten können, so gespenstisch erschien ihr alles. Am Tage, im nüchternen Lichte, unter den gewohnten Beschäftigungen, da konnte das Weiterleben noch als selbstverständliche Sache erscheinen; aber es kamen die Abende, wenn die Stimmen im Hause verstummten, draußen der Hofhund in die Nacht hinausbellte und die Möbel in den Zimmern leise zu knacken begannen, als flüsterten sie miteinander; dann erwachte in Beate wieder das ermattende, unfruchtbare Herumraten an ihrem Schicksal. Warum mußte das sein? Warum wurde i h r alles genommen? Ihre Jugend bäumte sich gegen ihr Schicksal auf. Sie wollte jung sein, leben — wie die anderen. Die anderen, die mit dem heißen Blut, die, von denen Günther gesprochen hatte, die durften rücksichtslos lieben und genießen und sündigen. Sie begann in ihrer vor Einsamkeit fiebernden Seele gegen die Gesetze sich aufzulehnen, unter die sie sich ihr ganzes Leben hindurch gebeugt. Alles, nur dieses stumme Verkümmern nicht! Und doch, wenn ihr Körper nach

Günther verlangte, nach ihm schrie, dann hätte sie ihn schlagen mögen. Wie die Even, die Mareilen sollte ihr Körper nicht fühlen. Und all das kam wunderlich deutlich mit Stimmen, Bildern, Gesichtern; es sprach und rief und stritt in ihr, bis sie todmüde, als käme sie aus einem Kampfe, ihr Zimmer aufsuchte, um schwer und traumlos zu schlafen.

Der November brachte starken Frost. Das Land war wie von Glas umsponnen. Die Bäume bogen sich unter der Kristallast. Der Gärtner band Seile an die Obstbäume und ließ sie von den Dorfbuben schütteln, dann regnete es klirrend von den Zweigen. Alles atmete auf, als Schnee kam. Die weiche, weiße Decke war doch behaglicher als die blanke Glaswelt.

Eines Tages hielt der Schlitten der Gräfin Blankenhagen vor dem Schloß. Die Gräfin selbst und die Fürstin Elise entstiegen ihm. Die lange, bedeutungsvolle Umarmung der Fürstin verletzte Beate. Sie war heute der Gräfin Blankenhagen für ihre laute, burschikose Lustigkeit dankbar. Man sprach von der Nachbarschaft. Immer noch wurde in Grumbnitz schlecht gewirtschaftet, immer noch war Frau von Hallen auf Ternin eine geborene Lehmann, immer noch fand Frau von Scharf für Agnes keine Partie. Nach dem Diner setzte die Gräfin sich an das Klavier. Sofort griff die Fürstin Elise nach Beates Hand, ihre Augen wurden feucht, und sie flüsterte leidenschaftlich:

„Meine Beate! Glaubst du, ich — — wir alle — könnten das ruhig mit ansehen, was hier vorgeht?"

„Ihr?" wiederholte Beate. Alles in ihr schloß sich vor dieser Berührung, alles in ihr rief: Wache stehen! Niemand einlassen!

„Du weißt," fuhr die Fürstin fort, „nächst dir leide ich bei alledem am tiefsten. Aber Leiden! Mein Gott! Die kann keiner uns abnehmen. Nicht wahr, mein Herz? Aber hier... nein, sage nichts! Wir wissen, was hier vorgeht."

„Was wißt ihr?" fragte Beate feindselig. Sie entzog der Fürstin ihre Hand, rückte von ihr fort. Die Fürstin weinte. Aus ihren hellblauen Augen rannen schnell kleine, blanke Tränen. „Was Schmerz ist, das weiß ich", meinte sie. „Enttäuscht werden ist ja mein Gewerbe. Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Dir helfen, das ist jetzt unsere Aufgabe. Hier, in der ganzen Gesellschaft sehen wir deine Sache als unsere Sache an. Wir stehen alle auf deiner Seite, da kannst du ruhig sein. Auch alle unsere Herren. Blankenhagen sagte gestern: ‚Der Tarniff muß zur Ordnung gerufen werden.' Glaub' mir, etwas gesellschaftlicher Druck richtet viel aus. Das verstehen die Männer. Ich sag' dir, Beating, Mitleid für dich und Entrüstung gegen die anderen sind jetzt sozusagen die Leidenschaften unserer Gesellschaft. Von nichts anderem wird gesprochen."

Beate kniff die Lippen fest aufeinander und machte ein böses Gesicht. Sie hörte mehr den eignen grollenden Gedanken, als dem zu, was die Fürstin sprach. Was wollten all diese Menschen mit ihrem schamlosen Mitleid? Warum ließen sie sie nicht in Ruhe? Kannten sie denn nicht die Keuschheit der großen Leiden? Wußten sie denn nicht, daß nur die niedrigsten Menschen am Wege sitzen und den Vorübergehenden ihre Wunde zeigen? O Gott, wären sie doch fort, diese mitleidigen Seelen!

„Wenn du willst, mein Herz", klang wieder der Fürstin bedauernde Stimme an Beates Ohr. „Wenn

du willst, so bleib ich bei dir. Oder du kommst zu mir mit deinem Jungen. Aber fort mußt du von hier. Es wird noch alles gut. Wir werden dich schon verteidigen."

Beate fuhr auf. Sie wurde ganz heiß vor Zorn. „Nein, Elise, wir verstehen uns nicht. Fort soll ich aus meinem Hause? Warum? Mich wollt ihr verteidigen? Gegen wen? Mich braucht niemand zu verteidigen. Mich kann niemand verteidigen."

„Beating — Herz — so versteh' doch!" warf die Fürstin ein, aber Beate wollte nicht verstehen. „Was ihr wißt und sprecht, weiß ich nicht. Ihr könnt und sollt nichts wissen. Weil ich vielleicht leide, glaubt jeder die Finger in das Wasser stecken zu dürfen, das ich trinken muß. Ich brauche keinen. Ich habe niemand gerufen. Ich — ich will allein sein." Schnell und leise die Worte hervorzustoßen, tat wohl. Die Fürstin machte ein erstauntes und empfindliches Gesicht; als Beate jedoch schwieg, schmiegte die kleine Frau ihren Kopf verschüchtert an Beates Schulter.

„Ja — ja, Beating," flüsterte sie, „ich weiß — ich weiß, — so bist du — so mußt du sein."

Als die Damen fort waren, begab Beate sich in den alten Flügel zurück, und ihre Einsamkeit erschien ihr heute wie eine Zuflucht.

Elftes Kapitel

In Berlin wohnte Günther bei seinem Oheim, dem alten Grafen Eberhardt von Tarniff. Der Greis war ganz vereinsamt, dazu halb gelähmt. In einem Rollstuhl ließ er sich in den Zimmern und Korridoren

seines Hauses in der Wilhelmstraße umherfahren, oder er saß am Fenster und schaute hämisch und unzufrieden auf die Straße hinab. Er hatte das Leben genossen. „Was an Pläster zu haben war, nahm ich mit", pflegte er zu sagen. Jetzt war die Welt langweilig. Die Jungen waren Duckmäuser und taten nichts, worüber die Alten einmal lachen konnten. „Na, der Günther," meinte er „der stellt noch hin und wieder was an, über das es sich zu reden lohnt."

Jetzt war Günther der Gast seines Oheims, nachdem er für zwei Monate verschwunden gewesen war. Man wollte ihn in Cannes, in Biarritz mit der schönen Frau Cibò-Berkow gesehen haben. Allerhand Gerüchte über ihn und Mareile beschäftigten die Berliner Gesellschaft sehr stark.

Mareile nahm eine Wohnung in der Bülowstraße. Ihre vornehmen Verbindungen hatte sie vergessen, als wären sie nie dagewesen. Sie wollte jetzt nur ihrer Kunst und ihrer Liebe leben. Eine frische, friedliche Luft sollte sie umwehen. Nichts von der schwülen Luxusatmosphäre der Damen, die außerhalb der Gesellschaft stehen. Günther, ja, auf den war ihr Leben jetzt gebaut. Ihn behalten, war ihre Aufgabe, denn sonst hatte alles, was sie getan und gewagt, keinen Sinn. Und sie verstand zu halten, was ihr gehörte, mit dem zähen Eigentumsgefühl der Bauern, ihrer Vorfahren. Noch war sie jedem Nerv, jedem Blutstropfen in Günther ein Lebensbedürfnis. Aber schon der Gedanke, daß das anders kommen könnte, nagte in schlaflosen Nächten an Mareiles selbstbewußtem Herzen.

Günther lebte in dem grauen, herbstlichen Berlin ein wildes Junggesellenleben, das ihm selbst zuwider war. Allein, was sollte er mit einem Leben anfangen,

in welchem er weder rückwärts noch vorwärts zu schauen wagte? Er spielte und trank. Der einzige Zweck dieses Daseins war Mareile. Sie war für ihn das wirkungsvollste Betäubungsmittel. Er liebte sie, wie wir unsere Sünde lieben, und es kränkte ihn, daß sie ruhig, stark, harmonisch sein wollte. Krank am Leben, wie er, sollte sie sein. Sie sollte sich für ihn verderben, wie er sich für sie verdarb.

„Ich weiß nicht," sagte er eines Nachmittags, als er in Mareiles Wohnzimmer saß und verstimmt auf die Straße hinabschaute, „zuweilen ist's bei dir so — so —"

„Sag's nur", meinte Mareile und lächelte. Ihr Wollkleid in sterbendem Grün, mit großen, fliederfarbenen Mohnblüten gemustert, stimmte hübsch zu dem verschleierten Novembertage. Günther suchte nach dem rechten Wort. „Wie — wie ein Sonntagnachmittag bei einer Majorswitwe." Er wollte Mareile ärgern, aber sie strich ihm nur leicht über das Haar und sagte: „Du Armer!" Das machte Günther weich.

„Ach, wollen wir fortgehen — irgendwohin, wo es still und heiß und blau mit Gold besetzt ist."

Mareile schüttelte den Kopf.

„Warum?" fragte er böse.

„Weil ich arbeiten muß", meinte sie.

„Arbeiten? Warum?"

„Um Geld zu haben."

„Geld? Warum nimmst du nicht meines?"

„Weil ich eine selbständige Welle bin, wie das alte Buch in der Türkenbude sagt."

Günther seufzte: „Die Liebe müßte eine schöne, tödliche Krankheit sein. Man liebt sich — und man weiß — das Ende kommt dann und dann — und die

Liebe wird immer hastiger — man hat Eile, sie ganz zu genießen. Nur noch zwei Tage — noch eine Nacht. Aber so..."

Mareile setzte sich auf Günthers Schoß. Er tat ihr leid, und doch freute sie sich daran, wieviel stärker sie als dieser Mann war, und wie fest sie ihn hielt. Das machte ihn ihr noch lieber. „Warum," sagte sie und lächelte noch immer, als spräche sie freundlich zu einem Kinde, „warum soll die Liebe nicht das Leben sein? Sie ist da. Wir gehen unseren Geschäften nach — leben unseren Werktag — aber wir wissen, sie ist da — sie wartet auf uns. Erinnerst du dich des Gefühles, das wir am Sonnabend nachmittag hatten."

„Ja — ja — das war famos!"

„Sieh — so 'n Gefühl gibt die Liebe dem ganzen Leben, immer wartet ein Festtag auf uns."

„Ja, aber dann, die verfluchten Sonntagabende", wandte Günther ein. Seine trübe Laune wollte nicht weichen. „Ja, ihr seid klug, ihr Ziepes. Man tut seine Arbeit, hat seinen Bechstein, sein Galléglas, seinen Grafen, seine Liebe, Ordnung muß sein."

Mareile erwiderte nichts, sie wandte nur ihre Arme fester um Günthers Nacken und küßte ihn, küßte ihn so lange, bis seine Augen wieder den glücklichen Glanz eines süßen Rausches annahmen. Das war ihr letztes Argument gegen seine bösen, schwarzen Stunden.

Da kam ein Ereignis, das Günther ein wenig anregte. Eines Abends setzte er sich im Klub in das Kaminzimmer zu den alten „Junggesellen". Graf Halken, Major von Tettleben, Baron Schibowitz; ältliche Herren, die es liebten, in der Kaminecke Böses von den Weibern zu reden. Günther saß hier in sich gekehrt und hörte den verblichenen Abenteuern der alten

Schwerenöter zerstreut zu. Aus dem Spielzimmer schlenderte der Fürst Karnowitz heran, lehnte sich an den Kaminsims und schien in seiner teilnahmlosen, gefrorenen Art dem Gespräche zu folgen. Tettleben besprach einen traurigen Fall, der gerade in der Lebewelt Aufsehen erregte. „Die berühmte ‚blonde Mary'. Sie wissen, die mit dem Botticellikopf — hatte Wechsel, die ein Husarenleutnant ihr ausgestellt, brutal beigetrieben. Der junge Mann hatte sich eine Kugel vor den Kopf geschossen. Na — ja — natürlich, was soll er tun? Immer das bekannte Geschäft von Abraham und Moses. Wechsel — und prolongiert — und wieder Prozente — und dann wird die Falle zugeklappt und aus ist's. Und mit den Engelaugen ist das anders mörderisch als bei Abraham und Moses — was?" Die Herren schüttelten die Köpfe: „Nein, so was!" — „Was sagen Sie dazu, lieber Fürst? Saftiges Frauenzimmer das!" „Ich?" meinte der Fürst. Er sprach leise und heiser, als kümmerte es ihn nicht, ob die Hörer ihn verständen oder nicht. „Die jungen Herren haben die Damen, die sie verdienen. Moses und Abraham sind ja auch, wie diese Herren sie brauchen. Da scheint mir alles in Ordnung. Nur, wenn so edlere Frauengestalten in die Hände unserer kleinen Lebemänner fallen, dann ist's ärgerlich. Und das kommt vor. Sie werden bemerkt haben, daß Hunde sich mit Vorliebe die schönsten Statuen aussuchen, um stehen zu bleiben und das Bein aufzuheben."

„Nein, das hab' ich noch nicht bemerkt", murmelte Graf Halke verwirrt. Keiner wußte was mit diesem Ausfall anzufangen. Als Karnowitz der Gesellschaft den Rücken wandte, um langsam in das Spielzimmer zurückzukehren, folgte Günther ihm hastig. „Wissen

Sie, Fürst," begann er, „Ihr ethischer Vortrag da eben hat mir nicht sonderlich gefallen."

„Das ist wohl möglich", erwiderte der Fürst. Das bleiche Gesicht mit den Zügen, die scharf wie die eines Leichenangesichtes waren, blieb regungslos, die bleifarbenen Augen sahen Günther teilnahmlos an.

„Wie meinen Sie das?" fuhr Günther auf.

„Ganz, wie es beliebt", sagte Karnowitz und setzte seinen Weg zum Spielzimmer fort. Günther schaute dem gebeugten Rücken mit den zwei blanken Kammerherrenknöpfen am Frack mit einem Gefühle des Hasses nach, das in seiner Energie wohltat und erwärmte. Dann mußte er Sterneck und Tettau aufsuchen, um sie zum Fürsten zu schicken. Das Beraten und Besprechen, die Beschäftigung mit den hübschen, handlichen Gesetzen des Ehrenhandels waren für Günther ein Genuß. All das gab dem Leben wieder Gehalt, verlieh Mareile, Günther selbst, seiner Liebe neuen Wert.

Den Abend vor dem Duell war Günther bei Mareile ausgelassen wie ein Knabe; dann kam eine angenehme, weiche Stimmung über ihn. „Setz' dich dort auf den Sessel", sagte er und ließ die goldene Schnalle an Mareiles Gürtel springen. „Ganz wie in der Türkenbude. So. Die Füße auf den Schemel. Hier sind rote Rosen, die kannst du wieder zerpflücken. Dann hängen die Blätter wie Blutstropfen an dir. Ja — so. Und ich liege hier." Er streckte sich auf den Teppich aus, streichelte die nackten Füßchen mit den Goldreifen. „So ist es gut."

„Ist etwas geschehen?" fragte Mareile. „Du bist heute anders. Nicht, Liebster? Als wäre etwas Schweres von dir abgefallen. Ja — wirklich — heut ist es wie dort in Lantin."

„Ja — ja!“ meinte Günther. „Es gibt Festzeiten — und wieder Alltagzeiten mit der endlosen Reihe der langweiligen Trinitatissonntage. Unsere Liebe hat eben einen Festtag. Das ist doch nicht so wunderbar. Nun, reg' dich nicht. Bleibe so. Gott! Du wirkst auf mich heute so mächtig — ich ertrage es kaum. Von dir strömt es in mein Blut hinein, immer heißer — das schmerzt, so schön ist das. Sag' — schmerzt es dich auch, all diese heiße Kraft auszugießen — sag' —“

„Ja — ja“, flüsterte Mareile. „Nimm, nimm alles!“ Sie beugte sich über ihn und küßte ihn mit den Frauenlippen, die in der höchsten, hingebenden Erregung wie heiße Rosenblätter werden, als sei die Haut, die das Blut umschließt, zu einem feinen, kaum merkbaren Schleier geworden.

Frühmorgens weckte Sterneck Günther. Günther streckte sich. „Schon Dienst?“ fragte er.

„Ja, Fürstendienst“, meinte Sterneck.

„Ach ja, unser Fürst! Mir wird sein, als müßte ich auf ein Ahnenbild schießen.“

Der Reif lag wie feine Asche auf den leeren Straßen, die Günther und Sterneck durchfuhren. Die Kähne standen auf der Spree im Nebel groß und schwarz auf einem Tintenfluß. Fröstelnd drückte Günther sich in die Wagenecke. Die leeren Straßen waren ihm zuwider; er wünschte schon draußen in der Vorstadt zu sein, wo die Leute auf sind, wo die Milchwagen und Gemüsekarren über das Pflaster rattern. Günther sah Kaltin vor sich, sehr deutlich, mit dem gelben Sonnenlicht auf den Fenstern, die Levkojenbeete des Gartens, Beate in einem weißen Kleide, einen Strauß Astern in der Hand. Sterneck sprach

von Dachsbauen und Teckeln. Jetzt fuhren sie langsam durch den Sand. Die Luft wurde freier und schneidender.

Am Waldrande standen die Wagen der anderen Herren. Tettau mit zwei Ärzten, der Fürst mit Graf Halke. Ein wenig mißmutig hüllten sie sich in ihre Mäntel, wie Leute, die nicht ausgeschlafen haben. Man begab sich in den Wald. Als die geeignete Stelle gefunden war, begannen die Herren die Entfernung zu messen. Günther saß wartend auf einem Baumstumpf. Vor ihm, auf einer Föhre, hockte ein Eichhörnchen. Das spitze, kleine Gesicht mit den roten Püscheln an den Ohren blinzelte freundlich und ironisch auf Günther nieder. Das machte ihm Spaß. Endlich meldete Sterneck, alles sei bereit. Günther legte seinen Mantel ab. „Der da", meinte er, „wird sich wundern, was wir mit unseren Dummheiten bei ihm wollen."

„Die Eichkatze da?" fragte Sterneck. „Na, die haben auch ihre Affären. Jeder Kreatur ihre Mensur."

„Das ist ja 'n Vers!"

„Teufel, ja! Das kommt mir so zuweilen."

Die Herren stellten sich auf ihre Plätze. Ein jeder dachte in diesem Augenblicke nur daran, die Zeremonie möglichst korrekt zu erledigen. Während der Unparteiische Probe zählte, sah Günther den Fürsten an. Das Gesicht war aschfahl wie immer, die Augen sahen teilnahmlos und schläfrig vor sich hin, die Lippen bewegten sich kaum merklich. Sollte er gerade eine Pfefferminzpastille saugen, wegen seines schlechten Magens? dachte Günther und nahm sich vor, später mit den Kameraden darüber zu lachen. Jetzt das Kommando, — aufgepaßt. Günther wollte eben

abdrücken und zog die Pistole an dem dünnen Bein des Fürsten entlang, als er den schwachen Knall der Pistole seines Gegners hörte; zugleich traf ihn irgendwo ein Schlag. Was nun? dachte er, jetzt nur stehen bleiben — — — Jemand, sehr weit schien ihm, fragte: „Wo sitzt es?" Günther antwortete, aber seltsam, seine Stimme hatte keinen Klang. Dann war es, als schneite es, große, sehr blanke Flocken fielen nieder — immer schneller — immer schneller...

In dem Tarniffschen Hause in der Wilhelmstraße lag Günther krank. Die Kugel war auf der Seite in den Körper gedrungen. Die Ärzte erklärten den Fall für bedenklich. Der Kranke lag in hohem Fieber. Wirre Vorstellungen hetzten ihn; wie Sträflinge, die ihren Wärter besiegt haben, schlüpften sie aus den verborgensten Winkeln des Gehirns hervor, riefen durcheinander, stritten sich. Rätsel gab es, die gelöst sein wollten und doch unlösbar waren. Und all das hatte Eile, das wogte und drängte. Dann plötzlich wurde es still. Günther sah das Zimmer mit der grünverhangenen Lampe, auf dem Sessel nebenan saß ein fremdes, schwarzes Figürchen mit einer weißen Haube. „Ist es Nacht?" fragte er „Abend", antwortete eine fremde, sanfte Stimme. Das schwarze Figürchen kam und gab ihm etwas zu trinken. Günthers Blicke irrten im Zimmer umher. „Ja — Wilhelmstraße — Berlin", sagte die fremde Stimme. „Ja — Berlin", wiederholte er matt und wie enttäuscht.

Denselben Abend, als der alte Graf Eberhardt sich im Rollstuhl den hellerleuchteten Korridor auf und ab fahren ließ, was er seine Motion nannte, ließ sich Frau Cibò-Berkow melden. Das erfreute ihn. Er

empfing Mareile mit seinem liebenswürdigen, lange nicht gebrauchten Lebemannslächeln: „Welche Ehre, meine Gnädige! Ich weiß, der Besuch gilt nicht mir altem Krüppel, aber man profitiert, wo man kann."

„Ich wollte Nachricht von Ihrem Neffen", sagte Mareile geschäftsmäßig.

Der Graf lächelte galant: „Beruhigen Sie sich, meine Gnädige, wir liefern ihn Ihnen schon wieder neuaufpoliert ab. Vorlaut sind unsere jungen Leute genug, aber daß sie uns alten das Sterben wegschnappten, das hoffe ich doch nicht."

„Ich will ihn sehen", versetzte Mareile. Der Graf kicherte: „Na, jetzt wird er sich nicht besonders präsentieren." Aber Mareile wiederholte ernst: „Bitte, ich will ihn sehen."

Der Graf wurde ärgerlich. „Ja, ja, das Sentiment ist jetzt Mode. Na, schließlich ist's Ihr Drama, Sie sind sozusagen die Verfasserin — ha — ha. Johann, führe die gnädige Frau hinauf."

Im Krankenzimmer herrschte Dämmerlicht. Es roch nach Jodoform. Mareile atmete beklommen. Das waren Licht und Luft, in denen sie am schwersten zu leben vermochte. Die Diakonissin sagte vorwurfsvoll: „Er schläft." Mareile nickte und setzte sich auf einen Stuhl neben dem Bette. Im Zimmer herrschte wieder die schwere, drohende Stille. Das schmale, weiße Gesicht in den Polstern erschien Mareile so fremd. Sie weinte leise; sie sehnte sich nach dem ihr bekannten Günther, nach seinem hübschen, leichtsinnigen Gesichte... Diesen Günther mußte sie wieder haben, sie hatte ihn sich mit aller Rücksichtslosigkeit gegen andere und gegen sich selbst erkämpft. Wurde

er ihr genommen, was war ihr Leben dann? Etwas Formloses, etwas, das schweigt und droht, wie diese Krankenstube. Er mußte leben. Sie fühlte es körperlich, wie ihr Lebenswille auf den bleichen Schläfer überströmte, warm, stark, als brächen in ihr die heißen Bäche des Lebens auf, um ihn zu überschwemmen. Günther regte sich. Mareile beugte sich auf ihn nieder. „Willst du trinken?" fragte sie. Er nickte. Seine Augen sahen mit dem müden, freudlosen Blick der Kranken vor sich hin, ohne Mareile zu erkennen. Sie gab ihm zu trinken. Das Rauschen des Kleides, der Orchideenduft mußten ihm auffallen, er sah Mareile an. „Ja, ich — ich bin's", flüsterte sie. Sie beugte ihr Gesicht nah auf das seine nieder, strahlte ihn mit ihren Augen an, ungeduldig, ihn aus der Ferne seiner Träume zurückzuholen. „Mareiling", sagte er und lächelte matt; aber gleich wieder schloß er die Augen, und das Gesicht nahm wieder den ältlichen, mißmutigen Ausdruck an; dabei rückte er ein wenig von Mareile fort.

Die Nachtstunden verrannen. Die Straße war verstummt. Die Uhren schlugen durch das stille Haus. Es mochte vier Uhr sein, als Günther wieder zu trinken verlangte. Mareile bediente ihn. Günther sagte etwas, Mareile verstand ihn nicht. „Was sagst du, Liebster?" mußte sie fragen; da wiederholte er es ungeduldig: „Ist Beate noch nicht da? Warum kommt sie nicht?" Da Mareile nicht antwortete, ließ er mutlos und enttäuscht seinen Kopf zurücksinken und schloß die Augen. Als der Morgen über den Dächern zu grauen begann, stahl Mareile sich lautlos aus dem Krankenzimmer. Was half es ihr? Nahm der Tod ihn nicht von ihr, so tat es das Leben; sie mußte der anderen Platz machen.

Beate saß unterdessen im Wagen des Zuges, der sie nach Berlin brachte. Es war heiß und beklommen darin. Hinter den befrorenen Fensterscheiben stand eine schwarze Nacht, in welche die Lokomotive ihre Wolken goldener Funken hinauswarf. Zwei ältliche Damen im Coupé sprachen von einer Bertha, einem Schwiegersohn, der eine Emilie nicht verstand.

Gleich nach Empfang des Telegramms, das Günthers Verwundung meldete, war Beate abgereist. Günther war krank — sie mußte zu ihm, das war klar und selbstverständlich; hier brauchte Beate nur mit Mitleid und Pflicht zu rechnen, und das verstand sie. Jetzt, in der Stille dieser Nachtfahrt aber, wagten sich seltsame Gedanken hervor. Sie waren schlecht, und Beate fürchtete sich vor ihnen — allein, sie waren da und gehörten zu ihr. Stirbt Günther, dann — ja dann war ihr Leben wieder verständlich und klar. Wents Leben drohte kein Schatten mehr. Sie floh vor diesem Gedanken; aber er kam immer wieder. Das Stampfen des Zuges sprach davon, deutliche Bilder kamen; der Katafalk im Ahnensaal, Blumen, Kerzen, deren Flammen bleich und durchsichtig im weißen Schneelichte standen, das durch die hohen Fenster einfiel. Sie selbst im Trauerkleide, Went auf ihren Knien, einsam in dem alten Kaltin, das wieder seinen Frieden und seine Heiligkeit zurückgewonnen hatte. Beate fuhr auf. Gott, was war es denn, das in ihr so denken, so fühlen durfte? Aber kaum schloß sie die Augen, so kamen die Bilder wieder.

Frühmorgens langte Beate in Berlin an. Im Hause in der Wilhelmstraße schlief noch alles. Sie ließ sich in das Krankenzimmer führen, und dort, auf demselben Stuhl, den Mareile eben verlassen hatte, wartete sie auf Günthers Erwachen. Als er seine Augen aufschlug,

sah er Beate an, anfangs teilnahmlos, dann jedoch kam ein zufriedener Ausdruck in das hagere Gesicht. „Näher", flüsterte er, seufzte einen tiefen Seufzer der Erleichterung und drückte seinen Kopf tiefer in die Kissen, als könnte er nun ruhig einschlafen. Beate rückte näher heran. Alles Fremde in ihr war fort. Ihre Seele wandelte wieder auf bekannten, reinen Pfaden.

Günthers Krankheit zog sich lange hin. Die Ärzte fürchteten die Folgen der Verwundung. Günther nahm Beates Pflege freundlich und wie etwas selbstverständlich ihm Zukommendes entgegen. Das Leben ging wieder seinen hübschen, geordneten Gang. Stundenlang, wenn sie Günthers Schlaf bewachte, konnte Beate müßig in das Flirren der großen, weißen Flocken hinaussehen. Die weiße Decke, die sich über die große Stadt breitete, gefiel ihr, so wollte sie es, kühl und rein; verwischen und verdecken. Mädchenträume von Liebe und Glück, einst beunruhigend wie Frühlingsnächte, schienen jetzt sehr fern. Sie wollte sichere, reine Wege, wollte die Luft, die zu atmen sie gewohnt war.

Als nach einigen Wochen das Ehepaar Tarniff von der Kaltiner Station nach dem Schlosse fuhr und die erleuchteten Fenster zwischen den verschneiten Bäumen in der Winterdämmerung ihnen entgegenleuchteten, da war es Beate, als hörte sie die Stimme ihrer Mutter, die mühevolle Stimme der Sterbenden, die die Worte eintönig und langsam sich folgen läßt, als spräche sie mit jemandem, der weit fort ist. „Warten — warten — sie kommen zurück." So war es. Er war gekommen, wund, vom Leben besudelt und gebrochen.

Es war Frühling geworden. Günther saß in seinem Zimmer am Fenster und schaute hinaus. Er war müde. Die Frühlingsluft griff seinen geschwächten Körper an. Die nassen Wege blitzten in der Sonne. Der Teich glitzerte hartblau. Die Enten trieben sich auf dem Hof umher und freuten sich, daß die ganze Welt ein Tümpel war. Das interessierte Günther alles. Ein angenehmes Herren- und Eigentumsgefühl stieg von diesem Hofe zu ihm auf. Es war, als schnatterten die Enten im Chor: „Dein — dein."

Peter kam und überreichte einen Brief. „Ein Junge aus Lantin hat ihn gebracht. Er wartet auf Antwort."

Gleichgültig öffnete Günther den Brief, dann nahm sein Gesicht einen erschrockenen, gequälten Ausdruck an. „Was stehst du und guckst mir auf die Nase?" fuhr er Peter an. Aha! dachte Peter und ging.

Der Brief enthielt wenige Zeilen von Mareiles Hand. „Ich bin in unserem Häuschen, und ich erwarte Dich heute abend. Was auch wird, ich muß Dich sehen." Günther legte den Brief vor sich auf den Tisch und schaute wieder auf den Hof hinaus. Aus diesen Schriftzügen schlug ihm jene schwüle Liebesluft entgegen, die ihn einst so beglückt hatte und die zu atmen ihm jetzt weh tat. Es war ihm, als wollte jemand ihn aus der Ruhe seines kühlen Zimmers hinauslocken auf eine abenteuerliche, heiße Wanderschaft. Schon der Gedanke daran machte ihn müde. Nein, nur das nicht. Er konnte nicht zu Mareile gehen. Er wollte ihr schreiben. Natürlich mußte es ein Wort sein, das wie das Schlußwort einer Tragödie klang; etwas, wie ein schwerer, schwarzer Vorhang, der auf ihre Liebesgeschichte niederfällt. Gut! Aber was denn? Er fühlte sich so faul! Eben noch hatte er so gemütlich den Enten zugeschaut, und nun kam dieses. Er ging

an den Schreibtisch und begann zu schreiben: „Liebe Mareile! Ein großer Mann hat gesagt...“ — Er besann sich. Welcher große Mann — und was hat er gesagt? Das war nichts. Er zerriß das Blatt.

„Liebe Mareile!“ begann er wieder. „Alles, was wirklich schön ist — welkt — die Blume, die Jugend — die —...“ Unsinn, wieso? Wütend zerriß er wieder das Blatt. Gott, wie reich an Bildern und kostbaren Gedanken war er früher gewesen, und jetzt nichts. Wie war das doch — das mit den Festtagen des Lebens — und mit der Dämmerung, für die die stillen, weißen Frauen sind. Daraus ließ sich vielleicht etwas machen. — Nebenan im Wohnzimmer wurde ein Tanz auf dem Klavier gespielt. Das war Beate, die für Went zum Tanz aufspielte. Günther sah dem gern zu. Es war zu hübsch, wenn so das blonde Figürchen, von den Enden der breiten, roten Schürze umflattert, sich langsam im Sonnenschein drehte.

„Ach was!“ sagte er sich und schrieb eilig: „Liebe Mareile! Wenn ich nicht komme, so ist es, weil ich glaube, daß es besser für Dich und für mich ist. Die Erinnerung an das Glück, welches Du mir gegeben, wird mir mein Leben hindurch ein teurer Schatz sein. G.“ Er überlas das Geschriebene, verzog die Lippen. War das glatt! Na, nichts zu machen.

Mareile war von der vorletzten Station vor Kaltin in einem Mietwagen in Lantin eingetroffen. Frau Kuhlmann freute sich, wieder etwas Geheimnisvolles unter der Hand zu haben. Sie setzte Mareile eine Mahlzeit vor, ging in die Türkenbude, um ein wenig abzustäuben, und füllte die weiße Salatschüssel mit Anemonen und Himmelschlüsseln.

Mareile saß in dem Türkenhäuschen und wartete. Die jungbelaubten Birken dufteten stark zu ihr herein. Im Walde rief der Kuckuck. Ihr Gesicht hatte eine strenge, fast scharfe Reinheit der Linien erhalten, die es älter erscheinen ließ. Sie war ganz ruhig. Sie war gekommen, ihr Eigentum wieder an sich zu nehmen, und hielt sich für stark genug dazu. Günther konnte ohne sie nicht leben; wer sie besessen hatte, mußte krank vor Verlangen nach ihr sein und konnte sich nicht mit den bleichen Beaten zufrieden geben. Er wäre fast für sie gestorben. Er gehörte ihr. Er würde kommen.

Es raschelte im Gemach. Mareile schaute auf. Da stand der rothaarige Junge des Hirten, lachte über das ganze, erhitzte Gesicht und hielt ihr einen Brief hin. Mareile las die flüchtig hingeworfenen Zeilen, dann legte sie das Blatt auf das Fensterbrett. Sie schaute sich nach dem Jungen um, aber er war fort. Er hatte sich gefürchtet, „weil die Dame so weiß im Gesichte geworden war", berichtete er der Frau Kuhlmann.

Lange saß Mareile unbeweglich da. Die Sonne ging unter. Zwischen den Stämmen des Waldes glomm ein rotes Feuer. Über den Wipfeln ließ sich der pfeifende Flug der Wildenten hören, die vom See zu den Waldtümpeln zogen.

Mit weit offenen Augen starrte Mareile in den Abend hinaus, Augen, die nichts zu sehen schienen, nur die Strahlen der Abendsonne widerspiegelten und mit der Dämmerung dunkler wurden. Große Tränen rannen dabei über das regungslose, weiße Gesicht.

Anfangs war es ein hilfloses, schmerzhaftes Vermissen, das sie quälte, ein unerträgliches Verlangen

nach Günther. Es fror sie nach seinem begehrenden Blick. Ein jammervolles Gefühl der Verlassenheit sank schwer auf sie nieder. Von außen ertönte eine Stimme: „Guten Abend, gnädige Frau!" Eve Mankow stand vor dem Fenster, stützte den Arm auf den Fensterrahmen und schaute zu Mareile hinein. Einen starken Duft von jungem Birkenlaub brachte sie mit, denn ihr alter Strohhut war ganz mit Birkenzweigen besteckt. Die grellen, runden Augen musterten Mareile neugierig. „Guten Abend, Eve", erwiderte Mareile. Die Gegenwart des großen rothaarigen Mädchens tat ihr wohl.

„Er is nich gekommen?" fragte Eve.

„Nein", sagte Mareile mechanisch.

Eve nickte. „Ich wußte, er wird nich kommen. So is schon. Die da im Schloß hat ihn nu wieder." Eve schwieg eine Weile und sann, dann fragte sie: „Was werden Sie tun? Werden Sie ins Wasser gehn?"

„Ins Wasser?" wiederholte Mareile, „warum fragst du das?"

Eve zuckte mit den breiten Schultern. „Na so. Ich wollte auch ins Wasser, als Sie ihn mir wegnahmen."

Aufmerksam beugte Mareile sich zu dem Mädchen hinaus. „Sag', Eve, wie — wie war das?"

„Na ja," berichtete Eve, „als er mit Ihnen ging... ich hockte dort unter dem Haselnußstrauch, wenn Sie mit ihm hier drinnen waren. Ja, na zuerst dacht' ich, ich schieße Sie tot."

„Aber?" fragte Mareile gespannt.

„Man will — man will," meinte Eve, „na, und dann is die Courage nich da."

„Und das mit dem Wasser?"

Eve lachte. „Ja, da wollt' ich auch 'rein. Zum schwarzen Auge ging ich. Sie wissen, das runde, schwarze Wasser unten im Sumpf. In der Mitte is es tief — tief. Nacht war's. Und der Mond war hell. Na ja! Wenn's dunkel is, dann gruselt's einem vor solchen Geschichten. Da ging ich nu — rein. Am Anfang ging's ganz gut. Das Wasser kam kalt an die Beine. Aber wie's nu tiefer wurde und das Wasser an den Bauch und die Brust 'rauf wollte, nee — nee — da —" Eve schwieg.

„Da?" fragte Mareile.

„Ich konnt's nicht. Sterben, nee, das versteh' ich nich." Eve schüttelte sich, so daß die Birkenzweige um ihren Hut schwankten.

Die Dämmerung war vollends auf den Wald herabgesunken. Die Nebel stiegen aus den Wassern auf und spannen sich langsam über die Wiesen hin. „Gute Nacht", sagte Eve leise und verschwand in den schwarzen Büschen. Mareile sann lange noch in die Dunkelheit hinein, bis alles um sie her wunderlich gespenstisch und unwirklich schien — ihr Leben — das Schloß — Günther — sie selbst. Ein Fiebertraum mit grellen Bildern, die ihr weh taten — und dann sah sie wieder die rote Eve im Mondschein in das schwarze Wasser steigen. Mareile begann sich zu fürchten.

Es war schon Nacht, als Mareile das Parkhaus verließ. Große Sterne hingen in den wirren Schöpfen der Föhren. Der Wald rauschte gleichmäßig und sachte, daß es wie der Atem eines starken, schlafenden Lebens klang. Mareile blieb stehen und lehnte sich an eine Tanne, drückte ihre Wange an den Stamm, der kühl war und nach Harz duftete. Dort am Ende der langen Waldlinie, ganz fern, lag Schloß Lantin mit

seinen erleuchteten Fenstern, ein kleines, blankes Spielzeug, in all der ruhigen Dunkelheit. „Sterben, das versteh' ich nicht" — hatte Eve gesagt. Nein, sterben, das verstand auch Mareile nicht, und noch um die dort. O nein! Und sie erhob ihre kleine, festgeballte Faust drohend gegen das blanke Spielzeug dort unten in der Ferne.

Seine Liebeserfahrung

Novelle

*

(1909)

3. August 1900

Jetzt mußte ich das Buch schreiben, ich fühlte es deutlich. Die Gedanken begannen schwer in mir zu werden, zu drücken, wie reife Früchte auf die Zweige drücken. Mit zweiunddreißig Jahren ist eine Entwicklung nicht abgeschlossen. Der Strich, den ich jetzt unter meine Weltanschauung setzen muß, muß noch nicht definitiv sein. Allein etwas ist fertig in mir und will hinausgestellt sein, will als ein anderes neben mir stehen. Ich muß es auf die Arme nehmen, wie die Mutter das Kind, das sie geboren hat.

Gut! Ich wollte mein Buch schreiben und richtete mein Leben danach ein. In solchen Zeiten müssen wir unser Leben so ordnen, wie es Frauen tun, die guter Hoffnung sind und wissen, daß sie nun nicht mehr nur für sich allein leben. Der Hochsommer ist eine günstige Jahreszeit. Die Straße vor meinen Fenstern ist still und voll grellgelben Sonnenscheins. Hunde liegen auf den heißen Steinen, strecken alle Viere von sich und schlafen. Kinder sitzen auf den Schwellen der Haustüren, die Hände um die nackten Beine geschlungen und sind in der Hitze auch still und schläfrig geworden. Die wenigen Passanten drücken sich die schmalen Schattenstreifen an den Dachvorsprüngen entlang. Dieser unerträglich flimmernden Welt mit ihrem heißen, unreinen

Atem seh' ich es sofort an, daß ich in ihr nichts zu versäumen habe.

Ich ziehe die gelben Vorhänge vor mein Fenster, das gibt eine angenehme goldige Dämmerung. Hie und da sticht durch eine Spalte ein scharfer, blanker Sonnenstrahl in die Dämmerung und in diesem Sonnenstrahl kreisen einige Fliegen brummend und unermüdlich umeinander. —

Ich höre das gern. Diese endlose übellaunige kleine Geschichte, die sie sich erzählen, beruhigt mich. Im Klub hatte ich gesagt, daß ich verreise. Josef hatte den Befehl, keinen Besuch vorzulassen. Die meisten waren ja ohnehin fort aus der Stadt, wer sollte kommen! Mit Frau Meirike hatte ich ein Gespräch über den Küchenzettel. In dieser Zeit mußte sie die schweren, feurigen Suppen vermeiden, die sie so gut zu machen versteht und die ich so gern esse. Mehr Bouillon, viel Geflügel, Spargel, zuweilen einen Fisch. Einen lebhaften Mosel habe ich mir für diese Zeit angeschafft. Der Schneider brachte den Anzug aus blauem Sommerflanell, ganz lose gemacht. Mit Blumen in den Zimmern war ich vorsichtig, in meinem Arbeitszimmer durften keine stehen. Aber im Nebenzimmer stand eine Schale voller Zentifolien, diese gesunden roten Kugeln, die einen frischen, starken Rosenduft haben, nicht die perverse Mischung mit Tee oder Vanille oder Zederholzdüften. Die beste Arbeitszeit ist der Vormittag. Nachmittags zur Zigarre mußte ich etwas lesen (statt der großen schweren Henry Clay rauchte ich jetzt eine kleine blonde Bock) und dazu hatte ich den Livius gewählt. Der würde mich nicht stören und erzählt mit so schön beruhigender Stimme. Und alles, was geschieht, erscheint so ordentlich für seinen Zweck zugeschnitten, wie die

Holzstückchen eines Geduldspieles, die ja doch alle ineinander passen, um das Bild, die Größe des Römischen Reiches zu geben. Das verleiht ein angenehm geordnetes Gefühl, dabei kann man den Kopf nach hinten sinken lassen und die Augen schließen... die Gedanken vergehen... Diese Decius mit der Familieneigentümlichkeit — sich zu opfern — wie die Gicht in anderen Familien — sehr — aristokratisch. — Das ist sehr erfrischend. Wenn ich erwache, dann kann ich wieder bis zum Abend arbeiten.

Wenn es unten auf der Straße lebhaft wird, die Kinder zu lärmen beginnen, ein Geschwirr ganz hoher schriller Stimmen wie von einer Schar betrunkener Vögel, und wenn bunte Abendlichter aus dem Nebenzimmer in mein Schreibzimmer kommen, wenn der weiße Gipskopf der Marietta Strozzi errötet — dann mache ich einen Spaziergang — der Gesundheit wegen. Die Luft in den Straßen ist eine bedrückende, staubige Zimmerluft. Die Vorstadt ist unerträglich mit ihren grau und rot gestreiften Überbetten, die sich in den geöffneten Fenstern lüften, mit ihren heißen, dampfenden Menschen. Draußen setze ich mich in einen der kleinen Biergärten. Das Buch spricht in mir weiter, und über meinen Schoppen hinweg sehe ich die Menschen und die bunten Plakate an den Bäumen und die Radfahrer wie ferne fremde Bildchen, die mich nichts angehen. Wenn die Laternen angesteckt werden, bleich und glasig in der Dämmerung, gehe ich heim und die ganze Nacht liegt vor mir für die Arbeit. Ich kann das Fenster an meinem Schreibtisch öffnen. Unten auf der Straße wird es immer stiller — ein „gute Nacht" höre ich zuweilen und das Zuschlagen der Haustür. Die Lichter in den Fenstern erlöschen. Dort über die niedrigen Dächer

ragt ein höheres Haus. Dort im vierten Stock entkleidet sich ein Mädchen bei offenem Fenster. Das Viereck des Fensterrahmens ist voll des gelben Lampenlichtes und ich sehe eine weiße Gestalt, die vor einem Spiegel steht und ihr langes, sehr schwarzes Haar emporhebt, um es auf dem Scheitel aufzubinden. Dann erlischt auch dieses Licht und ich bin mit meinem Buche allein.

Ich habe mir für das Manuskript ein sehr edles Papier angeschafft, leicht gelblich getönt, glanzlos, die heraldische Lilie als Wasserzeichen. Auf dem Umschlag habe ich mit veilchenfarbiger Tinte den Titel geschrieben „Die goldene Kette" — darunter den Vers der Ilias, über den Plato so geheimnisvoll spricht:

Auf, wohlan, ihr Götter, versucht, daß ihr all' es erkennt!
Eine goldene Kette befestigend oben am Himmel
Hängt dann all' ihr Götter euch an und ihr Göttinnen alle,
Dennoch zöget ihr nie vom Himmel herab auf den Boden!

So muß es gehen.

4. August

Kleine, vernachlässigte Verpflichtungen können sehr störend werden. Wir wollen sie vernachlässigen, wir wollen sie vergessen, aber sie haken sich in uns fest, melden sich mit kleinen flüchtigen Stichen. Sie sind lästig wie die Sommerfliegen, die wir immer vertreiben und die sich immer wieder uns ins Gesicht setzen. Das ist nicht Pflichtgefühl, — nur eine Unvollkommenheit in unserem Vorstellungsmechanismus.

Solch eine lästige kleine Verpflichtung ist mir heute zugefallen.

Ich ging nach dem Essen aus, um mir eine gol-

dene Feder zu kaufen. Die Straße war wie ein überheizter, staubiger Korridor. Kaum ein Mensch, dem ich begegne, nur Hunde, alte Schuhsohlen, Papierfetzen sonnten sich auf den heißen Pflastersteinen. Wie ich um die Ecke biege, fährt ein Wagen an mir vorüber, ein hübscher, kleiner Korbwagen mit zwei falben Ponys bespannt. Ein auffallender kirschroter Kutscher sitzt auf dem Bocke und im Wagen ein Herr, der seinen Panama schwenkt und „Ach — Herr von Brühlen" ruft. Der Wagen hält und ich muß herantreten. Es ist der Baron Daahlen-Liesewitz, der alte Weltreisende. Gerade dem hätte ich nicht begegnen wollen. Er war mit meinem Vater befreundet, und ich bin ihm einen Besuch schuldig. Ich war ihm früher einmal begegnet und hatte ihm gesagt, daß ich verreise — und nun —: „Wieder hier", sagte der Baron — Ja, ich war wieder hier, das ließ sich nicht leugnen — „in Arbeit" — murmelte ich. „So? — fleißig also!" meint der Baron. „Schön, schön. Aber die Abende sind frei — was? Jetzt muß man die Abende genießen. Mir — ja mir macht die Hitze nichts. Wenn man so'n tropischen Fieberbazillus im Blut hat — der friert leicht und wird dann unruhig. Wir sehen Sie doch bei uns — bestimmt? Ganz ohne Formen. Es ist hübsch da draußen. Ich kündige Sie meiner Frau an. Wenn Sie mich im Stich lassen, gibt's eine Enttäuschung — also?" — Ein starker Hustenanfall unterbrach ihn. Erkältet hat er sich auch auf seinen Weltreisen. Er drückte mir die Hand und fuhr ab. Fatal!

Er schaut gut aus, der alte Bursche. Das Gesicht quittengelb. Solche Reisende sind immer leberleidend. Das dichte Haar und der Vollbart sind schon grau, aber ein seltsam farbiges Grau, wie das

Fell junger Mäuse. Dazu die fieberblanken Augen. Er wohnt da draußen vor der Stadt in seinem schönen Landhause und läßt sich von seiner jungen Frau pflegen, der alte Egoist. Er mag sich den Magen tüchtig an den Genüssen der fünf Weltteile verdorben haben. Die Frau soll so etwas wie eine Schönheit sein, sagte Fred Spall, der ein Verwandter von ihr ist. Also ich gehe morgen hin, damit auch das abgetan ist —, aber meine Abende dort verbringen, o nein! Die kann ich besser anwenden als bei dem alten Daahlen mit seiner kranken Weltleber zu sitzen.

5. August

Ich habe das Manuskript von der goldenen Kette fortgelegt. Seine Stunde war doch noch nicht ganz gekommen, das weiß ich jetzt. Etwas will noch erlebt sein. — Es soll erlebt werden, ganz — rücksichtslos — bis zur Neige. — Also —

Der Gang durch die Vorstadt war wieder qualvoll. Wie reinlich ist der Winter, der die Menschen in ihre Häuser treibt. Und was nicht alles jetzt auf die Straße herauskriecht und herausschaut und sich breit macht. Der Mensch ist ein Höhlentier und soll in seiner Höhle bleiben — nur abends auf Raub ins Freie hinaus. In der langen Kastanienallee war es besser. Viel gelbe, von der Hitze getrocknete Blätter liegen schon auf dem Wege und rascheln und duften herbstlich. Auf den Bänken sitzen Kindermädchen, große erhitzte Gestalten, seltsam von graugrünen Schatten und grellen Sonnenlichtern gefleckt. Von der Allee muß ich dann wieder in den Sonnenschein abbiegen. Links und rechts Haferfelder voller Mäher. In all dem Rot und Gold stehen Mäher

knietief in weißen Leinwandhosen. Die Feldgrillen lärmen wie toll, als wollten sie das Dengeln und Schwirren der Sensen übertönen.

Mitten in dem schweren Nachmittagslicht — sehe ich vor mir das Daahlensche Haus, ein großer, fast gewaltsam dunkler Würfel mit kaffeebrauner Fassade. Über dem Portal auf den schrägen Giebelseiten rekeln sich plumpe Steinfrauen, die ihre riesigen, kaffeebraunen Brüste sonnen. Hinter dem Hause erheben sich kühl und dunkel die alten starken Bäume.

Zögernd ging ich über den Kiesweg auf die Freitreppe zu. Ich blieb vor einem großen Beete stehen, an dem alle möglichen Sommerblumen ungeordnet durcheinander dufteten, Skabiosen, Ziererbsen, Feuerlilien, ein großer Topf brennender Farben. All das duftete sehr warm und süß mit einem Gemisch scharfen Geruches von Apothekerkräutern.

Ich bin mein Lebtag viel in Gesellschaft gegangen — dennoch — wenn ich zu fremden Menschen gehe — ist immer noch ein Rest von Befangenheit in mir. Das kommt wohl daher, daß ich zu deutlich empfinde — was der Mensch, vor den ich hintrete, denkt — ich sehe mich mit seinen Augen. Endlich entschloß ich mich, hineinzugehen. Der Diener, der mich empfing, hatte wohl dort geschlafen, auf der einen Wange stand ein roter Fleck. Sein weißes schwammiges Gesicht war korrekt ausdruckslos, dennoch dachte er — Was hat der durch die Hitze herzurennen? Den Baron fand ich in einem dämmrigen Wohnzimmer. Rote Vorhänge waren vor alle Fenster gezogen. Ganz in weißen Flanell gekleidet, saß er auf seinem Sessel. Auch er hatte eine rote Wange und mußte geschlafen haben. Er empfing mich mit einem Hustenanfall, dann freute er sich laut über

mein Kommen: „Das ist recht... — Setzen Sie sich. Ein heißer Gang, was? Aber hier ist's kühl. Das verstehe ich, darin bin ich raffiniert. Über die Kühlung in den Zimmern hab' ich sozusagen wissenschaftlich nachgedacht." Er sprach wie jemand, der lange geschwiegen hat und seiner Stimme Motion machen will. Ab und zu schaute er zur Tür hinüber und murmelte: „Wo meine Frau bleibt?" Als Schritte im Nebenzimmer hörbar wurden, rief er: „Claudia" — da kam seine Frau. Ein sehr schlankes, feines Figürchen — ganz farbig — gleich fiel mir die unendlich feine Linie der abfallenden Schultern auf. Der blaue Musselin des Kleides floß so eng am Körper nieder, daß die Knie im Gehen leicht gegen den Stoff stießen, am Gürtel trug sie einen etwas zu großen Strauß weinroter Skabiosen. Der Kopf erschien mir zuerst überraschend; ganz leichtes, hellrotes Haar umgab ihn, das Gesicht darunter weiß und ruhig — und darin große, braunrote Augen, farbig und samtig, wie die Blätter mancher Chrysanthemen. „Hier hab' ich uns den Herrn von Brühlen eingefangen", sagte ihr Mann. Sie kam aufrecht und langsam heran, reichte mir die Hand — sah mich an — wie wir ein neues Möbel ansehen und sagte einfach: „Es freut mich sehr." Dann setzte sie sich auf das Sofa — saß da gerade — die Hände auf den Sitz gestützt. Der Baron plauderte weiter: „Wir sitzen hier in unserer Einsamkeit wie Spinnen und warten, ob sich jemand in unser Nest verirrt. Zuweilen fahre ich aus. Ein Jagdzug — da hab' ich Sie gefangen. Ja — ja" — Die Baronin sah mich an mit einem stetigen gleichgültigen Blick. Ich fühlte es, daß sie sich von dieser Jagdbeute nicht viel versprach. „Am Tage arbeiten wir" — fuhr der Baron fort — „an meinem großen Reisewerke."

„Sie auch, Baronin?" fragte ich. „Ja, ich auch", sagte sie. In ihrem Blick lag jetzt etwas Erstauntes. Ich wußte, sie wunderte sich darüber, daß ich so dasaß und sie nicht einmal betrachtete. Gut — ich will sie betrachten, und da fiel es mir auf, wie wunderschön ihr Mund war — diese schmalen hellroten Linien, an den Winkeln etwas heraufgebogen und in ihrem Schwung, ich weiß nicht, welch seltsame Bewegungs- und Ausdrucksbereitschaft. Jetzt lächelte sie ein wenig, die Lippen noch immer fest geschlossen, sie las wohl auf meinem Gesicht etwas wie Überraschung. „Gewiß arbeitet sie mit," fuhr der Baron fort — „was ich vormittags schreibe, muß sie mir nachmittags vorlesen." „Sehr interessant" — wandte ich mich an sie. „O ja", erwiderte sie mit einer Stimme, in der etwas Herbes anklang, wie oft in Stimmen eben erwachsener Mädchen. „Wenn's nur nicht so heiße Gegenden wären." Der Baron lachte laut los: „Heiß! Natürlich, wir sind gerade im Herzen von Afrika. Aber meine Frau würde verlangen, ich soll im Sommer über Spitzbergen schreiben und im Winter, wenn es friert, über Afrika —." Aber das Lachen brachte ihm den Hustenanfall. Claudia erhob sich, nahm ein Glas Wasser vom Nebentisch und ein Pulver, brachte es ihm, stand neben ihm, bis der Anfall vorüber war, ruhig und dienstgewohnt. Der Diener brachte den Tee und Claudia schenkte ein, und weil ihr Gatte sich noch nicht erholt hatte, tat sie auch etwas für die Unterhaltung und bemerkte: „Ja, abends ist es sehr schön hier bei uns." Da konnte der Baron wieder sprechen: „Oh, wer das kennt, der kommt wieder. — Kommen Sie nur recht häufig — kommen Sie täglich. Abends sind uns Freunde immer willkommen — nach der Arbeit." Er sprach weiter von

sehr heißen Nächten im Kapland, von den großen Ameisen, die die Stiefel anfressen.

Claudia saß wieder still da — sie ließ das Gespräch an sich vorüberklingen wie ein langgewohntes Geräusch. Ich hörte auch nicht zu. Aber während wir da in der roten Dämmerung dieses Zimmers uns gegenübersaßen, fühlte ich deutlich, wie Claudia und ich ein jeder sich mit der Gegenwart des anderen auseinandersetzten. Das ist solch eine Unterhaltung ohne Worte — von Körper zu Körper, von Wesen zu Wesen, — geheimnisvoll — aber gewiß —. Was wir sagen, ist ja gleichgültig — auf dieses stumme Frage- und Antwortspiel des Menschen zum Menschen kommt es an —. Ich erhob mich, um mich zu verabschieden. „Also wir sehen Sie bald, kommen Sie nur. Fred Spall, unser Vetter — Sie kennen ihn doch — kommt auch, sobald er kann." — — Ja, ich kannte Fred Spall. Als ich im Flur Hut und Stock nahm, sah ich, daß Claudia in der offenen Wohnzimmertür stand, die Schulter leicht an den Türpfosten gelehnt. Sie blickte durch die geöffnete Haustür in das rötliche Flimmern des Abends hinaus. — „Wie hell das ist," sagte sie und blinzelte mit den Wimpern — „wir leben hier so in der Dämmerung, daß man Augen wie ein Kauz kriegt." — Ich blieb noch bei ihr stehen. Etwas Besonderes mußte ich jetzt sagen, fühlte ich. „Wenn man jetzt da hinausgeht," begann ich, „das ist wie ein Bad in Rotgold." —

— „Ein sehr warmes Bad", sagte sie nachdenklich. —

„Wenn die Sonne untergeht," fuhr ich fort, „kommt die kühle, blaugraue Dusche."

Jetzt lächelte sie wirklich mit ein wenig geöffneten

Lippen. Ich war zufrieden und ging. Als ich an dem großen bunten Beet vorüberkam, sah ich Claudia an der Haustür stehen — schmal und blau — das Haar flimmerte in der Sonne, die Augen schützte sie mit der Hand und schaute den Weg hinab. Das alte schwere Portal legte sich seltsam wie ein dunkler Rahmen der Einsamkeit um das farbige Figürchen. —

In der großen Allee war es schon lebhaft. Viel Kinder und Radfahrer — Arbeiter, die aus den Fabriken kamen, Ladenmädchen in hellen Kleidern, Pappschachteln in der Hand. Alle sprachen und strengten ihre Stimmen an, wollten Lärm machen, als seien sie betrunken von dem Flimmern des rötlichen Staubes, der die Luft erfüllte. Ich konnte das jetzt nicht brauchen. Ich bog in einen Seitenweg ein, suchte eine einsame Bank auf, um mich nichts als tüchtig verstaubte Jelängerjelieberſträuche. Ein Laubfrosch knarrte auf einem Zweige, dort saß ich lange und rauchte eine Zigarre nach der anderen.

Was wir noch denken nennen, ist sehr oft eine Beschäftigung, bei der wir selbst wenig dazutun. Man sitzt da und kommt sich wie eine Laterna magica vor, in die eine fremde Hand die Glasbildchen hineinschiebt und langsam hin und her zieht. — Ein Zimmer mit roter Dämmerung — Claudia kommt herein, langsam und aufrecht — Claudia sitzt auf dem Sofa — Claudia sieht mich an — sie schenkt Tee ein — sie steht unter dem großen Portal — immer wieder diese Bilder. Es ist merkwürdig, wie lange wir dasselbe denken können.

Und dazu eine beständige begleitende Gefühlsmusik, die auch kommt und geht ohne unser Hinzutun — wie das Kreisen unseres Blutes. Ich kann jetzt den Laubfrosch verstehen, der Stunden hindurch dasselbe vor

sich hinknarrt. Es war dunkel geworden. Drüben in der großen Allee wurde es still. In den Zweigen hingen die Lichtpünktchen der angesteckten Laternen.

Ich erhob mich — ich war hungrig geworden und ging durch die kleinen Seitenwege der Stadt zu. Überall begegnete ich Gestalten, die paarweise — eng beieinander, Hand in Hand schweigend die laue Dunkelheit tranken. Am Rande der Stadt liegt Bohrers Weinstube. An Sonntagen ist sie recht belebt, aber heute am Montag war es dort still. — Von der offenen Veranda aus sieht man auf die weite Ebene hinaus, Wege, Felder. Zwei Gäste waren nur auf der Veranda, ein alter Herr, der seinen Hut abgenommen hatte. Seine Glatze war gelb und blank im Gaslicht — und ein Mann mit einem faltigen grauen Gesicht. Beide saßen stumm vor ihrem Weinglase und starrten in die Dunkelheit hinaus, die über der Ebene lag. Die Kellnerin, ein verkümmertes kleines Wesen, mit geröteten übernächtigen Augenlidern, saß unter einer Gasflamme und las ein Buch. Als ich mich an den Tisch setzte, wischte sie mit der Serviette über die Augen — der Roman hatte sie gerührt — und kam zu mir, um mich leise zu fragen, was ich wünschte. „Ist es traurig, was Sie da lesen, Fräulein", fragte ich.

„Sehr traurig", sagte sie bekümmert. Der Wirt ging die Veranda hinab — ein schmaler junger Mann mit einer goldenen Brille. Vor jedem von uns Gästen machte er tief und traurig eine Verbeugung, als wüßten wir alle um ein trauriges Ereignis — dann blieb er stehen und schaute auf die dunkle Ebene hinaus. Ich dachte meine Gedanken weiter, nur daß sie hier plötzlich etwas Tragisches annahmen. Ein Ereignis hatte heute bei mir begonnen, das war sicher, aber jetzt wollte es mir scheinen, als sei es tragisch.

Wie es auch kommt, es soll gründlich durchlebt werden. Ich wollte in meinem Leben immer zuviel den Regisseur spielen, wir leben unser Leben doch dann nur ganz, wenn wir es verstehen, unser eigenes Publikum zu sein. — Nur das. Ich bin ein Gedankenpedant. Was war es, was ich erlebte? Verliebtsein — was ist das? Definitionen sind immer falsch, aber sie beruhigen. Ich habe das Bedürfnis der Überschriften. —

Es ist seltsam ergreifend, auf weite, von Dunkelheit verschlungene Flächen hinauszuschauen. Wir alle — der alte Herr, der Mann mit dem faltigen Gesicht, der Wirt und sein alter, räudiger Hund, ich — wir sehen wie gebannt da hinaus. Der Hund stößt zuweilen ein heiseres, asthmatisches Heulen aus. Hunde müssen ihre Gedanken aussprechen. Dort unten leuchteten nur einzelne Lichtchen ferner Wohnungen, winzige rote Pünktchen, die blinzelten, als wären sie in Not vor der großen Dunkelheit. Darüber ein dunstiger Himmel mit bleichen verwischten Sternen. Und plötzlich erwachte in dieser stillen Dunkelheit eine Stimme — dort fern auf einem der Wege ging ein Mann und sang laut und heiser — eine klagende Tonfolge, dann ein Vorschlag, dann wieder la-la-la. Sehr einsam klang diese Stimme so in der Dunkelheit, verloren, irrend — suchend. Und dann auf der anderen Seite der Wiese erklang eine zweite Stimme, eine schrille Frauenstimme, die dieselbe Notenfolge sang, la-la-la und der kleine Vorschlag. Die beiden Stimmen begegneten sich — verschmolzen dicht ineinander, wurden zuversichtlich in diesem Beieinandersein. Der alte Herr, der Mann mit dem faltigen Gesicht, der Wirt, alle hoben die Köpfe und lauschten, der Hund spitzte die Ohren, die Kellnerin sah von ihrem Buch auf.

Es war, als hätten wir alle darauf gewartet, daß die beiden Stimmen sich begegnen. Plötzlich schwieg der Gesang. Es wurde wieder still in der Dunkelheit. „Zahlen", sagte ich und stand auf.

Im Heimgehen fiel es mir ein: Natürlich, das ist es, nur das. Wir gehen allein in dunkler Einsamkeit, das ist unser Beruf. Und singen in die Dunkelheit hinein. Und plötzlich antwortet einer — singt mit — wir glauben, die Einsamkeit fällt von uns ab — nur das. Alle die Paare, da in der Allee auf den Bänken, saßen nah beieinander, indem sie sich ein Leben zu zweien phantasieren. Diese Formulierung beruhigte mich.

Zu Hause fand ich auf dem Schreibtische das Manuskript der goldenen Kette. Ich habe es fortgeschlossen. Für eine Zeitlang habe ich anderes zu tun. An meiner Lebensordnung braucht nichts geändert zu werden. Nun werde ich der Frau Meirike sagen, sie kann jetzt mehr Blumen in die Zimmer stellen, Sommerblumen, die stark duften. Edellupine, wohlriechende Erbsen und die braunroten Chrysanthemen mit den geschwollenen goldenen Herzen. — —

6. August

Es überraschte mich heute morgen, als Josef die Vorhänge von den Fenstern zurückzog und einen Strom gewaltsamen Sonnenlichtes in das Zimmer ließ, daß das gestrige Erlebnis fort war oder doch nur wie ein Traumbildchen vor mir stand, das vor der Morgensonne in eine verschleierte Ferne rückte.

Etwas war doch geblieben, eine mir ungewohnte Freude daran, den Tag zu beginnen, als stände etwas Angenehmes bevor. Und als ich dann meinen Tee

trank, die Zeitungen und die Briefe las, wollte der gestrige Besuch bei Daahlens fast ein gewöhnliches Gesicht annehmen. Ein Teebesuch — eine hübsche Frau — was weiter. Ich konnte das Mystisch-Verhängnisvolle darin nicht mehr so recht finden, dessen ich gestern doch so sicher war. Ich mußte plötzlich an die Zeit denken, da ich als Gymnasiast in den Sommerferien meine Cousine Alma liebte und am Morgen erwachte, froh den verliebten Tag zu beginnen. Aber es war doch da —, nur daß am Morgen unser Denken wacher ist und dieses Denken ist dem Fühlen gegenüber so plump. Das Feinste unseres Denkens liebt die Dämmerung wie Claudias Augen.

Am Vormittag bin ich gewohnt zu arbeiten. Die goldene Kette muß zurückgestellt werden. Einer leichten, etwas mechanischen Arbeit bedurfte ich jetzt. Ich begann einen platonischen Dialog zu übersetzen: „Die Liebenden" — eine etwas pädagogische Liebe. —

Ein sicheres Zeichen, daß etwas in mir vorgeht, war eine gewisse Unruhe — die machte, daß ich nach einiger Zeit die Feder fortlegte und ausging. Ich hatte ohnehin noch etwas mit meinem Schneider zu besprechen. Ich ging also in die Mittagsglut hinaus in die Stadt, die um diese Zeit wie eine große gemeinsame Wohnstube (schlecht gelüftet) aussieht. Ein jeder tut, als sei er allein. Niemand wundert sich, wenn ich vor fremden Haustüren auf fremden Bänken sitze — vor den niedrigen Fenstern stehe und zuschaue, wie da drinnen der Mittagstisch gedeckt wird. Männer in Hemdsärmeln lehnen zu den Fenstern hinaus. Mädchen stehen an den Haustüren, gähnen und strecken die Arme — wie im Bett. Das unterhielt mich. Diese ganze Welt war für mich so beiläufig, ich war hier zu Besuch, um die Zeit zu

vertreiben. Meine Wirklichkeit war die dämmerige Wohnstube da draußen, das bunte Figürchen unter dem alten Steinportal. Und ich begann mich wieder stark darauf zu freuen.

Der Gang hatte mich ermüdet. Nach dem Essen, als ich den Livius zur Hand nahm, wurden mir die Augenlider schwer. Ich legte mich zurück. Die Fliegen brummten in einem Sonnenstrahl, die Lupinen und Erbsenblüten dufteten sehr süß. Es war köstlich sentimental ruhevoll. Nur eigentümlich, nicht an Claudia dachte ich, sondern an Alma — die Cousine, die ich als Gymnasiast geliebt hatte. Sie trug weiße Kleider, breite, bunte Schärpen, einen über den Rücken niederhängenden Zopf und Schnürstiefelchen. Wenn sie die Gartenwege entlang ging, folgte ich ihr gern, stach mit einem kleinen Spaten ihre Fußspuren aus dem Wege — legte den Sand in ein Körbchen und trug ihn zu einem stillen Platz im Park, dort häufte ich ihn zu einem Hügel auf, dem Almahügel — das Monument meiner Liebe.

Mit dem Umkleiden, um zu Daahlens zu gehen, begann ich ziemlich früh. Als ich vor dem Spiegel stand, fiel es mir auf, daß wir doch recht fremd unserer äußeren Erscheinung, unserem Gesicht gegenüberstehen. Ich lächle und will in dieses Lächeln eine ganz innige Bedeutung legen, ich fühle es — wie es vom Herzen warm in die Lippen steigt, und nun seh' ich dieses Lächeln — fremd — mir unverständlich. Unser Äußeres führt doch die Aufträge, die unser Wesen ihm gibt, nur sehr obenhin aus. Mein Gesicht, regelmäßig, etwas feierlich, ist darin, glaube ich, recht ungelenk, nur die Augen, graublau, mit einem intensiven ernsten Blick — die führen manchen Auftrag besser aus.

Die Sonne war schon im Untergehen, als ich in die große Allee einbog. Der Duft der von der Hitze getrockneten Blätter auf dem Wege, des reifen Hafers, der in Garben auf dem Felde stand, — gab mir sofort alles wieder, was ich gestern erlebt hatte.

In der Villa waren heute die Vorhänge zurückgezogen. Die Fenster und die Glastüren zur Veranda standen offen. Von dem ein wenig tiefer liegenden Garten — aus dem Schatten der mächtigen alten Bäume wehte es kühl und ein wenig feucht in die Zimmer. Claudia kam mir an der Verandatür entgegen. Sie trug ihr blaues Kleid und eine Korallenschnur um den Hals. Die braunroten Augen sahen mich wieder mit dem ruhig wartenden Blick an. „Oh," sagte sie, „wie hübsch, daß Sie kommen. Mein Mann wird sich freuen. Er ist eben in sein Zimmer gegangen, um etwas an dem Manuskript zu ändern, das wir heute gelesen haben." Wir lehnten am eisernen Geländer der Veranda und schauten in den Garten hinaus. „Ja," sagte ich, „ich habe mich den ganzen Tag darauf gefreut."

Ich wunderte mich, daß das so einfach herauskam, denn ich hatte mir viel kompliziertere Dinge zurechtgelegt.

„Heute wird es hübsch hier," bemerkte Claudia, „ein wenig Mond ist schon da." Die Sonne war untergegangen, die Luft wurde blau. Über den zackigen Wipfeln der großen Ahornbäume hing eine schmale, weiße Mondsichel. Wir schwiegen. So an dem Gitter zu stehen, nebeneinander und in das Herabdämmern hineinzublicken — ihre Gegenwart zu fühlen war wunderbar ruhevoll. Aber endlich mußte doch etwas gesagt werden.

„Wie heimlich dunkel diese Wege sind," begann ich, „dort unten höre ich auch Frösche."

Claudia nickte: „Ein kleiner Weiher ist unten. Die Frösche, ja, die höre ich kaum mehr, ich bin sie so gewohnt. Die Wege — ja, sie sind sehr heimlich, später im Jahr etwas unheimlich, wenn so die Blätter rascheln. Mein Mann darf abends nicht heraus dann. Ich gehe gern in der Dunkelheit da umher." — „Allein?" fragte ich. — „Ja," sagte sie, „oder nein, Julchen geht hinter mir her."

„Julchen?"

„Ja — Sie kennen sie nicht — natürlich. Unsere Mamsell. Sie ist schon lange hier."

„Julchen", meinte ich, „klingt so gemütlich. Ich glaube nicht, daß es unheimlich sein kann, wenn Julchen hinterhergeht."

Sie lächelte ein wenig.

„Gott! Ich bin an Julchen so gewöhnt, daß ich sie vergesse. Es ist wie mit den Fröschen."

„Ich möchte dieses Julchen doch sehen", meinte ich.

„Ich will sie Ihnen mal zeigen", sagte Claudia.

Wir schwiegen wieder.

Unten am Weiher begann ein melancholischer Wasservogel immer den gleichen hellen Ton vor sich hinzusingen und aus den feuchten dunklen Gängen des Parkes wehte uns ich weiß nicht welche Traurigkeit an. Ich hatte plötzlich starkes Mitleid mit der kleinen Frau, die einsam hier durch die raschelnden abendlichen Herbstwege ging — aber Mitleid, das fast körperlich wohltat. Das war mir neu und interessant an mir. Aber das ist wohl immer so, wenn uns ein anderes Leben ganz nahekommt.

„Und dann?" fragte ich. Claudia warf den Kopf ein wenig zurück, um mich anzusehen. — „Wie?" —

„Ich meine, was Sie dann tun nach diesem Gange?"

Ich fragte sie aus, wie wir ein kleines Mädchen nach seinem Tage ausfragen. Es war mir, als hätte ich ein Eigentumsrecht auf dieses Leben.

„Dann," sagte sie und zuckte leicht mit den Schultern, „dann lese ich meinem Manne vor."

„Wieder das Manuskript?"

„Nein, andere Reisebeschreibungen. Er liebt es, den Fehlern der anderen auf die Spur zu kommen. Er sagt, die anderen lügen."

„Das mag wohl sein."

„Ja, das werden sie wohl", meinte Claudia, unendliche Gleichgültigkeit im Ton. Hinter uns erscholl Daahlens knarrende Stimme. — „Bitte, mein Lieber, versuch' doch nur zehn Kilometer auf diesen Steinen zu gehen, ja ja." Er sprach mit dem Baron Spall — Fred Spall. Sehr lärmend begrüßte er mich: „Ach, das ist schön. Also Sie haben wir auch eingefangen. Das wird gemütlich. Schön hier, was? Das ist 'n Garten. Mystisch heiliger Hain." Lebhaft sprach er auf mich ein.

Ich hörte nicht zu, ich mußte hinübersehen, zu Spall hinübersehen, der sich neben Claudia an das Gitter lehnte, sich vertraulich zu ihr beugte — er war ja ein Vetter — und etwas erzählte und lachte. Claudia blickte gerade vor sich hin, und ihr schöner Mund zuckte so seltsam wie in einer Qual. Natürlich, ich verstand. Spall war verliebt in sie und sie mochte ihn nicht, den schönen Spall mit dem schmalen Mädchengesicht, den sentimentalen Augen und den blanken, blonden Locken. In dem hübschen Mädchengesicht nahm sich das Monokel im linken Auge und das böse Lächeln der knabenhaft roten Lippen fast gespensterhaft aus.

„Und das Essen, Claudia, Kind," rief Daahlen, „wie weit ist's denn?" — „Gleich," sagte Claudia, „Julchen holt den Wein." Daahlen lachte sehr laut. — „Sehr gut, unsere Vorsehung heißt Julchen. Wir wandeln im heiligen Haine und Julchen sorgt für den Leib."

Das Abendessen war sehr gepflegt und Daahlen lachte und erklärte und sprach von den Speisen aller fünf Weltteile. Er ließ kaum einen anderen zu Wort kommen. Nur Spall unterbrach ihn zuweilen, um eine Stadtnachricht mitzuteilen. Daahlen fragte dann weiter und sie begannen wild zu klatschen. Ich schwieg soviel wie möglich, es war mir angenehm, mit Claudia zusammen zu schweigen, es war, als verstünde sich unser Schweigen. Claudia, nah auf ihren Teller niedergebeugt, aß aufmerksam die kleinen, guten Sachen, Eier à la Meyerbeer, Hühnersteaks mit Krebssoße.

„Sie essen gern?" fragte ich sie halblaut.

„Ja," sagte sie ernst, „wenn es etwas Unterhaltendes ist."

Spall hatte das gehört und lachte: „Das ist echt Claudia, verlangt von dem armen Hühnerkotelett, es soll sich essen lassen und dabei unterhaltend sein." Er hatte dabei eine Art, sie mit den sentimentalen Augen anzusehen, als gehörte sie ihm. Claudia errötete leicht und schob mißmutig die Unterlippe vor wie ein böses kleines Mädchen: „Na ja, dabei ist doch nichts."

„Echt weiblich", dozierte Daahlen. „Die Frauen sagen wie die Römer zu den Gladiatoren: Stirb, aber gefall' mir. Mir fallen da die — Neger ein."

Ich hörte nicht recht, wie es bei den Negern war,

ich dachte an Spall. Der konnte mich nicht beunruhigen.

Nein, mein Lieber, so kommst du ihr nicht nah, mit diesen Augen, die keine Distanz halten!

Die Fenster zum Garten hin standen offen. Die tiefe Dunkelheit der großen Bäume schaute herein. Über den schwarzen Wipfeln hatte die Mondsichel jetzt ein starkes weißes Leuchten.

„Hören Sie die Frösche — unsere Tafelmusik", sagte Daahlen.

Nach dem Essen gingen wir wieder auf die Veranda hinaus, saßen in bequemen Korbstühlen. Der Diener brachte kalte Ente in silbernen Bechern. Die große Ruhe der Nacht machte auch Daahlen eine Weile schweigsam. Dabei wandte er sich an mich und sprach von einer Mondnacht am Kongo. Claudia und Spall saßen etwas abseits. Spall sprach leise. Einmal antwortete Claudia, schnell, hart, wie mir schien. Du arbeitest für mich, mein Lieber, dachte ich. Ich wunderte mich, wie glücklich und sicher ich mich fühlte. Spall erhob sich. — „Komm," sagte er, „wir wollen ein wenig zu den Fröschen gehen." — Claudia erhob sich auch, machte einige Schritte, dann wandte sie sich hastig — ja, ich täusche mich nicht, hilfesuchend zu mir. „Ach, Herr von Brühlen, ich wollte Ihnen ja den Weiher zeigen." Ich stand ein wenig zögernd auf. Konnte ich Daahlen allein lassen? In dem Lichte, das durch die Tür auf die Veranda fiel, sah ich deutlich, wie Spalls hübsches Gesicht sich verzog. Er kehrte kurz um und setzte sich in seinen Stuhl zurück. „Ach so — dann will ich Daahlen nicht allein lassen", meinte er. „Machen wir ein Ekarté?" Claudia und ich gingen in den Garten hinunter. Es machte mich zuerst ein wenig befangen, so allein mit ihr in

die Nacht hineinzugehen. Unter den Bäumen war es kühl wie unter einem Kirchengewölbe und sehr dunkel. Ich hörte nur den leisen Ton ihrer Schritte und der leichten Musselinschleppe auf dem Kies. Dann sprachen wir von dem Garten und von der Hitze und von Lavendel, glaube ich, der von der Terrasse her zu uns herüberduftete. Höflich und ruhig waren unsere Stimmen, aber ich empfand es deutlich, wie die Dunkelheit uns eng verband. Wir waren einander viel näher, als unsere Stimmen einander waren; ich spürte deutlich, als hätte ich sie gefaßt, ihre Hand in der meinen, schmal und kühl wie nächtliche Blumenblätter; ich fühlte, wie ich den Arm um ihre Taille legte, der Skabiosenstrauß an ihrem Gürtel mußte jetzt ein wenig feucht vom Tau sein. Gott, die wirklich äußere Berührung ist doch immer das letzte Symbol, die letzte Hilflosigkeit dieser heimlichen Zwiesprache unserer Körper. Ich weiß nicht, wie das Gespräch darauf kam, aber Claudia sagte: „Sie heißen Magnus?"

„Ja, Magnus!" erwiderte ich. „Ich bedaure das. Man heißt eigentlich nicht Magnus."

„Ein Familienname?"

„Ja, mit dem Namen geht es wie mit dem Leberflecken, den ein Ahne hat, und dann taucht er immer wieder auf."

„Ich liebe meinen Namen auch nicht", meinte Claudia sinnend. „Claudia klingt so, wie — wie etwas, das nicht lebt." „Claudia", wiederholte ich und versuchte etwas Musikalisches in den Ton zu legen, das mißlang jedoch. „Früher stellte ich mir dabei eine große römische Gestalt vor, schwere, gerade Gewandfalten."

„Und jetzt?"

„Jetzt — ich las den Namen gestern im Livius und da, da spürte ich den Duft von dem großen Beet dort vor Ihrer Treppe.“ „Ach das,“ sagte Claudia, „das riecht nach Einsamkeit.“

„Nach Einsamkeit?“

„Ja, finden Sie das nicht? Wenn die Nachmittagssonne grell darauf scheint und die Blumen so warm durcheinander duften, das ist so einsam — so einsam.“

Wir blieben am Weiher stehen, eine grüne Pflanzendecke lag auf dem Wasser. Der Mond legte ein wenig weißes Licht auf die schwarze Fläche.

„Was steht da drin?“ fragte ich — denn mitten im Teich stand eine große dunkle Gestalt und schien ihre Arme in die Finsternis hinauszustrecken.

„Das dort“, sagte Claudia, „ist eine Danaide aus Stein, aber ihre Hände und das Sieb sind fortgebrochen.“

„Na, dann hat sie also Ruhe“, bemerkte ich. Claudia lächelte ein wenig. „Ja — ja — nun hat sie Ruhe.“

Langsam gingen wir am Ufer entlang, hörten den Fröschen zu, die unter der Pflanzendecke eifrig plauderten, erzählten, der eine dem anderen das Wort vom Maul nahm. Ich war in ganz unwahrscheinlicher Stimmung, sehr weit von allem, was mir sonst wirklich schien, allein mit Claudia in dieser dämmerigen Welt, über der es wie Schmerz lag, aber wie Schmerz, den ich mit Claudia gemeinsam zu tragen hatte, als gingen wir engverbunden einen gemeinsamen Leidensweg. Das ist, glaube ich, sehr charakteristisch für meinen Zustand. Claudia bog in einen dunklen Laubengang ein, der ein wenig steil hinauf dem Hause zuführte. Die Dunkelheit brachte

sie mir wieder ganz nah — mir war es wieder, als nähme ich ihre kleine Gestalt, ja als küßte ich ihren wundervollen kühlen Mund.

„Sie lieben nicht die Einsamkeit, Baronin?" fragte meine Stimme höflich.

„Ach Gott!" erwiderte Claudia, „ich bin sie so gewohnt — so — so — wie —"

„Julchen", schlug ich vor.

Sie lächelte. „Ja — wie Julchen."

„Sind Sie soviel allein gewesen?" fragte ich, was vielleicht zu dreist war.

„Das ist es nicht", meinte sie. „Einsam — ist man, glaube ich, wenn man wartet — sitzt und wartet. Warten macht einsam."

„Sehr richtig", schaltete ich ein — was stillos war.

„So bei uns zu Hause", fuhr Claudia fort. „Wir waren fünf Schwestern, immer nur ein Jahr zwischen uns — wir waren immer zusammen. Wir kamen wenig hinaus — wir gingen auch ungern ins Dorf. Unsere Kleider saßen so schlecht. Ich glaube, mein Konfirmationskleid war das erste, das nicht zwei Schwestern vor mir getragen hatten, ich war so klein. Es war kein Geld da und wir mußten sehr sparen." Sie lachte mit dem harten Unterton des Lachens halberwachsener Mädchen.

„Oh!" sagte ich nur, was ich jetzt bedaure.

„Ein Schusterjunge sagte, wenn wir vorübergingen — ach, die fünf Modejournale. — Beliebt waren wir nicht. Auch zu Hause, wenn was passierte, waren immer die fünf Komteßchen schuld."

Ich hätte etwas sagen sollen, ich sagte jedoch nichts — ich liebte Claudia nur sehr stark in diesem Augenblicke.

„So trieben wir uns in dem großen Garten umher", erzählte Claudia weiter, und ich glaubte ihrer Stimme anzuhören, daß sie lächelte. „Viel wurde für diesen Garten nicht getan. Nur Kohl war da gepflanzt und die Obstbäume waren vermoost. Aber viel Stachelbeeren waren da. Auch die waren zurückgegangen, sie waren klein und haarig geworden. Bei denen lagen wir gern. Wenn die Sonne auf Stachelbeerbüsche scheint, das riecht nach warmer Wolle, nicht wahr?"

„Ja — ich — ich erinnere mich recht —"

„Ja, und das ist einsam, wir lagen da, aßen die kleinen haarigen Beeren — und warteten, daß etwas kommen sollte." Gott! Wie deutlich ich sie sah, die Mädchen mit den hellroten Haaren und schlechtsitzenden Kleidern und den schönen, wartenden Gesichtern bei den besonnten Stachelbeerbüschen — —

„Und es kommt immer", sagte ich.

„Ja — natürlich", erwiderte Claudia.

„Und dann," fuhr ich fort — ich unterstrich die Worte —, „dann müssen wir gehorchen." Vielleicht etwas lebhaft kam das heraus.

Claudia blieb stehen. Ihre Stimme wurde jetzt leise vor Erregung: „Nicht wahr, wir müssen — ganz gleich, wir müssen."

Das war, glaube ich, etwas Entscheidendes, was ich da gesagt hatte.

Wir traten aus dem Dunkel der Bäume auf die Terrasse vor dem Hause hinaus. Auf der Veranda, wie ein gelbes Lichtbildchen in all dem Schwarz, sahen wir die beiden Herren beim Schein zweier Kerzen mit Weingläsern bei den Karten sitzen, die Profile hell beschienen. Um Spalls Kopf legten die blonden Locken ein schwaches goldenes Glänzen.

Claudia lachte lustig auf. „Das ist hübsch", meinte sie. Ich wunderte mich, daß sie nach der Erregung, die wir beide eben gefühlt hatten, so lachen konnte. Als wir auf die Veranda kamen, bemerkte Spall spöttisch: „Nun — in Lyrik gemacht?" Dabei sah er Claudia wieder mit dem seltsam gierigen Besitzerblick an. Claudia wandte sich ab und trat in den Schatten an das Geländer zurück. Du treibst sie gewaltsam zu mir her, mein Lieber, dachte ich.

„Famos, da unten," begann Daahlen, „Stimmung, nur zuviel Stimmung. Meine Frau liebt das. Ich nenne das Depression kneipen."

Bald darauf gingen Spall und ich fort. Unterwegs bemerkte Spall:

„Eine merkwürdige Frau — meine Cousine" —

„Eine scharmante Dame", erwiderte ich. Das war das kälteste, was ich fand, das errichtete gleichsam eine Barriere um Claudia.

So — und jetzt will ich schlafen — nicht denken.

Diese Gefühle dürfen wir nicht jeden Abend sorgsam wie unsere Kleider zusammenfalten und fortlegen. Mir ist's, als säße ich in einem Traum und müßte mit ihm sehr behutsam umgehen, um nicht zu erwachen.

8. August

Das kann ich wohl jetzt schon mit Bestimmtheit sagen, die Liebe ist eine Beschäftigung — eine Beschäftigung, welche die Tage ausfüllt.

Bisher in meinem Leben habe ich, glaube ich, wenig für andere getan. Es hat sich so gemacht, daß ich alles nur für mich tat. Jetzt ist es mir, als täte ich alles, auch das Geringfügigste, für einen anderen

— für sie. Bisher ließ ich die Menschen nicht nahe an mich herankommen — ich mußte allein sein können. Jetzt ist es mir, als sei ich nie allein — ich spüre immer die Gegenwart eines andern — ihre Gegenwart. Und was tue ich denn all diese Tage voll grellen Sonnenscheins hier hinter meinen gelben Vorhängen im starken, süßen Duft der Erbsenblüten und Edellupinen. Ich übersetze Plato, sehe Korrekturen nach, ordne meine Bibliothek, aber eigentlich tue ich immer etwas anderes — und immer dasselbe. Fühlen ist die Hauptbeschäftigung. Ich verstehe die Feldgrille jetzt, die den langen Sommertag hindurch bis in die Nacht hinein eifrig, leidenschaftlich denselben Ton vor sich hingeigt, als wäre dieser Ton das einzig Wichtige in der Welt. Dieses sind Beobachtungen, die ich gesichert halte. Zu Daahlens wollte ich diesen Abend nicht gehen. Das schien mir richtig zu sein. Claudia sollte wieder einmal allein durch den Park gehen, allein im Mondenschein am Weiher stehen. In solchen Augenblicken des einsamen Fühlens wachsen unsere Empfindungen klarer und stärker, als in den beruhigenden und berauschenden Augenblicken des Zusammenseins. Ich ging aber am Abend zur Allee hinaus, setzte mich auf eine Bank und sah zu, wie die Abendsonne in den Fenstern der Daahlenschen Villa brannte. Dort wollte ich sitzen, bis die Dunkelheit kam. Es würde mir gut tun, meinte ich, umgeben zu sein von der flüsternden Gemeinde der Liebespaare.

Zu mir auf die Bank setzte sich ein kleines Ladenfräulein, ein rundliches, blondes Mädchen. Sie legte die Pappschachtel, die sie trug, neben sich auf die Bank. Müde streckte sie die Füße von sich, klappte die Spitzen der gelben Schuhe aneinander. Den kleinen

Knabenstrohhut schob sie ein wenig zurück, einige feuchte blonde Löckchen kräuselten sich auf der Stirn. Das Gesicht war rund und rosa, hübsch weich waren die nemophilenblauen Augen zwischen die ein wenig fetten Augenlider gebettet. So ein ruhevoller Friede lag über der Gestalt. Es war ordentlich beruhigend daß dieses Mädchen neben mir saß. Sie schaute zu mir herüber und dann wieder fort — wie sie das alle tun. Diese Mädchen brauchen alle ruhig und sicher dieselbe Methode — wie beim Bügeln oder Handschuhanziehen. Wenn sie sich bewährt hat, wozu eine neue suchen? So begann ich mit ihr zu sprechen: — Es war heiß. — Ja, es war heiß. — Sie wollte wohl hier warten, bis es kühl wurde. — Freilich, das wollte sie. — Wartete sie sonst noch auf jemanden? — Nein, auf wen denn? — Nun, man ist doch zu zweien an Sommerabenden. — Das wohl — aber sie hatte keinen. — War er fort? — Ja — fort. Ein tiefer Seufzer straffte die rot- und weißgestreifte Bluse.

„Sie heißen Toni?" sagte ich.

„Wie wissen Sie."

„Sie sehen so aus."

„Ja, Toni Lehrer, ich bin bei Großmann im Handschuhladen in der Herrnstraße." — „Oh, ich weiß, das ist der große Laden, in dem es immer so dämmerig und feierlich ist. Eine strenge, ältere Dame mit einer goldenen Brille sitzt an der Kasse, und die jungen Mädchen streichen ganz still und ernst den Kunden die Handschuhe über die Hände." — „Die Alte ist böse," beichtete Toni, „und sprechen darf man gar nicht und wenig sitzen."

„Dann kommen Sie abends hierher, um zu sitzen und zu sprechen?"

„Ja, wenn wer da ist zum Sprechen", meinte Toni träumerisch. „Ich wohne so hoch, da sind die Nächte so heiß. Man hat keine Lust zu Bett zu gehen."

„Sie haben wohl so eine kleine Lampe mit gelbem Licht und stehen ganz weiß vor dem Spiegel und heben die Arme hoch, um sich das Haar aufzubinden" — —

Toni sah mich erstaunt an: „Nun ja, — wie soll man das anders machen?"

Die Dämmerung war gekommen. Durch die Blätter der Kastanien blitzte der Mond.

„Gehen wir ein wenig", schlug ich vor.

Toni stand gehorsam auf, strich ihr Kleid glatt und nahm die Pappschachtel. Langsam gingen wir die Allee hinab und bogen in die kleinen, finsteren Nebenwege ein.

„Nehmen Sie nicht meinen Arm?" fragte ich.

„Ich bin so frei", erwiderte Toni. Sie nahm meinen Arm, wie alle diese Mädchen unsere Arme nehmen. Sie hängen sich ein wenig schwer ein, drücken unseren Arm leicht gegen ihre Brust. Zu sagen hatten wir uns nichts. Es war auch genug, so aneinandergelehnt zu spüren, wie unser Blut den gleichen Takt hielt, — es tanzte zusammen. Und Tonis hatte einen friedlich-energischen Takt. Wenn an einer Biegung des Weges plötzlich die Mondhälfte in einem hellen, leeren Himmel sichtbar wurde, dann blinzelte Toni hinauf und sagte: „Wie schön. Ach, überhaupt der Mond."

„Gehen wir zu Bohrer essen", schlug ich vor.

„Das ist ja nicht nötig," meinte Toni, „heute am Werktag."

Wir gingen doch hin. Auf der stillen Veranda erregte unser Erscheinen Aufsehen. Der alte Herr, der Herr mit dem faltigen Gesicht, die kleine, bleiche

Kellnerin, alle hoben die Köpfe und sahen uns ernst und vorwurfsvoll an. Der alte Hund, der am Eingang saß und zum Mond emporschaute, knurrte leise.

„Was wünschen Sie?" flüsterte die Kellnerin.

Wir setzten uns in eine Ecke. Die Ebene vor uns war voll eines weißen, nebeligen Lichtes und einsamer denn je. Toni streckte wieder unter dem Tische die Füße von sich und legte die Hände flach auf den Tisch, dann aß sie langsam, sorgfältig, kaute die Bissen, indem sie zum Monde aufsah. Wir tranken einen kleinen, säuerlichen Schaumwein. Toni seufzte zuweilen so tief, daß die weiß- und rotgestreifte Bluse krachte.

„Warum seufzen Sie?" fragte ich.

„Weil es hier so gut — so gut ist", meinte sie. „Man hat seine Ruh" — und sie gähnte diskret. Ja, mir wurde auch so wohlig und schläfrig zu Sinn. Es war mir, als hätte ich den ganzen Tag über gearbeitet und dürfte nun die Glieder von mir strecken und ruhen. Ich wollte mich ein wenig unterhalten.

„Ist es schwer, den Leuten die Handschuhe anzuziehen?" fragte ich.

„Ach," sagte Toni, „ich bin daran gewöhnt. Ja, manche halten die Hand schlecht. Aber wollen wir nicht von Handschuhen sprechen."

Nein — wir wollten nicht von Handschuhen und den Mühsalen des Leben sprechen. Wozu auch sprechen!

„Es ist spät", sagte Toni endlich, und wir gingen. In den schmalen Wegen zwischen den Jelängerjelieberbüschen blieb sie stehen, ganz nah vor mir.

„Ich gehe hier hinab", sagte sie. — Ich küßte sie. Ihre Lippen waren weich und warm, wie die Lippen eines schläfrigen Kindes. „Sonntag bin ich um zwei Uhr schon frei", bemerkte sie im Fortgehen.

Auf dem Heimwege hielt das angenehme, beruhigte Gefühl an. Aber als ich in mein Zimmer trat, war wieder Claudias erregende Gegenwart da. Ich legte mich gleich zu Bett — ich war müde und habe gut und fest geschlafen.

Aber im Einschlafen dachte ich wieder an Toni, es war mir, als würde ich von dem ruhigen, kräftigen Takt ihres Blutes in Schlaf gewiegt. Für das, was mir mit diesem Mädchen begegnet, muß sich doch auch eine Formel finden lassen. — —

10. August

Heute war ein schlechter Tag. Gleich beim Erwachen spürte ich das. Frühmorgens war ein Gewitter niedergegangen, das wirkte wohl noch auf meine Nerven. Die Luft war kaum abgekühlt, die Sonne stach wieder.

Eine unangenehme Nüchternheit war in mir, die allem widersprach, was ich gefühlt hatte, die höhnte und mit allem in mir zankte. Claudia war fern und fremd. An allem war überhaupt nichts. Dazu kam noch, daß Josef beim Frühstück erzählte, er sei heute morgen der Baronin Daahlen begegnet. „Sie ritt. Der Stallknecht ritt hinter ihr. Der Baron Spall war auch dabei."

Dieser Bericht erregte in mir ein Gefühl unendlichen Widerwillens — so ein körperliches Unbehagen. Ich mußte den Tee und das geröstete Brötchen, das ich eben sorgsam mit Butter bestrichen hatte, stehenlassen. Die eigentlichen Erscheinungen der Eifersucht sind das nicht. Ich bin nicht eifersüchtig auf Spall. Claudia haßt Spall, das habe ich an ihren Blicken, an der müden Art, wie sie sich von ihm abwendet,

gesehen. Claudia wird nur einer Liebe gehorchen, die bis zum äußersten mit der Distanz zwischen ihr und dem Geliebten kämpft. Erst wenn beide sagen: Wir können nicht mehr — dann, dann gehorcht sie. Das habe ich verstanden. Aber dennoch... So werde ich mich denn recht elend bis zum Abend hinziehen.

Ein seltsam unwirkliches Leben, das ich führe. Nur dort auf der Veranda wird es wirklich, vor dem dunklen, feuchten Garten, in der Traumbeleuchtung des Mondes, bei dem leisen Ton von Claudias Musselinschleppe auf dem Kies. So fühlen wohl die Fledermäuse, wenn sie am Tage in den finsteren Ecken wie kleine, schwarze Teufel an der Wand hängen und durch eine Spalte in das Tageslicht blinzeln, ob das dumme Licht noch da sei, das allem widerspricht, was sie abends erleben, wenn sie mit dem kleinen, schrillen Jauchzer über die mondbeglänzten Wipfel flattern.

Nachts

Heute begegnete mir etwas Eigenes, eine Kleinigkeit, die mir doch einen nicht unwichtigen Zug zu dem Bilde von Claudias Leben lieferte.

Claudia war mir heute nicht recht nah. Sie schwieg viel; wenn sie sprach, klang es leicht gereizt, wobei der herbe Unterton ihrer Stimme besonders deutlich herausklang. Ihr Mund hatte heute eine herrlich bittertragische Linie. Spall bemühte sich, sehr glänzend und ausgelassen zu sein. Daahlen lachte viel über ihn, aber Claudia schien das zu ärgern. Spall hat auch so eine verwandtschaftlich aufdringliche Art, mit ihr zu verkehren — als gehörten sie zusammen. Ungeschickter kann man nicht sein. Ich fand wenig Gelegenheit, mit Claudia zu sprechen. Wir unterhielten uns eine

Weile über das Gewitter und über Pferde. Ich war sehr reserviert und formell — was richtig war. Dennoch wollte ich ihr einige Worte sagen, leise und erregt und bedeutsam, Worte, die sie empfinden mußte, als drückte ich flüchtig ihre Hand und sagte — „Ich weiß — wie — wir — beide leiden" — — aber mir fiel das Rechte nicht ein, Daahlen war heute besonders in Erzählerlaune und nahm mich ganz in Beschlag. Er schilderte mir einen schwierigen und langwierigen Weg, den er irgendwo in Afrika gemacht haben wollte. Schließlich zwang er mich, mit ihm in sein Arbeitszimmer zu gehen, um diesen uninteressanten Weg auf der großen Karte, die dort an der Wand hing, zu verfolgen.

Als wir wieder auf die Veranda heraustraten, waren Spall und Claudia fort. Sie mochten wohl in den Garten hinuntergegangen sein.

Daahlen erzählte weiter, aber es schien mir, als verwirrte sich der Weg, als kämen wir nicht recht vorwärts. Zuweilen hielt er inne, spähte in den Garten hinab, über dem jetzt sehr hell ein großes Stück Mond hing, und murmelte: „Sind sie das?" „Nein" — sagte ich — „das Weiße, das ist das Tuberosenbeet." — „So — so," meinte er — — „hm — macht nichts — allons — allons!"

Im Mondlicht sah ich deutlich, daß sein braunes, scharfes Gesicht mit dem mausgrauen Bart sich wunderlich verzog — wie bei einem stechenden Schmerz.

„Na ja, also," fuhr er fort — „wir waren also fünf Kilometer von dem Dorfe Biri-biri." — Er war aber nicht bei der Erzählung, sondern sah beständig in den Garten hinaus, und ich hörte nicht zu, sondern sah auch in den Garten hinab, und wir warteten beide gespannt.

— — „Da sind sie!“ entfuhr es mir plötzlich.

„Wo — wo?“ fragte Daahlen. „Ja — ich seh' — na also.“

Claudia und Spall traten jetzt aus dem dunklen Laubgang auf die hellbeschienene Terrasse hinaus.

Er ist eifersüchtig, der Arme — dachte ich — ja, es wird vielleicht der Augenblick kommen, da wir ihn nicht schonen können. Das Leben ist grausam. Aber mir war es auch lieb, daß die beiden wieder zur Veranda hinanstiegen. „Also — so kommen wir glücklich nach Biri-biri“, berichtete Daahlen erleichtert und setzte sich knarrend in den Korbstuhl.

Claudia und Spall kamen auf die Veranda. Claudia ging, als sei sie müde. Daahlen erzählte weiter, als sähe er sie nicht.

Am anderen Ende der Veranda standen zwei Stühle. Spall schlenderte darauf zu, warf sich in den einen und rückte den anderen für Claudia zurecht. Claudia machte auch einige zögernde Schritte zu ihm hin — dann wandte sie sich schnell ab — ja, ich weiß es — mit Widerwillen, mit Angst, ich sah das deutlich in den Umrissen der zarten, leicht in den Falten des Musselinkleides schwankenden Gestalt. Entschlossen kam sie zu mir herüber und setzte sich auf den Sessel, der neben mir stand — schutzsuchend — — zu mir gehörig. Seit meinen Knabenjahren hatte ich nicht mehr dieses starke Freudengefühl empfunden, das uns von Kopf bis zu Fuß mit einer süßen Wärme erfüllt. Nun kam eine köstliche Stunde — Claudias Hand lag auf der Armlehne ihres Sessels, meine auf der Lehne des meinen. Unsere Hände waren einander nah — sie sehnten sich nach einander, sie fühlten einander. Hätte ich wirklich Claudias Hand ergriffen, so wäre das trivial gewesen. So etwas tut Spall

vielleicht. Aber so war es gut. Die Ahornwipfel standen still und schwarz im Mondlichte. Daahlens Stimme erzählte jetzt ruhig knarrend, sprach die barbarischen Negernamen tönend in die nächtliche Stille hinein.

12. August. Sonntag Nacht

Zu Daahlens wollte ich heute nicht gehen. Besuche am Sonntage sind nicht stilvoll. Aber ich ging um zwei Uhr schon aus. Der Tag war sehr hell — blitzblank, wie in Sonntagskleidern. In den Straßen roch es nach den Sonntagsbraten, die durch die geöffneten Fenster herausdampften. Die große Allee war noch einsam. Hier und da ein geputztes Dienstmädchen, das Gesicht rot vom starken Waschen, das auf seinen Sonntagskameraden wartete. Ich bog zur Daahlenschen Villa ein. Ich wollte beobachten, wie der Anblick dieses Hauses, das in Mondschein und Dämmerung mir zu einem erregenden Traumbilde geworden war, in der Wirklichkeit des gelben Mittagslichtes auf mich wirke. Das schien eine nötige Ergänzung. Das Haus mit seinen niedergelassenen Jalousien stand da sehr still, wie schlafend im Sonnenschein. Nur an der einen Schmalseite, dort, wo die Küchenräume liegen, war ein Stuhl in einen schmalen Schattenstreifen hinausgestellt. Dort saß eine Frau in blauem weißgetüpfelten Kleide — ein großes, bleiches Gesicht mit mehreren Kinnen unter einer weißen Haube, runde, schwarzgefaßte Brillengläser. Das war wohl Julchen. Sie hielt ein Buch und sang mit näselnder Stimme einen Choral. Das hatte so den zitternden, schläfrigen Takt, nach dem die Kohlweißlinge das große, bunte Beet vor der Freitreppe

umflatterten. Ich ging um das Haus herum, außen am Gartengitter hin. Ich wollte die Terrasse im Tageslicht sehen. Da war sie. Da war auch Claudia.

Sie trug ein weißes Batistkleid und einen großen weißen Batisthut und ging die Lavendelstreifen entlang, die den Weg einfassen, um mit einer Gartenschere Lavendel abzuschneiden. Als sie bis nah an das Gitter kam und sich aufrichtete, erblickte sie mich. Ich grüßte. Sie lächelte ein wenig und nickte. Als sie so dastand, das Gesicht blaßrosa unter dem grellen Gekräusel des Haares, gefiel sie mir so stark, daß es mir die Kehle zuschnürte. Seit meinen Knabenjahren war mir das nicht mehr begegnet, daß ich so stark empfand, daß ich fast weinen wollte. Claudia fühlte das — sie mußte das fühlen — sie hielt still — in der Hand den großen Lavendelstrauß, die Augen weit offen, schaute sie mich an, als wollte sie sagen: Du siehst, so ergeht es uns beiden. „Ach, Herr von Brühlen," versetzte sie dann, „guten Morgen! Wollen Sie nicht ein wenig hereinkommen und meine Lavendel riechen? Da im Gitter ist die kleine Tür." — Ich trat zu ihr in den Garten. Sie streckte mir den sommerwarmen Lavendelbusch entgegen.

„Ich schneide ihn gern," sagte sie, „und lege ihn zu der Wäsche. Das riecht so gut altmodisch."

„Ja, meine Mutter hatte die Schränke auch voll davon", meinte ich. Ich war befangen. Meine Stimme klang ein wenig atemlos, das Herz schlug mir heftig.

„Sie gehen schon so frühzeitig spazieren?" fragte Claudia.

„— Ja — ich — ich wollte den Garten und — und vielleicht Sie, Baronin, um die Zeit sehen. — Bisher ist mir das so — so visionär, Dämmerung — und Mondschein — ich glaubte —"

„Und nun?" fragte Claudia neugierig.

„— Nun? — Ja — das Visionäre bleibt — nur — die Vision hat andere Farben — jetzt eine Vision in Weiß, Rotgold und Lavendelblau —"

Claudia hatte sich auf einen umgestürzten Schiebkarren gesetzt, der auf dem Wege lag, und schaute aufmerksam zu mir auf. „Das ist gut", meinte sie. „Wir dürfen Visionen nicht — wie man sagt — materialisieren — sagt man nicht so? — Visionen sind doch unverantwortlich." — „Wie?" — Claudia schaute nachdenklich auf ihren Strauß nieder: „Ich träume gern, das ist so angenehm. Man liegt und ist an dem, was man erlebt, nicht schuld — tut nichts dazu. — Es nimmt einen und trägt mit sich fort."

„Das tut das Leben ohnehin — ob wir wollen oder nicht", bemerkte ich ziemlich erregt.

Claudia schaute auf, ein wenig verwundert.

„Ja — nicht wahr?" sagte sie. Dann entstand eine Pause. In meiner Unterhaltung mit Claudia kommen diese Pausen häufig. Ich glaube, es sind die Augenblicke, in denen unser Gefühl besonders stark zusammenklingt.

„Sie haben schon gearbeitet, Baronin?" begann ich formell. Das schien mir wichtig. „Mit meinem Mann — das Manuskript — ja", erwiderte Claudia obenhin.

„Das war wohl interessant?"

„Gott!" sagte Claudia und zuckte leicht mit den Schultern, sie schob die Unterlippe vor. Diese Bewegung hatte so sehr etwas von einem trotzigen, kleinen Mädchen, daß ich an die fünf Komteßchen in dem großen Garten denken mußte, die stets an allem Unheil schuld waren.

„Gott — ich hasse diese Neger mit ihren unmög-

lichen Namen und ihren dummen Sitten. Aber wissen Sie, was ich noch mehr hasse?"

— „Nein!" —

„Die Kilometer. — Immer — und überall sind die da. Man denkt, Afrika — da ist Licht und große Blumen und Farben. Nein — es ist nur ganz voll von diesen langweiligen Kilometern."

„Ja, die lassen sich nicht gut vermeiden", bemerkte ich ziemlich geistlos. Aber so war es vielleicht richtig in diesem Moment, da sie gegen ihren Mann sprach.

„Wieso," sagte Claudia wegwerfend — „ich geh' — aber ich geh' nicht Kilometer."

Wieder stockte die Unterhaltung. Ich hätte jetzt kameradschaftlich scherzen müssen. Aber ich war zu erregt.

„Sehen wir Sie heute abend?" fragte Claudia.

„Ach, heute Sonntags", erwiderte ich zögernd.

„Gott! Unter Freunden", meinte Claudia.

Dieses „unter Freunden" sollte eine Barriere sein. Ja, wir wollen Barrieren zwischen uns setzen, gefällig gegen unser Gewissen sein, das doch stärker ist.

Eine Glocke erscholl im Hause.

„Oh — Zeit sich anzukleiden", rief Claudia erschrocken, wie ein kleines Mädchen, das zu spät zur französischen Stunde kommt. Wir reichten uns flüchtig die Hand und ich ging nachdenklich meinen Weg zurück.

In der Allee auf der gewohnten Bank saß Toni. Sie trug eine weiße Seidenbluse, einen goldenen Gürtel und zuviel Rosen auf dem Hut. Ihr Gesicht war erhitzt und die Augen gerötet.

„Du hast geweint?" fragte ich.

Sie fuhr mit dem Handrücken über die Augen und machte ein böses Gesicht.

„Ich warte so lange," sagte sie — „ich dachte, Sie kommen nicht."

„Ah — das ist's! Na also gehen wir." Toni erhob sich und nahm meinen Arm, sicher, ein wenig rauh. Sie nahm von mir Besitz, als von ihrem Sonntagsrecht. Sie gefiel mir heute nicht besonders. Schweigend gingen wir die Allee hinab. Auf einer Bank saß ein Mädchen mit einer hellen Bluse und zuviel Blumen auf dem Hut.

„Die weint auch", sagte ich.

Da wurde Toni beredt: „Nu ja. Die Woche plagt man sich und freut sich auf den Sonntag und zieht sich seine guten Sachen an und dann kommt er nicht —"

„Ja — ja, das ist unrecht", sagte ich. Wie verständlich das war. Die Liebe ist hier so klar — eine Einrichtung — ein Recht.

Wir gingen aus der Stadt hinaus über die große Ebene hin. Die Wege waren hier laut von sonntäglichen Spaziergängern. Überall die geputzten Mädchen erhitzt und zufrieden am Arm ihres jungen Mannes. Anfangs verstimmte mich alles, aber dann überkam mich beruhigend das Gefühl, eingereiht zu sein in eine Ordnung, fast in einen Beruf. Wir gingen weit hinaus, dort wo es einsam wird. Die Sonne stach auf das Weideland nieder. Eine Kiesgrube lag dort. Wacholder, Heidekraut, Katzenpfötchen wuchsen an den Wänden. Ein großer Stein lag auf dem Grunde und sonnte sich. Wir stiegen hinab — streckten uns dort aus. Toni nahm ihren Hut ab, streckte ihre Glieder — blinzelte mit den Augen in die Sonne. „Ah! Das ist gut", stöhnte sie. — Das ganze Behagen der Sonntagsfaulheit kam über sie, strahlte ordentlich von ihr aus. Ich lag auf dem Rücken. Wacholder, Wermut,

Schafgarben dufteten so warm, als säßen wir in einer Küche, in der Kräuter gekocht würden. Kleine Schmetterlinge, bronzefarben und stahlblaue Farbenfleckchen, flirrten vorüber. Leise vor sich hinsingend, bummelten Hummeln durch die Luft und hingen ihre Samtleiber an die Glocken des Benediktenkrautes.

Toni plauderte vor sich hin von anderen Sonntagen, an anderen Ausflugsorten mit anderen Herren — wie das so schön gewesen wäre.

Ich schloß die Augen. — Ich wollte wieder die Vision in Rotgoldweiß und Lavendelblau haben. — Gott! Aber auch auf mir lag die feiertägliche Trägheit. Das mit der Vision und Claudia und mir — das war so kompliziert und das faule, rosa Mädchen neben mir war so einfach und selbstverständlich. Mir vergingen die Sinne, ich schlief wohl ein wenig.

Dann hörte ich Toni vor sich hinsingen, eintönig und schläfrig. Ich schlug die Augen auf. Auf ihren Ellenbogen gestützt, lag sie da, — die Füße hoben und senkten sich taktmäßig.

Zwischen den Lippen hielt sie einen Grashalm und in der Hand einen Wacholderzweig, mit dem sie langsam auf den Boden schlug. — „Rai — la — la — la."

„Toni," sagte ich, „hast du — früher einmal — das Vieh gehütet?"

Toni schaute auf.

„Sie haben geschlafen. — Das Vieh? Ja, da unten bei uns habe ich die Schafe gehütet."

„Dann lagst du so den ganzen, langen Tag."

„Ja — lang — lang war der Tag."

„Und wenn du den langen Tag so dalagst, wartetest du da immer auf etwas?"

Toni dachte nach:

„Warten? Ich weiß nicht. Ja, ich wartete, daß die Mutter zum Essen ruft."

„Ach ja — auf das Essen hast du gewartet — natürlich. Du — komm näher."

Toni schob sich über das Gras zu mir hin — schmiegte sich eng an mich.

„Ist's so gut?" fragte sie.

Ja, so war's gut. Ich weiß nicht, wie lange wir dort unten in der Kiesgrube geblieben sind. Die Sonne schien schon schräg über die Ebene. Musikklänge kamen zu uns herüber. Das regte Toni auf.

„Das ist die Musik von Deibler — und das von Bohrer", sagte sie.

„Du willst wohl dahin?"

„Ja, da müssen wir auch noch hin", erwiderte sie bestimmt. Nun und dann gingen wir zum Deibler. In dem großen Biergarten unter den staubigen Bäumen saßen die Menschen Kopf an Kopf. Die Luft war schwer von Bierdunst. Erhitzte Kellnerinnen schleppten große Portionen Kalbsbraten und Schweinebraten und Papierservietten heran. An allen Tischen die geputzten Mädchen mit ihren jungen Leuten. Auf den Gesichtern lag es wie Abspannung, in den Augen wie schläfrige Enttäuschung. Die Männer hatten vom Trinken rote Köpfe und waren recht laut. Zwei stritten sich, und das Mädchen weinte. Die Militärkapelle schmetterte einen Marsch. Später kam ein Kornettsolo, Schuberts Ständchen. Die Leute wieder still, streckten sich vor süßem Gefühl auf den Bänken. Die Mädchen schauten starr vor sich hin und verzogen ein wenig das Gesicht, als wollten sie weinen.

„Nun?" fragte ich Toni.

„Sehr schön!" erwiderte sie. Die Arme unter der Brust gekreuzt, saß sie da, in den Augen auch den

schläfrigen, enttäuschten Blick. Die Traurigkeit dieses zu Ende gehenden Sonntags lag schwer auf uns allen. Dagegen gibt es nur eines — zusammen nach Hause gehen — sich einander drücken und vergessen.

„Komm", sagte ich zu Toni.

Wenn das jetzt nicht hier stünde, so wäre es für mich fort, als sei es nicht gewesen. So muß wohl der Sonntag sein für alle die, welche arbeiten. Es bleibt von ihm nichts Erregendes, nur etwas Müdigkeit — einige welke Feldblumen. Die Arbeit kann wieder beginnen und man kann an den nächsten Sonntag glauben. Auch ich gehe heute wieder daran, an meiner erregenden und rätselvollen Liebeserfahrung zu arbeiten.

13. August nachts

Der Mond steht jetzt rund und hell über dem Daahlenschen Park. Claudia hielt sich heute von mir fern. Einen Augenblick sprachen wir miteinander, gleichgültige Dinge, und ihre Stimme hatte etwas Fremdes — etwas Gläsernes und Lebloses. Ich verstand das. Auch ich bemühte mich, ganz kalte Höflichkeit — gleichsam fern von ihr zu sein. Ich weiß, wir litten beide.

15. August

Heute spielte ich mit Daahlen auf der Veranda Schach. Claudia und Spall sprachen am anderen Ende der Veranda miteinander ziemlich leise, aber ich hörte ihren Stimmen an, daß sie sich stritten.

„Was habt ihr denn?" fragte Daahlen. Da kam Claudia zu uns, setzte sich still neben mich. Spall ging bald. Unter tiefem Schweigen spielten wir die Partie zu Ende, dann wandte ich mich zu Claudia.

Sie hatte sich tief in ihren Sessel hineingesetzt, ein wenig in sich zusammengekrümmt. Die Augen weit offen, starrte sie zum Monde auf. Das Gesicht erschien vom Mondlicht bleich, die Augen sehr dunkel. Ich mußte zu ihr sprechen, gleichviel was, nur damit der Ton meiner Stimme sie liebkose.

„Nicht wahr, Baronin, der Vollmond gibt uns einen Rausch — einen kühlen Rausch?"

Daahlen griff das auf.

„Sehr gut. Der Mondschein hat etwas Frappiertes. Hier nicht, in Afrika. Oh! Sie verstehen sich auf Nuancen — Sie sind ein Lebenskünstler."

„Wie ist das, ein Lebenskünstler?" fragte Claudia, und es klang gereizt, fast feindselig.

„Ein Lebenskünstler, liebes Kind," dozierte Daahlen, „lebt eben ein Kunstwerk, lebt so, daß andere sich an seinem Leben erbauen können wie an einem Kunstwerk."

„So", meinte Claudia und lachte böse und maliziös. „Das muß nicht amüsant sein, so — so druckfertig zu leben. Wenn man ein Kunstwerk macht, dann weiß man, denke ich, auch immer im voraus, was kommen muß."

Ich hielt es für richtig, bedeutungsvoll einzuschalten: „Das wissen wir doch ohnehin."

Aber Claudia widersprach eigensinnig.

„Das finde ich nicht."

„Wir wollen nur nicht daran glauben", fuhr ich fort und auch meine Stimme klang gereizt. Claudia zuckte leicht mit den Schultern. Daahlen begann ganz unmotiviert, wohl um uns zu beschwichtigen, von den Niams-Niams zu erzählen. Dann ging ich. So muß es sein. Wir kämpfen und leiden beide.

16. August

Liebe treibt eines zum anderen, nicht damit wir eines das andere glücklich machen, wie man sagt. Diese Glücksrechnung geht die Liebe nichts an. Vielleicht bereiten wir einander Schmerz. Weiser ist es, nicht zu lieben. Liebe ist alogisch und wir kämpfen gegen sie an, aber sie ist stärker als unsere Logik und das ist ihr Zauber.

17. August

Claudia ist still und bleich. Wir haben kein Wort miteinander gesprochen, das — uns etwas anginge. Aber sie sitzt still neben mir, unsere Hände liegen nah beieinander und sehnen sich nacheinander.

18. August

Mir ist zuweilen, als fühlte ich ein tiefes Erbarmen mit Claudia und ihrer Hilflosigkeit. Ich kann ihre Hilflosigkeit an der meinen messen.

21. August

O dieses wunderliche Traumleben, ein Leben unter Ausnahmegesetzen.

Einen seltsamen Abend, eine seltsame Nacht und einen seltsamen Tag habe ich durchlebt. Bei Daahlens saßen wir wie sonst auf der Veranda und tranken kalte Ente. Spall war sehr unterhaltend. Er witzelte beständig und machte den alten Herrn lachen. Claudia lachte auch, ein etwas gezwungen lustiges Lachen. Sie war unruhig, ging auf der Veranda auf und ab, blieb zuweilen stehen und schaute in den Mond — plötzlich dann ernst — etwas Gespanntes, fast Angst-

volles lag in dem Ausdruck ihres bleichen Gesichtes. In der Hand hielt sie ein kleines Batisttaschentuch und drehte das so fest zusammen, als wollte sie es zerreißen. Spall und Daahlen begannen eine Partie Schach. Ich trat zu Claudia. Merkwürdig war es, wie sich ihre Erregung mir mitteilte. Ja, der Nerv in mir gehorchte den Schwingungen des fremden Wesens. Meine Stimme klang unsicher, als ich sagte:

„Wir haben solange den Weiher nicht gesehen."

„Ja, gehen wir noch einmal zum Weiher hinunter", erwiderte Claudia freundlich.

Wir stiegen in den Garten hinab. Anfangs sprachen wir aufs Geratewohl von allerhand, von den Rosen, an denen wir vorübergingen, von den Kröten, die dick und runzelig mitten auf dem hell beschienenen Wege saßen. Eine Weile gingen wir auch schweigend nebeneinander her. Im Dunkeln unter den Bäumen sagte ich:

„Sie sind heute heiterer" — und in Gedanken nahm ich sie fest an mich, die ganze, kleine, vor Erregung und Qual bebende Gestalt.

„War ich sonst nicht heiter?" fragte Claudia.

„Ja — diese Tage über, glaube ich, waren Sie nicht recht heiter."

„Ich weiß nicht, ob ich heiter bin", fuhr Claudia sinnend fort. „Geht es Ihnen zuweilen auch so? Es kommt eine Müdigkeit — so eine unendliche Faulheit, weiter zu leben. Als Schulmädchen hatte ich solch ein Gefühl, wenn ich den französischen Aufsatz bis zum letzten Augenblick aufgeschoben hatte, und nun kam die Faulheit, stillsitzen wollte ich — schlafen — ja tot sein lieber und im Grabe Ruhe haben, lieber als diesen Aufsatz schreiben über La cruche va à l'eau tant qu'elle se casse."

„Aber der Aufsatz wurde doch geschrieben", warf ich ein.

„Ja, geschrieben wurde er."

„Solche Stimmungen überkommen uns", bemerkte ich, und es war wichtig, daß ich das sagte, obgleich ich es fühlte, daß meine Stimme dabei nicht den rechten Tonfall hatte: „Solche Stimmungen überkommen uns meist in Augenblicken, in denen wir uns anschicken, mit allen unseren Kräften dem Leben zu dienen."

„Oh — glauben Sie?"

Wir waren an den Weiher gekommen. Hellbeschienen stand die Danaide in dem schwarzen Wasser und streckte ihre händelosen Arme lässig vor sich hin.

„Die hat Ruhe, so sagten Sie doch?" fragte Claudia, „die Hände sind fort, wir müssen ruhen."

„Das kommt so über uns", begann ich wieder. Ich weiß nicht, ich brachte heute alles nur mühsam heraus. Jetzt mußte ich etwas Schönes sagen, allein es kam gesucht und nicht ganz echt heraus.

„Denken Sie sich einen Rosenstrauch über und über voller Knospen, solche dicke, rote Knospen, die bereit sind, alle zu gleicher Zeit zu springen. Gut! Er steht da in der Mondnacht, schwer von Knospen, mutlos und müde —:

‚Ach, das ewige Blühen beginnt wieder. Könnte man doch seine Ruhe haben!' Das hindert ihn aber nicht, den nächsten Morgen ganz rot von Rosen zu stehen."

Claudia sah forschend zu mir auf.

„Das ist hübsch. Sie sind eine Art von Dichter."

„Ich? Ach Gott, nein!"

Wir waren am Weiher entlanggegangen und stiegen jetzt den schmalen Laubgang hinauf.

„Sie, natürlich", sagte Claudia, und ich hörte Spott aus ihrer Stimme heraus. „Sie kennen solche Stimmungen, Sie sind ja ein Lebenskünstler."

Das ärgerte mich.

„Sagen Sie das doch nicht, was bin ich denn für ein Lebenskünstler? Ich warte, wie alle, auf die Hand, die etwas Wertvolles in mein Leben hineinlegt. Wir sind ja doch alle einer auf den andern angewiesen, damit aus unserm Leben etwas wird."

Claudia lachte:

„Wie hübsch Sie das sagen. Wenn man das so hübsch sagen kann, dann, glaube ich, braucht man es gar nicht mehr zu erleben. Nicht? Aber auf andere warten. Und wenn nun ein Pfuscher kommt?"

Wieder das fremde, kranke Lachen, das grell in die Finsternis hineinklang. Über uns flog eine Krähe rauschend auf. Irgendwo in der Dunkelheit standen Nachtviolen und dufteten schwül.

„Ach bitte, lachen Sie nicht — so", entfuhr es mir angstvoll. Sie schwieg, blieb stehen, lehnte sich gegen einen Baumstamm. Ich stand vor ihr. Ich verstand nicht und war daher befangen und ratlos. Da hörte ich einen leisen Ton.

„Sie weinen?" fragte ich.

„Oh — es ist nichts", erwiderte Claudia. „Die Nerven. Das hab' ich zuweilen. Verzeihen Sie nur einen Augenblick."

Ich wartete. Ich stand da und horchte auf das leise Schluchzen, mir war, als nähme mein Atem auch den langen, stoßweisen Takt des Weinens an. Jetzt, dachte ich, aber ich sagte und tat nichts. Warum? Nun versteh' ich es. Diesem hilflos vor mir schluchzenden Kinde gegenüber durfte ich nichts tun — so nicht. Aber noch ein solcher Augenblick und es

geschah, was doch geschehen muß. Ich durchlebte ihn, diesen Augenblick. — Stumm würde ich ihre Hand fassen — eine kühle Hand, die feucht von Tränen ist — und wir würden zu der Veranda hinaufsteigen und vor den einsamen, alten Mann hintreten und ihm sagen: „Wir können nicht anders" — und in all die Süßigkeit unserer Liebe würde sich die Bitterkeit unserer Grausamkeit und unseres Mitleids mischen.

„So, nun ist es vorüber," sagte Claudia, „gehen wir."

Wir gingen weiter.

„Ich danke Ihnen", fuhr Claudia fort. „So was ist dumm. Wir wollen's den anderen nicht sagen. Ach nein. Vor einem anderen hätte ich mich so geschämt — aber Sie sind so gut, so — so wie eine Tante."

„Eine Tante", fuhr ich auf.

„Ja, so gemütlich, so zuverlässig —"

Ich schwieg. Ich war verletzt. Jetzt verstehe ich das. Sie zürnte mir, weil ich sie geschont hatte. Das mußte so sein.

Als wir auf der Terrasse an den Rosenbeeten vorübergingen, riß Claudia sich eine Rose ab, nur den feuchten, roten Kopf einer Rose und kühlte sich damit die Augen. Auf der Veranda bei den Kerzen mit den Windgläsern saßen Daahlen und Spall. Spalls laute, heiter erzählende Stimme klang bis zu uns auf die Terrasse hinab. Daahlen lachte. Claudia blieb stehen.

„Wie sie da sitzen", sagte sie und dann wie aus tiefen Gedanken heraus:

„Wissen Sie, was ist Mitleid? Das ist doch so, wie Menschen, die uns auf der Straße nicht auszu-

weichen verstehen. Nicht wahr? Fremde Schmerzen, die uns nicht vorüberlassen wollen."

Ich war freudig überrascht, daß sie denselben Gedanken hatte, der mir dort unter den Bäumen gekommen war!

„Ja," sagte ich, „wir müssen daran vorüber, wenn unser Weg daran vorüberführt."

Sie bog den Kopf zurück und schaute zum Monde auf. Wie bleich ihr Gesicht war, ihr herrlicher Mund lächelte ein seltsames, unvergeßliches Lächeln. Den rechten Arm hob sie empor und bewegte wie triumphierend die Hand, in der sie fest die rote Rose zerdrückte.

„O ja, wir müssen vorüber", sagte sie leise. Dann ging sie schnell die Treppe zur Veranda hinauf.

Die beiden Herren dort waren sehr heiter. Spall erzählte Anekdoten. Claudia stellte sich zu ihnen, wollte mitlachen, lachte ein wenig mühsam, die Augen immer noch seltsam erregt. Spall schaute erstaunt zu ihr auf, erhob sich dann, nahm einen Schal, der auf einem Stuhle lag, legte ihn Claudia um die Schultern und sagte: „Du bist blaß, du frierst."

Mir mißfiel das. Es sah aus, als sei es sein Recht und seine Pflicht, für sie zu sorgen. Die ganze Lebenslage war mir jetzt zuwider. Ich verabschiedete mich. Da wollte auch Spall gehen und schloß sich mir an. Während wir die Allee hinabschritten, sprach Spall beständig, ich weiß nicht was, ich hörte nicht zu. Eine starke Aufregung arbeitete in mir. Beständig wiederholte ich mir alles, was Claudia gesagt hatte, deutete — legte es aus mit philologischer Gewissenhaftigkeit. In der Stadt vor dem Hause des Klubs blieb Spall stehen: „Gehen wir hinauf?" fragte er.

Ich zögerte. Er war mir ziemlich unangenehm mit seiner krampfhaften Heiterkeit.

„Kommen Sie," drängte er, „auf eine Stunde. Ich habe diese Nacht noch etwas vor und kann nicht schlafen gehen."

Renommist! dachte ich — ging aber mit. Ich fürchtete mich, nach Hause zu gehen. Es war mir, als lauere dort ein Umschlag meiner Stimmung auf mich, etwas Quälendes und Trauriges.

Im Klub herrschte sommerliche Leere. Im Spielzimmer saßen einige alte Herren beim Whist. Im Lesezimmer gähnten ein unbeschäftigter junger Arzt und ein unbeschäftigter junger Rechtsanwalt hinter ihren Zeitungen. Wir setzten uns in das Speisezimmer.

„Ich muß Sekt trinken", sagte Spall. So tranken wir denn Sekt. Spall versank in Gedanken.

Sein hübsches, freches Knabengesicht nahm einen ältlichen, fast kranken Ausdruck an. Mit einem Ruck fuhr er dann auf.

„Sie spielen nicht?" fragte er.

„Nein, ich mache mir nichts draus."

„Ich spiele gern," fuhr Spall fort, „Hasard nur, dabei fühlt man sich so angenehm aufrichtig als Automat."

„Automat?"

„Ja, wir glauben wohl, wir berechnen. Ein Automat hält auch das Uhrwerk, das er im Leibe hat, für Verstand, aber das ist Unsinn, es schnurrt in uns und wir müssen auf die Neune oder den Buben setzen. Angenehme Unverantwortlichkeit — was?"

Es fiel mir auf, daß Claudia auch das Wort angenehm unverantwortlich gebraucht hatte und das war mir peinlich.

„Geschmacksache", warf ich mürrisch hin.

Spall lächelte sein erfahrenes, böses Lächeln. „Das ist auch der Reiz bei den Weiberaffären.“ Er sah mich sinnend an über den Rand seines Glases hin. „Wie stehen Sie eigentlich zu den Weibern?“ fragte er. Er war mir sehr unsympathisch.

„Gott,“ erwiderte ich gereizt, „zu den Weibern steh' ich gar nicht. Das ist so, als fragte man mich, wie ich zu den Tagen stehe. Zu Tagen steh' ich nicht. Ich kenne nur einen Montag, Dienstag — und jeder Montag ist von dem anderen verschieden und zu jedem steh' ich anders.“

Spall nickte: „Sie haben recht, aber gemeinsam bei diesen Weibergeschichten ist das Automatengefühl. Es schnurrt in uns und wir tun alles um eines Weibes willen, und dann schnurrt es wieder und es ist aus. Da können wir nichts dazu tun.“

Ich antwortete nicht, all dies mißfiel mir gerade deshalb, weil es mich an ein Gespräch erinnerte, das ich mit Claudia gehabt hatte. Spall erzählte nun ein Erlebnis mit einer Tänzerin. Ich hörte nicht zu. Ich trank recht schnell und hing meinen erregten Gedanken nach. Spall sah nach der Uhr.

„Oh — es ist spät,“ rief er, „ich muß fort.“ Don-Juan-Pose, dachte ich. So gingen wir denn. Als wir uns trennten, rief ich ihm ironisch ein „Viel Glück“ zu.

„Danke, danke“, sagte er.

Ich war froh, allein zu sein. Der Wein gab mir eine angenehme, vertrauensvolle Sicherheit, etwas Triumphierendes. Ich saß in der schweigenden Allee auf der Bank, sah in den Himmel hinein, der weiß vom Mondlicht war, und dachte daran, daß Claudia vor mir geweint hatte, um meinetwillen, und wenn ein Weib vor uns weint, dann ist es hilflos uns

gegenüber. Und später dann die kleine Feindseligkeit. Ich mußte lächeln. Nach Hause zu gehen, wagte ich nicht, ich traute der Stille meines Schlafzimmers nicht. Und als ich im aufdämmernden Morgen doch endlich heimging und mich schlafen legte, da kam das, was ich fürchtete... ein kurzer, unruhiger Schlaf, dann ein langes Wachliegen mit bohrenden Gedanken, die alles, was ich erlebt hatte, zerpflückten, farblos, bedeutungslos machten. Es war sehr quälend. Als Kind, da ich das einzige Kind war, war ich gewohnt, still für mich und sehr eifrig zu spielen. Ich verlor mich ganz in die Welt meiner Kinderphantasie. Aber zuweilen mitten im Spiel kam eine Ernüchterung über mich, das quälende Bewußtsein, daß es kein Pferd, sondern ein Stuhl, kein Schiff, sondern ein Sofa sei. Unendliche Mutlosigkeit ergriff mich und ich weinte. „Was weinst du?" fragte mich meine Mutter. „Ich kann nicht spielen", sagte ich dann. Daran mußte ich denken, als ich mich ruhelos in meinem Bette hin und her warf. Ich beschloß, nicht aufzustehen. Ich wollte es machen wie die Fledermäuse, in meinem dunklen Winkel bleiben und ärgerlich nach den Spalten schielen, durch die der Tag hereinschaut. Als Josef hereinkam, sagte ich ihm, ich wollte nicht aufstehen. Ich gestattete ihm nicht, die Vorhänge aufzuziehen, ließ Licht anmachen und mir den Tee an das Bett bringen. Ich tat, als sei ich krank, trank den Tee, rauchte eine Zigarette und ließ mich von Josef unterhalten.

„Gestern," berichtete er, „war ich bei Zierer wegen der Hemden des Herrn Barons. Da war auch der Baron Spall. Er kaufte eine Reisedecke, eine sehr schöne teure Reisedecke."

„Gott, Josef," seufzte ich, „bist du langweilig!

Deine geselligen Talente nehmen ab. Was geht mich die Reisedecke des Barons Spall an? Erzähle lieber, wie du als Junge da oben bei euch mitgenommen wurdest, wenn dein Vater auf die Güter mähen ging und ihr bei den Pferdehütern schliefst und wie die Pferde dich mit feuchten, kühlen Nasen beschnupperten."

„Ja, das war so", begann Josef. Er hatte das schon oft erzählen müssen, wenn ich verstimmt und mutlos war.

Ich hörte ihm zu, ließ dann das Licht auslöschen und versuchte wieder zu schlafen. Wirklich schlief ich sanft ein und bin sehr erquickt erwacht. Ich habe mit Appetit gegessen, habe dieses geschrieben und gehe zu Daahlens. Ich bin wieder mit Claudia und mir zufrieden, ich bin wieder Claudias und meiner sicher, ich verstehe uns beide, mich erwärmt ein gutes Festtagsgefühl, wie wir es haben, wenn sich etwas Schönes ereignet, das in unserem Leben mitzählt.

Nachts

So soll es hier stehen, deutlich und nüchtern — wie ich das Erlebnis eines anderen sehe — ein Text, bei dem ich mir die Exegese vorbehalte.

Also: es war die Zeit des Sonnenunterganges, als ich zu Daahlens ging. Mir war leicht und sicher zumute. Ich lebte gern. Ich liebte Claudia sehr stark. Ich konnte mich an dem Sonnenuntergang erfreuen, an den großen, kupferfarbenen Wolken, ganz dunkel, wie ein veilchenfarbener Hecht in einem rosafarbenen Wasser. Hübsch. Die Leute, denen ich begegnete, schienen auch fröhlich. Die Herren trugen den Hut

in der Hand, die Mädchen lächelten dem roten Lichte zu. In einem Hause wurde Mendelssohn gespielt; die selbstverständliche Süßigkeit, die so ohne weiteres einleuchtete, gefiel mir heute. Ein Paar kam mir entgegen. Es war Toni mit ihrer Pappschachtel, am Arm eines blonden jungen Mannes. Sie nickte mir zu, machte sich von ihrem Begleiter los, um mich zu begrüßen.

„Ach, Herr Magnus, Sie —"

„Ja — Toni — wie geht es?"

„Danke, gut. Ach, hab' ich auf Sie auf der Bank gewartet, und Sie kamen immer nicht. Einmal gingen Sie vorüber und sahen mich gar nicht."

„— Oh, wirklich", murmelte ich verlegen.

„Ich war sehr böse. Aber jetzt ist's vorüber —"

„Sie haben einen — andern?" fragte ich zögernd. Sie lächelte selig.

„Ja, einen Ophthalmologen. Ein lieber Mensch."

„So. Viel Glück!"

„Danke. Gleichfalls, Herr Magnus." Und sie nahm wieder den Arm ihres Ophthalmologen.

Gut, gut, dachte ich. Die lieben Mädchen.

Als ich über den Vorplatz der Villa ging, sah ich an der Schmalseite des Hauses wieder Julchen sitzen, in ihrem blauen Kleide, die Brille auf der Nase, die Haube ganz rot vom Abendlicht. Sie hatte eine Schüssel auf dem Schoße — eine andere stand neben ihr auf der Erde, und sie schälte, kleine, goldgelbe Birnen. Als ich sie grüßte, nickte sie ernst. An der Haustür mußte ich zweimal schellen, ehe mir geöffnet wurde.

„Die Herrschaft zu Hause?" fragte ich leichthin und wollte eintreten.

„Der Herr Baron ist krank. Der Herr Baron emp-

fängt heute nicht", sagte der Diener und machte ein feierlich ausdrucksloses Gesicht.

„Krank? Es ist doch nicht schlimm?"

Die Ausdruckslosigkeit des Dienergesichtes nahm etwas Gequältes an.

„Nun denn, ich wünsche gute Besserung."

War das nicht um die rasierten Lippen wie das Zucken eines säuerlichen Lächelns? Ich blieb auf dem Vorplatz stehen und dachte noch: Da war etwas nicht in Ordnung.

Ich beschloß, Julchen zu fragen.

Als ich vor ihr stand, sah sie mich über die Brillengläser hinweg streng an.

„Ach, Fräulein Julchen, es ist doch nicht schlimm, hoffe ich, mit dem Baron?"

Julchen schälte eifrig an ihrer Birne weiter und zog die greisen Augenbrauen hinauf.

„So was greift an", meinte sie und begann wieder eifrig ihre Birne zu schälen. „Heute morgen, als er den Brief fand, hatte er einen so starken Anfall, daß wir den Doktor holen wollten, aber er wollte das nicht."

„Ah, der Brief", sagte ich, als verstände ich, und wirklich, etwas in mir verstand sofort das, was mir doch unbegreiflich war. „Und wie — wie kam das?" fuhr ich auf das Geratewohl fort.

Julchen warf die geschälte Birne klatschend in die Schüssel, die auf der Erde stand.

„So gegen zwei Uhr muß sie fortgegangen sein. Der Portier von drüben ist in der Nacht von der Kneipe heimgekommen. Da hat er einen Wagen in der Allee stehen sehen. Da wird er wohl auf sie gewartet haben."

„Er?"

„Ja, der Herr von Spall. Und die Gemüsefrau, als sie zur Stadt gekommen, ist dem Wagen begegnet. Sie werden wohl bis zur nächsten Station gefahren sein."

„Das werden Sie wohl", sagte ich mechanisch.

Julchen schüttelte traurig den Kopf: „So was! Zu still war es ihr hier, das hab' ich gemerkt. Solche unruhige Augen. Wenn ich mit ihr unten im Garten spazierenging, dann rannte sie, rannte sie, so daß es schwer war, ihr nachzukommen, und dann blieb sie auf einmal stehen und packte mich an dem Arm, fest, daß es weh tat, und sagte: ‚Julchen, Sie haben auch tüchtig geliebt.'

‚Ach, Frau Baronin,' sagte ich, ‚was werde ich schon viel geliebt haben.'

Dann lachte sie und sagte: ‚Ja, ja, Julchen, Sie sind ein ausgebrannter Vulkan.'

‚Wie Frau Baronin meinen', sagte ich. Was kann unsereins viel sagen! Der Herr von Spall hat mir gleich nicht gefallen. Ach ja. So gut wie bei uns wird sie es anderswo nicht leicht finden. Da hab' ich mit Mühe ihr zu heute Schnabelerbsen besorgt, weil sie die so gerne ißt. Nun ist sie fort."

Julchen seufzte und beugte den Kopf tiefer auf ihre Birnen nieder.

„Wird auch schon ruhiger werden", murmelte sie. Ich fand nichts Rechtes zu sagen, ich stand, bis ich fühlte, daß ich eine lächerliche Figur machen müßte.

„Ich gehe ein wenig in den Garten", sagte ich.

Julchen nickte: „Ja, Herr von Brühlen, es ist ja so jetzt keiner drin."

Langsam ging ich zwischen den Blumenbeeten hin. Ich fühlte anfangs nur sehr großes Erstaunen. Spall

und sie — war es möglich? Wie ist das? Ich verstehe nicht. Diese Frau von Daahlen, die mit Herrn von Spall durchgegangen war, schien mir so fremd. Ich ging zum Weiher hinab, hörte den Fröschen zu. Eine tiefe, fette Froschstimme erzählte zuerst etwas allein. Dann fielen die anderen ein, alle zusammen, eifrig und heiser, und aus ihren Reden klang es immer wieder wie „Spall — Spall —" heraus.

Als ich nun dort stand, überkam mich ein schmerzvolles, weiches Gefühl, ein sehr starkes Vermissen. Alles in mir dürstete nach Claudias Gegenwart, nach jenem geheimnisvollen Verstehen, jener Vertraulichkeit meines Körpers und des ihren. Das war doch gewesen. Mein Gott — warum war sie nicht da! Ich stieg den finsteren Laubgang hinan, den ich mit ihr gegangen war. Die Nachtviolen dufteten wieder im Dunklen.

Ich lehnte mich an den Baum, an dem sie gestanden und geweint hatte. Hier bekam mein Schmerz etwas Pathetisches, das fast wohltat. Wie deutlich sah ich sie vor mir, ihren Mund sah ich, vor allem ihren wunderschönen Mund, bis der Gedanke, daß ein anderer über diesen Mund herrscht, mich auffahren ließ, wie von einem körperlichen Schmerz getroffen. Und er, der andere, war immer dagewesen, auch wenn mein Begehren sich am heißesten an sie herangedrängt hatte, um ihn hatte sie hier geweint, an ihn gedacht. Und ich, was hatte ich denn hier getan? Eine demütigende Wut schüttelte mich, eine Wut, als dächte ich an einen Schlag, den ich empfangen und versäumt hatte, zurückzugeben. Ich eilte auf die Terrasse, ich wollte fort aus diesem Garten, in dem ich mir selbst zum lächerlichen Gespenst wurde.

Auf der Terrasse begegnete mir ein Diener.

„Der Herr Baron lassen bitten," sagte er, „ob der Herr Baron nicht einen Augenblick heraufkommen wollen."

„Ich?"

„Ja, der Herr Baron lassen bitten."

„Gut, gut, ich komme."

Ich folgte dem Mann, aber ich dachte dabei: Es ist unmöglich, daß ich da hinaufgehe. Ich ging aber doch. Daahlen begrüßte mich mit einer hastigen, aufgeregten Freundlichkeit.

„Da sind Sie, mein junger Freund. Ich sah Sie da unten herumirren. Danke, daß Sie gekommen sind. Diese Einsamkeit macht einen ja verrückt."

Er sah angegriffen, älter als sonst aus. Das Gesicht war vergilbtes Pergament, die Augen blank und tiefliegend. „Setzen Sie sich doch," fuhr er fort, „hier ist eine Zigarre. So, wollen wir gemütlich plaudern." Er sah mich forschend an. „Oh," meinte er, „Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen, ich werde nicht von meinen Geschichten sprechen. Jeder hat seine Geschichten, nicht wahr? Aber es gibt noch andere Themata — Gott sei Dank." Er lächelte und legte die Hand auf ein Buch, das aufgeschlagen vor ihm auf dem Tisch lag.

„Da lese ich ein Buch über Afrika, eine Reise von Buonaventura Meyer. Gut. Ich kenne ihn, ein vernünftiger Mensch. Er hat die Gegenden gesehen, die ich gesehen habe, dieselben Neger, dieselben Sitten, nicht wahr? Aber er sieht etwas ganz anderes, als ich gesehen habe. Ich frage mich, lügt der, oder lüge ich? War er betrunken, als er das sah, oder war ich betrunken? Wie erklären Sie das?"

Ich mußte antworten und begann zu sprechen, ohne noch zu wissen, was ich sagen würde.

„Das kommt wohl daher, daß alles, was wir sehen, wir ganz allein sehen. Es hat sozusagen jeder sein eigenes Afrika. Es hängt zum Beispiel ein Bild in meinem Zimmer, das ich liebe. Es wird mir gestohlen, oder ich muß es verkaufen. Da ist es dann ein Trost, daß das Bild, welches ich gesehen habe und geliebt habe, nicht gestohlen oder verkauft werden kann, das ist einzig, das — das" — ich verwirrte mich, denn ich sah an Daahlens Gesicht, daß ich taktlos wurde.

„Das ist nicht wissenschaftlich", sagte Daahlen streng.

„— Nein, wissenschaftlich nicht", stotterte ich.

„Ja, aber die Wissenschaft." Daahlen begann begeistert von der Wissenschaft zu sprechen, er wurde warm, inbrünstig, ja fast sinnlich. Es klang wie eine Liebeserklärung des Ehemannes an seine ihm ewig treue Gattin. Da öffnete der Diener die Türen des Speisezimmers und meldete das Abendessen.

Wir aßen Hammelkotelette mit Schnabelerbsen, die für Claudia besorgt waren, und tranken alten Steinwein. Daahlen trank viel und sprach unausgesetzt von sehr fernliegenden Dingen, von Dingen, die alle jenseits des Ozeans lagen. Und er hatte das Bedürfnis, sich selbst zu bewundern: „Ja, mein Lieber, was ich durchgeführt und erlebt habe, dazu gehört eiserner Wille, davon wissen unsere Klubherrchen nichts. Die Sinne schnell wie beim Raubtier, Geistesgegenwart und Energie, ich sage Ihnen, man fühlt die Energie im Blute, wie eine Faust, die uns hält und treibt und schiebt." Er wuchs immer mehr in seinen eigenen Augen.

Die Fenster zum Garten hin standen offen. Ein Wind hatte sich draußen erhoben. Er trieb die Wolken schnell über den Mond. Licht und Schatten wechselten, als stünde dort oben eine mit dem Erlöschen kämpfende Flamme. Die alten Bäume rauschten, und plötzlich fuhr ein Windstoß in das Zimmer und brachte die Düfte all der Rosen da draußen mit. Daahlen schwieg. Sein Gesicht nahm einen weichen, hilflosen Ausdruck an. Und auch ich dachte: Claudia, Claudia — es war mir, als sei sie durch das Zimmer gegangen. Selbst der Diener neigte das bleiche Gesicht ein wenig auf die Schulter und schaute mit seinen ausdruckslosen Augen wehmütig ins Leere.

„Sie," sagte Daahlen zum Diener, „sagen Sie Fräulein Julchen, sie soll uns von dem ganz alten Kognak schicken, den in der Ecke, sie weiß, und die großen englischen Gläser, gut mit Eis ausgekühlt. Dieser Kognak", wandte er sich an mich, „hat noch im Keller Ludwigs XVIII. gelegen, während der Katastrophe mag ein Kellermeister ihn gestohlen haben; ich habe ihn von einem Pariser Bekannten. Ich sage Ihnen, dieser Kognak ist unter den Spirituosen, was das Genie unter den Menschen ist."

Der Kognak kam. Daahlen beugte sich über sein Glas und atmete den starken Duft ein. „Ah, das wärmt die Seele." Als der Diener gegangen war, beugte Daahlen sich nach mir vor und schaute mich aus verschleierten Augen an und sagte leise: „Lieber, junger Freund, was werden Sie denken, wenn ich Ihnen sage, ich habe es gewußt, daß so etwas kommen würde."

„Wie das", murmelte ich und schaute ihn mit Abneigung an.

Daahlen nickte wehmütig. „Man wird feige mit dem Alter, wo bleibt die schöne Energie? Es muß etwas geschehen, du mußt handeln, sagte ich mir in schlaflosen Nächten, aber sehen Sie, ich setzte mir eine Frist. Diesen Monat noch Ruhe und Gemütlichkeit, dann Strenge, le mari jaloux — na, und da habe ich denn diese Gnadenfrist in kleinen Bissen genossen, so wie manche Kinder ihren Kuchen krümchenweise essen, damit er ewig daure. Ich sage Ihnen, wenn sie mir eine Stunde mein Manuskript vorlas, zerhackte ich diese Stunde in so kleine Teilchen, daß sie mir dreimal so lang erschien. Das lernt man mit dem Alter. Ich denke da an eine Geschichte in Ostafrika. Ich hatte mich dem Leutnant von Marlow angeschlossen, der eine Strafexpedition machte. Nun war da ein junger, schokoladenfarbener Bursche, der sich schwer vergangen hatte, — Verrat oder so was. Er sollte erschossen werden, aber nicht an Ort und Stelle, sondern wir mußten noch so ein zehn Kilometer marschieren. Nun, nach vier Kilometern beginnt der Bursche die Füße zu schleppen, als könnte er vor Müdigkeit nicht. ‚Er soll sich erholen', sagte Marlow. ‚Hören Sie,' sage ich zu Marlow, ‚der kann doch nicht müde sein, was sind für den vier Kilometer?' Was antwortet mir nun Marlow? ‚Für den Burschen sind diese vier Kilometer so gut wie vierzig. Der lebt jetzt nicht so obenhin wie wir, der lebt jede Sekunde durch, und das macht müde.' Verstehen Sie das?"

Ich antwortete nicht. Mir war dieser afrikanische Vergleich zuwider. Daahlen stützte den Kopf in die Hand und sann trübe vor sich hin.

„Einen Monat wollte ich in ihr noch die Claudia sehen, die ich kannte, und dann wollte ich mich mit

der anderen Claudia auseinandersetzen. Sie hat nicht solange gewartet."

Er richtete sich auf, wurde stolz, ganz Tigerjäger. „Und ich hätte gehandelt, mein Lieber, die alte Energie ist nicht ganz fort. Ich kann schrecklich sein, mein Lieber. Alles Ding hat seine Zeit, steht in der Bibel, Steine sammeln und Steine zerstreuen. Oh, ich hätte Steine zerstreut." Er lachte höhnisch und goß sich den Kognak in die Kehle. Aber dann wurde er gleich wieder gefühlvoll, er legte seine Hand auf die meine und sagte: „Ich war Ihnen auch sympathisch, ich weiß. Nun sitzen wir beide da." Ich stand auf, ich wollte gehen. Es war mir unerträglich, der Bundesgenosse dieses alten Mannes und seines Schmerzes zu sein.

„Sie gehen schon," meinte Daahlen, „ich danke Ihnen, mein junger Freund; über die Einsamkeit kommen wir nicht hinweg, da helfen alle Veranstaltungen nichts."

Ich ging hinaus. Die Nacht war jetzt dunkel und warm. Über mir in den Bäumen der Allee flüsterte ein leichter Regen. Es gibt Augenblicke, in denen uns die Welt sehr unwahrscheinlich vorkommt, in denen wir gleichsam neben uns selbst einhergehen, wie neben einer wunderlichen und unverständlichen Erscheinung. Ich weiß, daß ich in dem Augenblick nicht an Claudia, sondern an Toni dachte. Wenn sie jetzt ein wenig schwer an meinem Arme hinge, meinen Arm leicht gegen ihre Brust drückte und mich mit den friedlich lüsternen nemophilenblauen Augen ansähe, das wäre beruhigend klar und verständlich.

Jetzt sitze ich in meinem Zimmer und habe all das niedergeschrieben. So war es. Aber was ist es, was ich erlebt habe? Mir fällt jetzt der Abend auf der

einsamen Veranda bei Bohrer ein. Die weite, dunkle Ebene, die einsame Stimme, die dort erwachte und die andere, die ihr antwortete. War es vielleicht nur ein Echo? Sind unsere sogenannten Liebeserfahrungen nicht vielleicht alle nur ein Echo unserer selbst? Das ist vielleicht die Formel dafür. Das wäre dann gut und es ginge mich nichts an, was diese Frau von Daahlen und dieser Herr von Spall miteinander haben. Mein Liebesverhältnis wäre gesichert. Aber, warum tut das so weh? Warum läßt das solch einen häßlichen, demütigenden Schmerz zurück?

Der Morgen graut hinter den Vorhängen. Ich werde Josef wecken und ihm befehlen, daß er die Koffer packe. Ich muß fort. Ich will in ein Fischerdorf an der Ostsee reisen, dort still sitzen, die Füße im warmen Sande, und den Wellen zusehen, wie sie rufen und antworten, miteinander gehen und vergehen. Das wird mir jetzt gut tun. Warum? Auch dafür wird sich die Erklärung wohl finden lassen.

Schwüle Tage

(1906)

Schon die Eisenbahnfahrt von der Stadt nach Fernow, unserem Gute, war ganz so schwermütig, wie ich es erwartet hatte. Es regnete ununterbrochen, ein feiner, schief niedergehender Regen, der den Sommer geradezu auszulöschen schien. Mein Vater und ich waren allein im Coupé. Mein Vater sprach nicht mit mir, er übersah mich. Den Kopf leicht gegen die Seitenlehne des Sessels gestützt, schloß er die Augen, als schlafe er. Und wenn er zuweilen die schweren Augenlider mit den langen, gebogenen Wimpern aufschlug und mich ansah, dann zog er die Augenbrauen empor, was ein Zeichen der Verachtung war. Ich saß ihm gegenüber, streckte meine Beine lang aus und spielte mit der Quaste des Fensterbandes. Ich fühlte mich sehr klein und elend. Ich war im Abiturientenexamen durchgefallen, ich weiß nicht durch welche Intrige der Lehrer. Bei meinen bald achtzehn Jahren war das schlimm. Nun hieß es, ich wäre faul gewesen, und statt mit Mama und den Geschwistern am Meere eine gute Ferienzeit zu haben, mußte ich mit meinem Vater allein nach Fernow, um angeblich Versäumtes nachzuholen, während er seine Rechnungen abschloß und die Ernte überwachte. Nicht drüben mit den anderen sein zu dürfen, war hart; eine glatt verlorene Ferienzeit. Schlimmer noch war es, allein mit meinem Vater den Sommer verbringen zu müssen. Wir Kinder empfanden vor ihm stets große Befangenheit. Er war

viel auf Reisen. Kam er heim, dann nahm das Haus gleich ein anderes Aussehen an. Etwas erregt Festliches kam in das Leben, als sei Besuch da. Zu Mittag mußten wir uns sorgsamer kleiden, das Essen war besser, die Diener aufgeregter. Es roch in den Zimmern nach ägyptischen Zigaretten und starkem, englischem Parfüm. Mama hatte rote Flecken auf den sonst so bleichen Wangen. Bei Tisch war von fernen, fremden Dingen die Rede, Ortsnamen wie Ober-mustafa kamen vor, Menschen, die Pallavicini hießen. Es wurde viel Französisch gesprochen, damit die Diener es nicht verstanden. Ungemütlich war es, wenn mein Vater seine graublauen Augen auf einen von uns richtete. Wir fühlten es, daß wir ihm mißfielen. Gewöhnlich wandte er sich auch ab, zog die Augenbrauen empor und sagte zu Mama: „Mais c'est impossible, comme il mange, ce garçon!" Mama errötete dann für uns. Und jetzt sollte ich einen ganzen Sommer hindurch mit diesem mir so fremden Herrn allein sein, Tag für Tag allein ihm gegenüber bei Tisch sitzen! Etwas Unangenehmeres war schwer zu finden.

Ich betrachtete meinen Vater. Schön war er, das wurde mir jetzt erst deutlich bewußt. Die Züge waren regelmäßig, scharf und klar. Der Mund unter dem Schnurrbart hatte schmale, sehr rote Lippen. Auf der Stirn, zwischen den Augenbrauen, standen drei kleine, aufrechte Falten, wie mit dem Federmesser hineingeritzt. Das blanke Haar lockte sich, nur an den Schläfen war es ein wenig grau. Und dann die Hand, schmal und weiß, wie eine Frauenhand. Am Handgelenk klirrte leise ein goldenes Armband. Schön war das alles, aber Gott! wie ungemütlich! Ich mochte gar nicht hinsehen. Ich schloß die Augen. War denn

für diesen Sommer nirgends Aussicht auf eine kleine Freude? Doch! Die Warnower waren da, nur eine halbe Stunde von Fernow. Dort wird ein wenig Ferienluft wehen; dort war alles so hübsch und weich. Die Tante auf ihrer Couchette mit ihrem Samtmorgenrock und ihrer Migräne. Dann die Mädchen. Ellita war älter als ich und zu hochmütig, als daß unsereiner sich in sie verlieben konnte. Aber zuweilen, wenn sie mich ansah mit den mandelförmigen Samtaugen, da konnte mir heiß werden. Ich hatte dann das Gefühl, als müßte sich etwas Großes ereignen. Gerda war in meinem Alter und in sie war ich verliebt, — von jeher. Wenn ich an ihre blanken Zöpfe dachte, an das schmale Gesicht, das so zart war, daß die blauen Augen fast gewaltsam dunkel darin saßen, wenn ich diese Vision von Blau, Rosa und Gold vor mir sah, dann regte es sich in der Herzgrube fast wie ein Schmerz und doch wohlig. Ich mußte tief aufseufzen.

„Hat man etwas schlecht gemacht, so nimmt man sich zusammen und trägt die Konsequenzen", hörte ich meinen Vater sagen. Erschrocken öffnete ich die Augen. Mein Vater sah mich gelangweilt an, gähnte diskret und meinte:

„Es ist wirklich nicht angenehm, ein Gegenüber zu haben, das immer seufzt und das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, spielt. Also — etwas tenue — wenn ich bitten darf."

Ich war entrüstet. In Gedanken hielt ich lange, unehrerbietige Reden: „Es ist gewiß auch nicht angenehm, ein Gegenüber zu haben, das einen immer von oben herunter anschaut, das, wenn es was sagt, nur von widrigen Dingen spricht. Ich habe übrigens jetzt gar nicht an das dumme Examen gedacht. An

Gerda habe ich gedacht und ich wünsche darin nicht gestört zu werden."

Jetzt hielt der Zug. Station Fernow! — „Endlich", sagte mein Vater, als sei ich an der langweiligen Fahrt schuld.

Es hatte aufgehört zu regnen. Die Linden um das kleine Stationsgebäude herum waren blank und tropften. Über den nassen Bahnsteig zog langsam eine Schar Enten. Mägde standen am Zaun und starrten den Zug an. Es roch nach Lindenblüten, nach feuchtem Laub. Das alles erschien mir traurig genug. Da stand auch schon die Jagddroschke mit den Füchsen. Klaus nickte mir unter der großen Tressenmütze mit seinem verwitterten Christusgesichte zu. Der alte Konrad band die Koffer auf. „Lustig, Grafchen," sagte er, „schad't nichts." Merkwürdig, wir tun uns selber dann am meisten leid, wenn die anderen uns trösten. Ich hätte über mich weinen können, als Konrad das sagte. „Fertig", rief mein Vater. Wir fuhren ab. Die Sonne war untergegangen, der Himmel klar, bleich und glashell. Über die gemähten Wiesen spannen die Nebel hin. In den Kornfeldern schnarrten die Wachteln. Ein großer, rötlicher Mond stieg über dem Walde auf. Das tat gut. Beruhigt und weit lag das Land in der Sommerdämmerung da, und doch schien es mir, als versteckten sich in diese Schatten und diese Stille Träume und Möglichkeiten, die das Blut heiß machten.

„Bandags in Warnow müssen wir besuchen", sagte mein Vater. „Aber der Verkehr mit den Verwandten darf nicht Dimensionen annehmen, die dich von den Studien abhalten. Das Studium geht vor."

Natürlich! das mußte gesagt werden, jetzt gerade,

da ein angenehmes, geheimnisvolles Gefühl anfing, mich meine Sorgen vergessen zu lassen.

Es dunkelte schon, als wir vor dem alten, einstöckigen Landhause mit dem großen Giebel hielten. Die Mamsell stand auf der Treppe, zog ihr schwarzes Tuch über den Kopf und machte ein ängstliches Gesicht. Die freute sich auch nicht über unser Kommen. Die Zimmerflucht war still und dunkel. Trotz der geöffneten Fenster roch es feucht nach unbewohnten Räumen. Heimchen hatten sich eingenistet und schrillten laut in den Wänden. Mich fröstelte ordentlich. Im Eßsaal war Licht. Mein Vater rief laut nach dem Essen. Trina, das kleine Stubenmädchen, von jeher ein freches Ding, lachte mich an und flüsterte: „Unser Grafchen ist unartig gewesen, muß nu bei uns bleiben?" Die Examengeschichte war also schon bis zu den Stubenmädchen gedrungen. Ich spürte Hunger. Aber in dem großen, einsamen Eßsaal meinem Vater gegenüberzusitzen, erschien mir so gespenstig, daß das Essen mir nicht schmeckte. Mein Vater tat, als sei ich nicht da. Er trank viel Portwein, sah gerade vor sich hin, wie in eine Ferne. Zuweilen schien es, als wollte er lächeln, dann blinzelte er mit den langen Wimpern. Es war recht unheimlich! Plötzlich erinnerte er sich meiner. „Morgen", sagte er, „wird eine praktische Tageseinteilung entworfen. Unbeschadet der Studien, wünsche ich, daß du auch die körperlichen Übungen nicht vernachlässigst. Denn"... er sann vor sich hin, „zu — zum Versitzen reicht's denn doch nicht." „Was?" fuhr es mir zu meinem Bedauern heraus. Mein Vater schien die Frage natürlich zu finden. Er sog an seiner Zigarre und sagte nachdenklich: „Das Leben."

Es folgte wieder ein peinliches Schweigen, das

mein Vater nur einmal mit der Bemerkung unterbrach: „Brotkügelchen bei Tische rollen, ist eine schlechte Angewohnheit.“ Gut! Mir lag gewiß nichts daran, Brotkügelchen zu rollen! Endlich kam der Inspektor, füllte das Zimmer mit dem Geruch seiner Transtiefel und sprach von Dünger, von russischen Arbeitern, vom Vieh, von lauter friedlichen Dingen, die da draußen im Mondenschein schliefen. Zerstreut hörte ich zu und blinzelte schläfrig in das Licht. „Geh schlafen“, sagte mein Vater. „Gute Nacht. Und morgen wünsche ich ein liebenswürdigeres Gesicht zu sehen.“ — Ich auch, dachte ich ingrimmig.

Meine Stube lag am Ende des Hauses. Ich hörte nebenan in der leeren Zimmerflucht das Parkett knakken. Die Heimchen schrillten, als feilten eifrige, kleine Wesen an feinen Ketten. Meine Fenster gingen auf den Garten hinaus und standen weit offen. Die Lilien leuchteten weiß aus der Dämmerung. Der Mond war höher gestiegen und warf durch die Zweige der Kastanienbäume gelbe Lichtflecken auf den Rasen. Unten im Parkteich quarrten die Frösche. Und dann drang noch ein Ton zu mir, dort aus dem Dunkel der Alleen, eine tiefe Mädchenstimme, die ein Lied sang, eine eintönige Folge langgezogener Noten. Die Worte verstand ich nicht, aber jede Strophe schloß mit rai-rai-rah-r-a-h. Das klang einsam und traurig in die Sommernacht hinaus. Ich mußte wirklich weinen. Es tat mir wohl, dabei das Gesicht zu verziehen wie als Kind. Dann legte ich mich zu Bett und ließ mich von der fernen Stimme im Park in den Schlaf singen: rai-rai-r-a-h. —

Ich hatte den Tisch an das Fenster gerückt und die Bücher aufgeschlagen, denn es war Studierzeit, wie mein Vater es zu nennen liebte. Draußen sengte die

Sonne auf die Blumenbeete nieder. Der Duft der Lilien, der Rosen drang heiß zu mir herein, benahm mir den Kopf wie ein sehr süßes, warmes Getränk. Dabei leuchtete alles so grell. Die Gladiolen flammten wie Feuer, die Scholtias waren unerträglich gelb. Der Kies flimmerte. Alle standen sie unbeweglich in der Glut, müßig und faul unter dem schläfrigen Summen, das durch die Luft zog. Mir wurden die Glieder schlaff. Das Buch vor mir atmete einen unangenehmen Schulgeruch aus. Nicht um eine Welt konnte ich da hineinschauen. Nicht einmal denken konnte ich: selbst die Träume wurden undeutlich und schläfrig. Gerda — Gerda — dachte ich. Ja, dann kam das angenehm gerührte Verliebtheitsgefühl in der Herzgrube. Ach Gott! Mir fallen die Augen zu! Nichts geschieht. Etwas muß doch kommen, etwas von dem, was da draußen hinter der warmen Stille steckt, etwas von den Heimlichkeiten. Plötzlich fielen mir Geschichten ein, die wir uns in der Klasse erzählten, wenn wir die Köpfe unter die Bänke steckten, weil wir herausplatzen mußten mit dem Lachen. Ach nein — pfui! Häßlich! Also „Gerda". — — Der Kies knirschte. Langsam ging das Hausmädchen Marguschi am Fenster vorüber. Vorsichtig setzte sie die nackten Füße auf den Kies, als fürchtete sie, er sei zu heiß. Sie wiegte sich träge in den Hüften. Die Brüste stachen in das dünne Zeug des weißen Kamisols. Das Gesicht war ruhig und rosa. Die Arme schaukelten schlaff hin und her. Teufel! Wohin mochte die gehen? Ach, die ging gewiß auch zu den Heimlichkeiten, die draußen in der Mittagsglut liegen und schweigen, und an denen nur ich keinen Anteil habe!

Konrad kam. „Ankleiden," sagte er, „wir fahren nach Warnow."

„Hat er's gesagt?"
„Wie denn nich."
„Wie fahren wir?"
„Jagdwagen und die Braunen."

Unterwegs war es so staubig, daß mein Vater und ich die Kapuzen unserer Staubmäntel über den Kopf ziehen mußten. Ganz eingehüllt waren wir in die warme, blonde Wolke, die leicht nach Vanille roch und unleidlich in der Nase kitzelte. Ich wunderte mich, daß mein Vater heiter darüber lachte. Er sprach viel, kameradschaftlich, fast sympathisch: „Was? Antigone hast du studiert? Na, die wird dir heute auch ledern vorgekommen sein. Bei diesen Damen kommt es doch auch auf Beleuchtung an, und Mittagssonne, die ist gefährlich. Was?" Was war es mit ihm heute? Freute er sich am Ende auch auf Warnow? Links und rechts flimmerten die Kornfelder. Der Klang der Sensen drang herüber. Arbeiter, die Gesichter von Hitze entstellt, standen am Wegrain und grüßten. „Arme Racker!" sagte mein Vater. Nun bemitleidete er sogar die Arbeiter!

Vom Hügel aus sahen wir Warnow vor uns liegen: die Lindenallee, das weiße Haus zwischen den alten Kastanienbäumen, die weiß und roten Jalousien niedergelassen, alles in kühle grüne Schatten gebettet. Es wehte ordentlich erfrischend in unsere Sonnenglut herüber, als ob Ellita mit ihrem großen, schwarzen Federfächer uns Luft zufächelte.

In Warnow war alles, wie es sein mußte. Ein jedes Zimmer hatte noch seinen gewohnten Geruch. Der Flur roch nach Ölfarbe und dem Laub der Orangenbäume, die dort standen, der Saal nach dem von der Sonne gewärmten Atlas der gelben Stühle, das Bilderzimmer nach der Politur des großen Schrankes, und

bei der Tante roch es nach Melissen und Kamillentee. Die Tante lag auf ihrer Couchette. Sie trug ihren weinroten Morgenrock, die Perlenschnur um den unheimlich weißen Hals. Das Gesicht war mager, freundlich, weiß von Poudre de riz, das rotgefärbte Haar sehr hoch aufgebaut. Neben ihr auf dem Tischchen stand die Alt-Sèvres-Tasse mit ein wenig Kamillentee darin.

„Da bist du, mein lieber Gerd," sagte die Tante mit ihrer klagenden Stimme, „Gott sei Dank! Jetzt werde ich ruhig. Du wirst Ordnung schaffen." Mein Vater behielt die Hand der Tante in der seinen und nickte zerstreut. „Ach," fuhr die klagende Stirmme fort, „ich, ein einsames, altes Frauenzimmer, was kann ich tun? Da ist auch mein kleiner Bill," wandte sie sich an mich, „armer Jung, muß zu uns in die Einsamkeit. Aber quält ihn nicht. Nur nicht quälen!" Dann wurde von der Landwirtschaft gesprochen. Ich durfte Cheri, das Hündchen der Tante, streicheln. „Heute ist Cheris Geburtstag —" erzählte sie, „ich habe einen Kringel backen lassen und alle großen Hunde haben auch davon bekommen. Er wird acht Jahre alt. Ja, wir werden alt. Bill, willst du nicht hinausgehen zu den anderen? Die Marsowschen sind auch da. Jugend will zu Jugend. Was sollst du hier bei einer alten, kranken Frau. Gerd, willst du nicht auch die Mädchen begrüßen? Später haben wir viel miteinander zu sprechen. Ja — geht — geht."

Unten auf dem Tennisplatz fanden wir die anderen. Die Mädchen in hellen Sommerkleidern, die Tennismappen auf dem Kopf, ganz von wiegendem Blätterschatten umschwirrt.

„Oho Bill!" rief Gerda und schwenkte ihr Racket. Alles glänzte an ihr wieder zart und farbig. Ellita

stand sehr aufrecht da und schaute uns entgegen. Als mein Vater ihr Hand küßte, wurde sie ein wenig blaß und blinzelte mit den Wimpern. Dann lachte sie nervös und griff mir in das Haar: „Da ist ja unser großer, fauler Junge", sagte sie. Das mit dem faulen Jungen war taktlos. Aber wenn Ellita einem in die Haare faßte, so war das doch eigen. Die beiden Marsowschen Mädchen, in rosa Musselinkleidern mit goldenen Gürteln, waren wieder zu rosa. Dazu die blonden Wimpern, wie bei Ferkelchen. Mein Vater machte Witze, über die alle lachten. Er hatte es leicht, Witze zu machen! „Komm", sagte Gerda mir leise. Sie lief mir voran die Kastanienallee hinunter. In der Fliederlaube setzte sie sich auf die Bank, ein wenig atemlos, sie hustete, dabei wurden ihre Augen feucht und rund und sie lächelte dann so hilflos: „Gut, daß du da bist, Bill", sagte sie. Wir schwiegen. „Warum sprichst du nicht?" fragte sie dann. „Ach ja! Es ist schade, daß du dein Examen nicht gemacht hast. Warum konntest du auch nicht lernen?" Das empörte mich: „Hast du mich gerufen, um davon zu sprechen?" Gerda erschrak.

„Nein, nein. Es ist ja ganz gleich. Aber weißt du, der Vetter Went kommt."

„So? Na gut", warf ich hin.

„Freust du dich?"

Ich zuckte die Achseln: „Ich liebe solche hübsche Männer nicht."

Das ärgerte wieder Gerda: „Das finde ich dumm," sagte sie und errötete, „er kann doch nichts dafür, daß er hübsch ist. — Er — er soll Ellita heiraten."

„Oh!"

„Ja, es ist alles hier so unverständlich. Ellita ist böse und traurig. Und ich weiß nicht... Vielleicht

kannst du etwas lustig sein. Nimm dich recht zusammen." Damit lief sie wieder die Allee hinab. Die Füße in den gelben Stiefelchen spritzten den Kies um sich, sorglos wie Kinderfüße. Die blaue Schärpe flatterte im Winde. Den Nachmittag über mußten wir mit den Marsowschen Tennis spielen. Angenehm wurde es erst, als die Sonne unterging. Ich spazierte mit den Mädchen langsam an den Blumenbeeten entlang und machte sie lachen. Am Gartenrande blieben wir stehen und sahen über die Felder hin. Rotes Gold zitterte in der Luft. Der Duft von reifem Korn, blühendem Klee wehte herüber. Die blauen Augen der Mädchen wurden im roten Lichte veilchenfarben. Die Marsowschen Mädchen ließen in tiefen Atemzügen ihre hohen Busen auf- und abwogen und sagten: „Nein — sieh' doch!" Ihre Mieder krachten ordentlich, denn sie trugen noch hohe, altmodische Mieder. Gerda lächelte die Ferne an. Ich wollte etwas Hübsches sagen, aber wo nimmt man das gleich her! Durch die Kornfelder kamen Ellita und mein Vater gegangen. Ellita ohne Hut unter ihrem gelben Sonnenschirm. Mein Vater sprang über einen Graben wie ein Knabe. Ellita beschäftigte sich mit der Landwirtschaft und hatte meinem Vater wohl die Felder gezeigt.

Beim Mittagessen trank ich etwas mehr von dem schweren Rheinwein als sonst. Das Blut klopfte mir angenehm in den Schläfen, als ich später draußen auf der Veranda saß. Die Nacht war sternhell. Alle Augenblicke lief eine Sternschnuppe über den Himmel und spann einen goldenen Faden hinter sich her. Fledermäuse, tintenschwarz in der Dämmerung, flatterten über unseren Köpfen. Aus der Ferne kamen weiche, schwingende Töne. Die Mädchen saßen vor

mir in einer Reihe und hielten die Arme um die Taillen geschlungen, helle Gestalten in all dem Dunkel. Schön, schön! Ich hatte das Gefühl, Emmy Marsow sei in mich verliebt, und Gerda — Gerda auch; alle. Warum bestand nicht die Einrichtung, daß man in solchen Sommernächten die Mädchen in die Arme nehmen durfte und küssen.

Ellita kam aus dem Hause. Sie blieb einen Augenblick stehen, aufrecht und weiß. „Bill," sagte sie dann, „komm mit mir ein wenig in den Garten hinunter, es ist so schön."

„Gut!" erwiderte ich ein wenig verdrossen. Sie legte ihren Arm um meine Schultern und faßte meinen Rockaufschlag, was mich daran erinnerte, wie klein ich für meine achtzehn Jahre war. So gingen wir zwischen den Lilienbeeten den Weg hinunter. Ellitas Arm lag schwer auf meiner Schulter. Ich glaubte zu spüren, wie das Blut sich in ihm regte. Lieber wäre ich eigentlich auf der Veranda geblieben. Ellita war nie recht gemütlich. Jetzt aber begann ich langsam die Hand, die meinen Rockaufschlag hielt, zu küssen. Ellita sprach schnell, ein wenig atemlos von gleichgültigen Dingen: „Gut, daß du diesen Sommer bei uns bist. Auch für Gerda. Sie ist so einsam. Wir reiten zusammen aus, nicht? Denk' dir, den Talboth darf ich nicht mehr reiten, er ist so unsicher geworden."

Über dem Gerstenfelde auf dem Hügel stieg eine rote Mondhälfte auf, es war, als schwimme sie auf den feinen, schwarzen Grannen: „Das ist schön", meinte Ellita. „Machst du noch Gedichte? Ach ja, das mußt du." Während sie zum Monde hinüberschaute, blickte ich in ihr Gesicht. Es mußte sehr bleich sein, denn die Augen erschienen ganz schwarz und glitzerten in dem spärlichen Lichte.

Schritte hörte ich hinter uns. Ellitas Arm auf meiner Schulter zitterte ein wenig. Der Duft einer Zigarre wehte herüber, dann hörte ich meinen Vater sagen: „Ah, ihr laßt euch vom Monde eine Vorstellung geben."

„Ja, er ist so rot", erwiderte Ellita, ohne sich umzuschauen.

Als wir den Weg zurückgingen, schritt mein Vater neben uns her. Ich hätte mich gern zurückgezogen, die Lebenslage verlor für mich an Reiz, allein Ellita hielt meinen Rockaufschlag fester als vorher. Ich sollte also bleiben. Mein Vater zog die Augenbrauen empor und sog schweigend an seiner Zigarre.

„Wie stark die Lilien duften", bemerkte Ellita.

Da begann er zu sprechen. Seine Stimme hatte heute einen wunderlichen Celloklang, den ich bisher nicht bemerkt hatte, so etwas wie eine schwingende Saite. „Hm — ja. Sehr hübsch — alles sehr hübsch. Weich und süß. Nur — so süße Watte ist mir immer ein wenig verdächtig."

„Süße Watte, wieso?" fragte Ellita gereizt.

Mein Vater lachte, nicht angenehm wie mir schien: „Hm! Sommernacht und Lilien und Einsamkeit, das ist ja schön, aber mir, auf meinen Reisen, geht es so, wenn's ganz weich und süß um mich wird, dann denke ich an das Packen. Ich fürchte mich davor, mich zu versitzen, nicht weiter zu wollen, verstehst du? Man läßt sich gern von dem, was einen etwas glücklich macht, überrumpeln. An allem, was uns binden will, glaube ich, müssen wir ein wenig herumzerren, um zu sehen, ob wir nicht zu fest gebunden sind. Nicht?"

„Nein", sagte Ellita hart. Ich hörte ihrer Stimme an, daß sie böse war. Warum? Gleichviel. Ich nahm

jedenfalls leidenschaftlich für sie gegen meinen Vater Partei: „Nein. Ich behalte, was ich habe. Wenn es auch häßlich ist — oder meinetwegen gestohlen, wenn es mich ein bißchen glücklich macht... Ein anderes? Weiß ich denn...?" Es war, als könne sie vor Erregung nicht weiter sprechen. Sie stützte sich schwerer auf mich; ich spürte, wie dieser Mädchenkörper von einem innerlichen Schluchzen sachte geschüttelt wurde. Ich hätte mitweinen mögen. Mein Herz klopfte mir bis in die Kehle hinauf.

Mein Vater sann vor sich hin, dann sprach die wunderlich schwingende Stimme weiter: „Ich habe einen guten Freund in Konstantinopel, einen Türken. Der sagte mir, wenn er ein Pferd ganz zugeritten hat, wenn er es ganz in seiner Hand hat, dann gibt er es fort und nimmt sich ein frisches. Zugerittene Pferde, an die man sich gewöhnt hat, meint er, sind gefährlich. Man wird unaufmerksam und dann passiert ein Unglück."

„Er ist sehr vorsichtig, dein alter Türke", meinte Ellita.

„— Ja — hm"; mein Vater schlug einen leichteren Ton an, „er scheint dir nicht sympathisch zu sein, mein Türke? Aber richtig ist es, das Im-Zügel-Halten ist doch ein Genuß. Und das verstehen die Frauen so schön, ihr — unsere Frauen. Gut, was wild ist, läßt man eine Weile laufen und dann — ein Ruck — und es steht still und es geht wieder, wie wir wollen..."

„Wie kannst du das sagen!" Ellita schüttelte leidenschaftlich meinen Rockaufschlag. „Du glaubst, wenn du immer wieder sagst, ihr — könnt das, ihr seid solche herrliche Wesen, es ist eure Eigentümlichkeit, so zu sein — dann — dann werden wir so, wie du

willst, dann tun wir, was du willst. Und wenn wir dann zu gefügig werden —; was — dann? Wie sagt der alte Türke —?"

„Ellita," unterbrach mein Vater sie hastig, dann lachte er gezwungen laut, „ich denke, wir wollen uns über diese Philosophie nicht ereifern. Ich werde nicht sobald mehr deine Lilien angreifen. Übrigens ist es spät; Bill, geh und laß anspannen."

Als ich mich von den beiden trennte, hörte ich deutlich, wie Ellita sagte: „Gerd, warum quälst du mich?"

Auf dem Heimwege sprachen wir kein Wort miteinander. Die Nacht hatte ihr einsames Singen in den Feldern und an den Wassern. Das Land lag farblos im Mondlichte da. Mir war, als hätte ich etwas Schmerzliches erlebt. Zu Hause kroch ich zu Bette, sehr schnell, als wollte ich mich vor etwas flüchten. Unten im Park sang wieder die Mädchenstimme ihr Rai-rai-rah. Nebenan hörte ich das Parkett knarren. Es war mein Vater, der ruhelos durch die mondbeschienene Zimmerflucht auf und ab schritt.

Nach jenem mir so unverständlichen Gespräch mit Ellita war mein Vater mir zwar nicht sympathischer, aber interessanter geworden. Ich sah ihn mir den nächsten Tag besonders genau an. Er war ein wenig gelber in der Gesichtsfarbe, an den Augen zeigten sich die feinen Linien deutlicher. Sonst war er wie immer. Keine Spur von Celloklang in der Stimme. Beim Frühstück fragte er Konrad: „Wer singt da des Nachts unten im Garten?"

„Ach," meinte Kondrad, „das is nur die Marguschi, das Hausmädchen."

„Was hat die des Nachts zu singen?"

Konrad lächelte verachtungsvoll: „Das is so 'ne

melancholische Person. Sie ging mit dem Jakob, dem Gartenjungen, nu' is der auf dem Vorwerk, hat woll 'ne andere gefunden. Nu is die Marguſch toll."

Mein Vater winkte mit der Hand ab, was ſo viel hieß als: das iſt ja gleichgültig. Ich mußte darüber nachdenken. Um alle, auch um die Hausmädchen, ſpannen ſich dieſe ſommerlich verliebten Dinge, die uns unruhig machen und des Nachts nicht ſchlafen laſſen.

Am Nachmittag ging ich auf das Feld und legte mich auf ein Stück Wieſe, das wie eine grüne Schüſſel mitten in das Kornfeld eingeſenkt lag. Die glatten Wände aus Halmen dufteten heiß und ſtark. Um mich ſummte, flatterte und kroch die kleine Geſchäftigkeit der Kreatur. Ich ſchloß die Augen. Gab es denn nichts Verbotenes, das ich unternehmen konnte? Das geſchähe meinem Vater ſchon recht, wenn ich einen ganz tollen Streich beginge. Zügeln, ſagte er, das Wilde zügeln. Ich möchte wiſſen, was ich zügeln ſoll, wenn ich ſo abgeſperrt werde? Nun kommt noch dieſer Went. Die Mädchen ſind immer um ihn herum, ekelhaft! Gerda machte ein beſonderes Geſicht, als ſie von ihm ſprach. Unruhig warf ich mich auf die andere Seite. In der Nacht mußte etwas unternommen werden, wobei man aus dem Fenſter ſteigt, Bier trinkt, zum Raunen der Sommernacht gehört.

Auf der Landſtraße klapperten Pferdehufe. Ich ſpähte durch die Halme. Mein Vater und Ellita ritten dem Walde zu; ſie im hellgrauen Reitkleide, den großen, weißen Leinwandhut auf dem Kopfe. Sitzen kann die auf dem Pferde! Stunden könnte man ſie anſehen. Ich wollte, ich wäre der dumme

Went. Ob das immer so mit den Weibern ist, daß, wenn wir sie ansehen, es uns die Kehle zusammenschnürt, als müßten wir weinen? Mein Vater, der wird sich nicht versitzen. Immer ein Mädchen wie Ellita zur Seite und in den Wald geritten, keine Gefahr, daß der sich langweilt. Ich wollte gleich zu Edse, dem kleinen Hilfsdiener, gehen, der mußte sich für die Nacht etwas ausdenken.

Edse saß am Küchenteich, hatte Schuh und Strümpfe ausgezogen und kühlte seine Füße im Wasser.

„Du, Edse, können wir heute nacht nicht etwas tun?"

„Was denn, Grafchen?" Edse bog seinen großen, blonden Kopf auf die Seite und blinzelte mit den wasserblauen Augen.

„Irgend was. Ich steig zum Fenster hinaus. Er merkt's nicht."

Edse dachte nach: „Wenn kein Wind is, kann man Fische stechen auf dem See."

Das war es: „Gut, und Bier muß da sein — und — und, werden auch Mädchen da sein?"

Edse spritzte ernst mit den Füßen das Wasser um sich: „Nee —" meinte er, „beim Fischestechen sind keine Mädchen. Der Krugs-Peter und ich."

„Gut, gut. Ich weiß", sagte ich befangen.

Es ging bereits auf Mitternacht, als ich aus meinem Fenster in das Freie hinausstieg. Der Himmel war leicht bewölkt, die Nacht sehr dunkel. Wie ein warmes, feuchtes Tuch legte die Luft sich um mich. In den Kronen der Parkbäume raschelte der niederrinnende Tau und flüsterte heimlich. Ein Igel ging auf die Mäusejagd den Wegrain entlang. Eine Kröte saß mitten auf dem Fußpfad und machte mir nicht

Platz. Alles nächtliche Kameraden des Abenteurers. Vom See her leuchtete ein flackerndes Licht. Edse und Peter waren schon bei dem Boot und machten Feuer an auf dem Rost. Ich ging quer durch ein feuchtes Kleefeld, dann durch einen Sumpf, in dem jeder Schritt quatschte und schnalzte. Das war gut, das gehörte dazu.

„Aha", sagte Edse, und wischte sich mit dem Ärmel die Tränen fort, die der Rauch ihm in die Augen getrieben hatte. „War woll nich leicht, wegzukommen?"

„Ja, es dauerte", sagte ich kühl. Edsens Vertraulichkeit mißfiel mir: „Nun können wir losfahren."

Peter stieß mit einer langen Stange das Boot lautlos über das Wasser. Edse und ich standen mit unseren Dreizacken am Bootsrande und lauerten auf die Fische. Das Feuer auf dem Rost an der Bootsspitze erfüllte die Luft mit Rauch und Harzgeruch. Lange Schwärme von Funken zogen über das schwarze Wasser, zischten und flüsterten beständig. Wir schwiegen alle drei, sehr aufmerksam in das Wasser starrend. Wunderlich war die Glaswelt unten mit den fetten Moosen, den fleischfarbenen Stengeln, dem lautlosen Abundzu langer Beine, dünner, sich schlängelnder Leiber. Zwischen den Schachtelhalmen zogen die Karauschen hin, breite, goldene Scheiben. Wo es klar und tief war, lagen die Schleie tintenschwarz im schwarzen Wasser: „Fettes Schwein", sagte Edse, wenn er einen am Eisen hatte. Nahe dem Ufer aber, auf dem Sande, schliefen die Hechte, lange, silbergraue Lineale. Ein angenehmes Raubtiergefühl wärmte mir das Herz. Wenn wir in das Rohricht gerieten, dann rauschte es an den Flanken des Bootes, als führen wir durch Seide, und hundert kleine, erregte Flügel

umflatterten uns. Ein Taucher erwachte und klagte leidenschaftlich. Edse und Peter kannten das alles, sie waren Stammgäste in dieser wunderlichen Nachtwelt: „Aha, die Rohrschwalben", sagte Edse: „Na, na, geht nur wieder schlafen, kleine Biester. Was schreit der Taucher heute so, als wenn einer ihm seine Mutter abschlachtet?" Plötzlich wurde das Wasser von unzähligen Punkten getrübt. „Es regnet", meldete Peter. „Nicht lange", entschied Edse. Das Boot wurde unter eine überhängende Weide gestoßen, wie legten die Eisen fort und begannen zu trinken. Selbst das Bier schmeckte nach Rauch und Harz. Edse sprach von den Fischen, blinzelte in das Feuer, und wenn er trank, wurden seine Augen klein und süß. Zuweilen horchte er in die Nacht hinaus und deutete die Geräusche: „Das is der Kauz. Jetzt bellen die Hunde am schwarzen Krug. Die fremden Arbeiter gehen jede Nacht zu den Marjellen." Ich war ein wenig enttäuscht. Das Fischestechen war ja gut, aber es sollte doch noch etwas Besonderes kommen. Jetzt gähnte Peter, seinen Ho-ho-ho-Laut auf den See hinausrufend. Nein, so ging es nicht. Ich begann schnell zu trinken. Das half. Ein leichter Schwindel wiegte mich. Die Gegenstände nahmen eine wunderliche Deutlichkeit an, rückten mir näher; die schwarzen Zweige, der Frosch auf dem Blatt der Wasserrose. Dabei hatte ich das Gefühl, als säße ich hier in einer gewagten und wüsten Lebenslage. Wenn Gerda mich so sähe, ihre Augen würden ganz klar vor Verwunderung werden. Mit der mußte ich auch anders sprechen, sie war doch auch nur ein Weib: „Warum sprecht ihr nicht? Erzählt was", befahl ich.

Edse grinste. „Ja," begann er langsam, „morgen wird's wieder gut, das Wetter."

„Nicht so was," unterbrach ich ihn und spie mit einem Bogen in den See, „was anderes. Sag, was ist denn die Marguſch für 'ne Person?"

„Dumm is sie", meinte Edse.

Peter kicherte: „Da wollt' ich mal heran zu ihr...", aber Edse unterbrach ihn: „Das wollen Herrschaften nich hören." Hören wollte ich es zwar, allein ich sagte nichts. Der Regen hatte aufgehört. Wir griffen zu den Eisen. Aber die Glieder waren mir schwer und die Fische wurden mir gleichgültig. Auch kroch schon eine weiße Helligkeit über das Wasser und machte es spiegeln: „Ans Ufer", kommandierte ich.

Während ich am Ufer auf einem Baumstumpf saß und zuschaute, wie die Jungen die Fische zählten, merkte ich, daß ich anfing, traurig zu werden. Wie die Nacht sich langsam erhellte, wie sie anfing, grau und durchsichtig zu werden und die Gegenstände farblos und nüchtern dastanden, das war mir unendlich zuwider. „Jetzt noch was", sagte ich mit Anstrengung. „So?" meinte Edse und gähnte. „Gähne nicht," befahl ich, „dazu bin ich nicht herausgekommen. Zu Mädchen gehen wir." Die Jungen schauten sich schläfrig an. Ich hätte sie schlagen mögen.

„Na, dann gehen wir zum Weißen Krug. Die Marrie und die Liese schlafen im Heu", beschloß Edse gleichmütig.

Wir schritten quer durch den Wald, schlichen gebückt durch das Unterholz, das seine Tropfen auf uns niederregnete, die Farnwedel schlugen naß um unsere Beine. Das war heimlich, das gab wieder Stimmung. Jetzt noch durch einen Kartoffelacker, dann lag der Weiße Krug vor uns auf der Höhe an der Landstraße. Sehr still schlief er in dem grauen Lichte des heraufdämmernden Morgens, selbst grau und schäbig. An

dem Gartenzaun entlang kriechend, gelangten wir zum Stall: „Rauf", sagte Edse und wies auf die Leiter, die zum Futterboden hinaufführte.

Oben war es finster und warm. Das Heu duftete stark. Überall knisterte es seidig: „No", sagte Edse wieder. Vor mir lagen zwei dunkle Gestalten. Also die Mädchen. Ich setzte mich auf das Heu am Boden. Das Blut sang mir in den Ohren. Die Augen gewöhnten sich an die Dämmerung. Die Jungen raschelten im Heu und flüsterten. Jetzt mußte ich etwas tun. Ich streckte die Hand aus und ergriff einen heißen Mädchenarm. Das Mädchen richtete sich schnell auf, griff nach meiner Hand, befühlte langsam jeden Finger. Dann kicherte sie, ich hörte, wie sie dem anderen Mädchen zuflüsterte: „Du, Liese, der Jungherr." Nun hockten beide Mädchen vor mir, große, erhitzte Gesichter von weißblonden Haaren umflattert, die nackten Arme um die Knie geschlungen. Sie sahen mich mit runden, wasserblauen Augen an und lachten, daß die Zähne in der Dämmerung glänzten. „Was der für Hände hat!" sagte Marrie. Nun griff auch Liese nach meiner Hand, befühlte sie, betrachtete sie, wie eine Ware und legte sie dann vorsichtig auf mein Knie zurück. „Sei nicht dumm, komm", sagte ich mit heiserer Stimme. Aber sie entzog sich mir: „Es is Zeit, runter zu gehen", meinte sie.

Raschelnd, wie die Wiesel, schlüpften die Mädchen durch das Heu und glitten die Leiter hinunter.

„Es ist zu hell, da sind die Biester unruhig", behauptete Edse.

„Sie haben den Jungherrn an den Händen erkannt", meinte Peter und gähnte wieder sein lautes Ho-ho: „Muß man auch runter."

Unten im kleinen Garten standen die Mädchen

zwischen den Kohlbeeten. Sie traten von einem Fuß auf den anderen, denn die nackten Füße froren in dem taufeuchten Kraut. Die Arme kreuzten sie über den großen, runden Brüsten und sahen mich ernst und neugierig an.

„Stehn, wie so'n Vieh", äußerte Edse. Da ging Marrie zu einem umgestürzten Schiebkarren, wischte mit ihrem Rock den Tau fort und sagte: „So, hier kann der Jungherr sitzen."

Ich thronte auf dem Schiebkarren. Peter hatte angefangen, mit Liese zu ringen. Sie fielen zu Boden und wälzten sich auf dem nassen Grase. „Er ist nicht schläfrig", bemerkte Marrie zu Edse und deutete auf mich, wie man von einem Kinde in seiner Gegenwart zu einem Dritten spricht. Dann brach sie einige Stengel Rittersporn und Majoran ab. „Da," sagte sie, „damit Sie auch was haben." Als ich meine Hand auf ihre Brust legen wollte, trat sie zurück und lächelte mütterlich.

Peter und Liese hatten sich durch den Garten gejagt und waren hinter dem Holzschuppen verschwunden. Marrie wandte sich jetzt ruhig ab und ging, die Füße hoch über die Kohlpflanzen hebend, ihnen nach. Dann war auch Edse fort. Hinter dem Schuppen kicherten sie. Es wurde schon ganz hell, solch eine nüchterne, strahlenlose Helligkeit, die müde macht. Über mir sangen die Lerchen in einem weißen Himmel unerträglich schrill und gläsern. Ich fühlte mich sehr elend und allein mitten unter den Kohlpflanzen. Ein großer Zorn stieg schmerzhaft in mir auf, aber ein Zorn, wie wir ihn als Kind empfinden, wenn wir am liebsten die Hände vor das Gesicht schlagen und weinen. Ich stand auf und schlich mich durch den aufdämmernden Morgen heim.

Vetter Went war in Warnow angekommen. Von der kleinen Wiese im Gerstenfelde aus sah ich ihn, Ellita und meinen Vater wie eine Vision von bunten Figürchen fern am Waldessaum entlang reiten. Ich war so gut wie vergessen, an mich dachte niemand. Dann kam Went eines Tages zum Frühstück herübergeritten. Ich liebte ihn nicht sonderlich. Er war von oben herab mit mir und nannte mich Kleiner. Dennoch war es angenehm, ihn anzusehen. Die scharfen, ruhigen Züge hatten etwas Festliches. Dazu das krause, blonde Haar, der ganz goldene Schnurrbart. Es mußte etwas wert sein, mit dieser Figur und diesem Gesichte am Morgen aufzustehen, sie den ganzen Tag über mit sich herumzutragen, nachts damit schlafen zu gehen. Mit dieser Figur und diesem Gesicht konnte keiner sich ganz gehen lassen.

„Also durchgefallen?" sagte er mir: „Na, so beginnen wir alle unsere Karriere."

Während des Essens sprach er mit meinem Vater über militärische Sachen. Mein Vater war heute besonders ironisch. Er widersprach Went beständig, setzte ihn mit kurzen Warums und Wiesos in Verlegenheit und lachte unangenehm. Wents: „Nein, bitte sehr, lieber Onkel" klang immer gereizter und hilfloser!

Später ging ich mit Went die Gartenallee hinab. Wir schwiegen. Went köpfte mit seiner Reitgerte die roten Florblüten.

„Er hat was gegen mich", murmelte er endlich.

„Ja, natürlich," erwiderte ich, „gegen mich auch. So ist er immer."

„Gegen dich?" Went lachte: „Ja so, wegen des Nachlernens."

Das ärgerte mich: „Dir kann es gleich sein, aber

ich bin in seiner Macht. Hier eingesperrt zu werden wie ein Kanarienvogel, ist lächerlich. Er ist ja gewiß ein feiner, patenter Herr, aber er denkt nur an sich. Die anderen liebt er nicht, wenn — wenn es nicht zufällig Damen sind."

Went schaute überrascht auf: „Na, Kleiner, du machst dir keine Illusionen über deinen Erzeuger. Du hast übrigens unrecht. Hier ist es hübsch."

Ich zuckte die Achseln: „Ach, so 'ne süße Watte."

„Süße Watte? Wo hast du das her?" bemerkte Went.

Nach einigen Tagen sagte mein Vater mir beim Frühstück: „Wir fahren heute nach Warnow. Deine Cousine Ellita hat sich mit Went verlobt. Heute ist Verlobungsdiner."

Ich brachte nur ein: „Ach wirklich?" hervor.

Mein Vater beugte sich über seinen Teller und murmelte: „Wieder ist das Filet hart — ja", dann fügte er hinzu: „Ein freudiges Ereignis. Ich freue mich."

Er sah heute müde aus, aber das stand ihm gut. Er bekam dadurch einen fein unheimlichen Römerkopf. Behaglich war es nicht, ihm gegenüberzusitzen, aber nicht alltäglich. Es war etwas an ihm, das neugierig machte.

Daran dachte ich, als ich im Wohnzimmer mich auf dem Diwan ausstreckte. Die grünen Vorhänge waren vor der Mittagssonne zurückgezogen. Die Fliegen kreisten summend um den Kronleuchter. Die Blumen welkten in den Vasen. Draußen kochte der Garten in der Mittagsglut. Ich hörte es ordentlich durch die Vorhänge hindurch, wie das leise Singen eines Teekessels. Ich schloß die Augen. Heute war wenigstens etwas Angenehmes vor. Ich dachte an

Gerda, ließ das schöne Liebesgefühl mir sanft das Herz kitzeln. Dann standen die beiden Krugsmädchen deutlich vor mir — in den graublauen Kohlpflanzen, die Haare voller Halme und gleich darauf war es wieder Ellita, sie legte ihren warmen, königlichen Arm um meine Schultern und duftete nach Heliotrop. Ach ja, alle diese Mädchen, diese lieben Mädchen! Die Welt ist voll von ihnen! Das ließ mich tief und wohlig aufatmen.

Ich fuhr aus dem Halbschlummer auf. Es mußte Zeit sein, sich anzukleiden. Die tiefe Ruhe im Hause war mir verdächtig. Daß die Fahrt nur nicht in Vergessenheit gerät! Ich beeilte mich mit dem Ankleiden, lief in den Stall, um Kaspar anzutreiben. Ich war froh, als der Wagen vor der Tür hielt. Konrad stand auf der Treppe und sah nach der Uhr.

„Kommt er?" fragte ich.

„Fertig is er", meinte Konrad.

So warteten wir. Die Pferde wurden unruhig. Kaspar gähnte.

„Er hat's vergessen", bemerkte ich.

Konrad zuckte die Achseln: „Gemeldet hab' ich. Noch 'n mal geh ich nich."

„Dann geh ich", beschloß ich.

Ich lief zu dem Arbeitszimmer meines Vaters, öffnete zaghaft die Tür und blieb regungslos stehen. Dort geschah etwas Unerklärliches. Mein Vater, in seinem Gesellschaftsanzuge, saß am Schreibtisch auf dem großen Sessel. Er stützte die Ellbogen auf die Knie, barg das Gesicht in die Hände, wunderlich in sich zusammengekrümmt, und weinte. Ich sah es deutlich — er weinte; die Schultern wurden sachte geschüttelt, die Stirn zuckte, das Haar war ein wenig in Unordnung geraten, der Saphir an dem Finger der

über das Gesicht gespreizten Hand leuchtete in einem Sonnenstrahl, der sich durch den Vorhang stahl. Angst erfaßte mich, eine Angst, wie wir sie im Traum empfinden, wenn das Unmögliche vor uns steht. Ich zog mich zurück und schloß leise die Tür. Vor der Tür stand ich still. Ich fühlte, wie meine Mundwinkel sich verzogen, als müßte auch ich weinen.

„Er kommt schon", meldete ich draußen.

„Wie sehen Sie denn aus, Jungherr?" fragte Konrad.

„Ich sehe aus, wie ich will", antwortete ich hochmütig.

Ich setzte mich auf die Treppenstufen und sann dem Bilde nach, das ich eben gesehen hatte. Hier lag wieder alles unverändert alltäglich im gelben Sonnenschein vor mir und dort drinnen saß die in sich zusammengekrümmte Gestalt mit den tragisch über das Gesicht gespreizten Händen. Etwas Unbegreifliches war in der Verschwiegenheit der Mittagstunde entstanden.

Dann kam mein Vater, in seinen weißen Staubmantel gehüllt, das Gesicht ein wenig gerötet vom Waschen: „Du schimpfst wohl schon", sagte er lustig. Auf der Fahrt unterhielt er mich liebenswürdig. Er sprach ernsthaft mit mir über Familienangelegenheiten. Er freute sich über die gute Partie, die Ellita machte. Für eine starke Natur wie Ellita war es ungesund, Jahr für Jahr in der ländlichen Einsamkeit zu sitzen und sich in den kleinen Verhältnissen abzumühen. Solche Frauen müssen mitten in der großen Welt auf hohen, kühlen Postamenten stehen, sonst wird ihr Gemütsleben krank.

In Warnow saß die Tante in großer Toilette unter ihren Gästen auf der Veranda; neben ihr der alte Hofmarschall von Teifen, das Haar kohlschwarz

gefärbt und unerträglich stark parfümiert. Die Mädchen trugen weiße Kleider und Rosen im Gürtel, die Herren hatten sich Tuberosen in das Knopfloch gesteckt. Die Ranken des wilden Weines streuten zitternde Schatten über all die Farben, machten mit ihrem grünlichen Grau die Gesichter blasser, die Augen dunkler. Der alte Marsow hatte eine weißseidene Weste über seinen runden Bauch gezogen und sprach sehr laut schlecht von den Ministern. Dazwischen erzählte die klagende Stimme der Tante dem Hofmarschall von einer Gräfin Bethusi-Huk, die vor langen Jahren in Karlsbad freundlich zu ihr gewesen war. Ellita saß abseits. Sie streichelte nachdenklich die Federn ihres Fächers und machte ihr schönes, mißmutiges Gesicht: „Ihr alle hättet auch fortbleiben können", stand darauf zu lesen.

„Wo ist der Bräutigam?" fragte mein Vater.

Er sei mit Gerda unten im Garten, hieß es.

„Der hat mit einer Schwester nicht genug", dröhnte die Stimme des alten Marsow. Niemand lachte über diese Taktlosigkeit.

„Bill, willst du nicht hinuntergehen, sie rufen", sagte Ellita.

Ich fand die beiden unten bei der Hängeschaukel. Went stand auf der Schaukel und schaukelte sich. Er flog sehr hoch, fast bis in die Zweige der Ulme hinauf. Tadellos fein sah er aus. Sehr schlank in seine blaue Uniform geknöpft, der Kopf in der Sonne wie mit Gold bedeckt. Gerda schaute zu ihm auf, die Lippen halb geöffnet, die Augen rund und wie in einen erregenden Traum verloren. Die Hand legte sie auf die Brust in einer Bewegung, die ich an ihr nicht kannte, ganz fest die rechte Brust zusammen-

drückend. Sie bemerkte es nicht, daß ich neben ihr stand, und die Eifersucht machte mich ganz elend.

„Tag, Gerda", sagte ich heiser.

Sie schreckte zusammen und sah mich mit dem unzufriedenen Blick eines Menschen an, der im Schlafe gestört wird. Das hatten beide Warnower Mädchen, sie konnten plötzlich aussehen wie schöne, böse Knaben.

„Ach du, Bill!" sagte sie. Freundlich klang das nicht.

„Ihr schaukelt hier?" fragte ich, um etwas zu sagen.

„Ja — sieh ihn", erwiderte Gerda, schaute empor und wieder legte sich das Traumlächeln über ihr Gesicht.

Went hatte mit dem Schaukeln aufgehört und ließ die Schaukel ausschwingen. Er lehnte sich leicht gegen eine der Stangen, präsentierte seine gute Gestalt sehr vorteilhaft. Mir war er zuwider, wie er so dastand und sich von Gerdas Augen anstrahlen ließ.

„Statt zu schaukeln, solltest du zu den anderen gehen," rief ich zu ihm hinauf: „Ellita fragt nach dir."

Er sprang ab: „Ellita schickt dich? Ist sie unzufrieden?" fragte er.

„Natürlich", log ich.

„So — so: na, dann, Kinder, geh' ich voraus." Ich fand, er sah aus wie ein ängstlicher Schuljunge. Eilig lief er dem Hause zu. Ich lachte schadenfroh.

„Er hat Angst vor ihr", bemerkte ich.

„Er! Was fällt dir ein!" Gerda wandte sich böse von mir ab und setzte sich auf die Bank. Dann versank sie in Gedanken.

„Was habt ihr beide soviel miteinander zu besprechen?" fragte ich gereizt.

„Von Ellita sprechen wir natürlich, immer von ihr", erwiderte Gerda noch immer sinnend. „Went hat mir viel zu denken gegeben."

„Er sollte lieber selbst für sich denken!" Ich war so böse, daß ich ein Ahornblatt mit den Zähnen zerreißen mußte.

Gerda schaute auf. Wirklicher Kummer lag auf ihrem Gesichte, etwas Erstauntes und Hilfesuchendes. Die Augen wurden feucht: „Warum sprichst du so? Du weißt doch nicht..."

„Was hat er dich traurig zu machen", murmelte ich kleinlaut. Die Liebe schnürte mir die Kehle zusammen. Am liebsten hätte auch ich geweint, wenn das angängig gewesen wäre.

Gerda begann zu sprechen, schnell und klagend. Es war nicht für mich, das sie sprach, sie mußte es herausjagen: „Warum muß Ellita so schlecht gegen ihn sein? Er liebt sie doch. Und nun kann sie ja fort von hier, hinaus. Das will sie doch. Er tut ihr nur Gutes. Aber sie war immer so, ich weiß, jetzt wird sie nicht mehr einsam sein und arm."

„Arm?"

„Ja, Ellita sagt, wir sind arm."

„Aber es ist doch alles so fein hier bei euch?" wandte ich ein.

„Ach!" meinte Gerda, „das ist nur wegen der Mama, weil sie bei Hof war und eine beauté, da muß sie das haben."

„Ach ja, das war damals, als sie sich so schrecklich tief dekolletierte, wie auf dem Bilde im Saal", bestätigte ich.

„Sei nicht dumm", fuhr Gerda mich an: „Gewiß sind wir arm und müssen immer hier sitzen. Und

wenn alles verschneit ist und keiner zu uns kommt und in den Zimmern die Öfen beizen und Kerzen gespart werden, dann geht Ellita durch die Zimmer, immer auf und ab wie ein Eisbär, und spricht mit keinem und sieht Mama und mich böse an. Oder sie geht in ihr Zimmer und tanzt stundenlang allein Bolero, in der Nacht weint sie. Ich hör' es nebenan. Sie tut mir leid, aber es ist auch zum Fürchten. Aber jetzt hat sie ja alles. Warum ist sie nicht froh? Warum quält sie Went? Warum weint sie nachts? Warum tanzt sie noch allein Bolero?" Jetzt hingen Tränen an Gerdas Wimpern, runde Tröpfchen, die in der Sonne blank wurden: „Ja — etwas Trauriges geht jetzt immer zwischen uns herum. Ich weiß nicht, was es ist."

Ich wußte auf all das nichts zu sagen. Ich griff daher nach Gerdas Hand und begann sie zu küssen. Aber sie entzog sie mir: „Bill, sei nicht lächerlich. Komm, schaukle mich lieber."

Sie setzte sich auf die Schaukel, bog den Kopf zurück, schaute mit verzückten Augen empor, ganz regungslos, nur die Füßchen in den weißen Schuhen bewegten sich nervös und ruhelos. Während ich die Schaukel hin und her warf, hing ich meinen trüben Gedanken nach: Natürlich war Gerda in diesen Went verliebt. Sie weinte um ihn, jetzt dachte sie an ihn und erlebte aufregende, traurige Dinge mit ihm, und ich war ein gleichgültiger Schuljunge, der arbeiten sollte und nicht mitzählte. Das kränkte mich so, daß ich nicht mehr schaukeln mochte.

„Warum schaukelst du nicht?" fragte Gerda aus ihrem Traum heraus.

„Weil ich nicht will", erwiderte ich: „Weil", ich suchte nach etwas Grausamem, das ich sagen könnte:

„Weil ich nichts davon habe, dich zu schaukeln, damit du besser an deinen Went denken kannst."

„Meinen Went?" Gerda errötete wie immer, wenn sie böse war, ein warmes Zentifolienrosa, das bis zu den blanken Stricheln der Haarwurzeln hinaufstieg.

„Gewiß, ihr seid alle in diesen Affen verliebt." Es tat mir zwar leid, daß ich das sagte, aber gesagt werden mußte es.

Schweigend stieg Gerda von der Schaukel, zog ihre Schärpe zurecht, dann, sich zum Gehen wendend, bemerkte sie mit einer Stimme, die überlegen, erwachsen klang, die Gerda weit von mir fortrückte: „Weißt du, Bill, bei dem Allein-in-Fernow-Sitzen hast du recht schlechte Manieren bekommen. Es tut mir leid, daß ich mit dir gesprochen habe."

„Bitte", sagte ich trotzig.

Gerda ging. Ich blieb noch eine Weile auf der Bank sitzen. Also die einzige Freude, die ich diesen Sommer hatte, war mir auch verdorben. Nicht einmal mich ruhig zu verlieben hatte ich das Recht. Die anderen liebten und wurden geliebt, sie hatten ihre Geheimnisse und ihre Tragödien; ich hatte nur die verschimmelten Bücher. Denn, wenn Gerda sagte, ich hätte schlechte Manieren, so war das nicht einmal etwas, das man Schmerz nennen kann. Na, sie sollten sehen. Ich würde mir schon etwas ausdenken!

Während des Mittagessens versuchte ich mein Elend niederzutrinken. Das brachte wieder ein wenig Festlichkeit in mein Blut. Ich fand die lange Tafel lustig. Wenn ich an den großen Rosensträußen vorüber auf die Mädchengesichter sah, erschienen sie mir sehr weiß mit unruhigem Glanz in den Augen und zu roten Lippen. Alles zitterte vor meinen Augen. Ich mußte

lachen und wußte nicht worüber. Ich saß zwischen den beiden Marsows. Die fetten, weißen Schultern streiften meine Rockärmel. Ich glaubte die Wärme der runden Mädchenkörper zu spüren. Sie kicherten viel über das, was ich ihnen sagte.

Mein Vater hielt eine Rede. Während er dastand, die Tuberose im Knopfloch, das Sektglas in der Hand und ein wenig lächelte, wenn die anderen über seine Witze lachten, versuchte ich an die Gestalt dort im Arbeitszimmer zu denken. Aber es schien, als hätten diese beiden Gestalten nichts miteinander zu tun.

Er sprach von Vorfahren, und von der Ehe, daß sie ein beständiges Friedenschließen sei. Darüber wurde gelacht. Dann wurde es ernst. Aber — hieß es — sie ist auch ein Postament, ein Altar — „unsere Ehen", auf dem die Frau — „unsere Frauen" geschützt und heilig steht. Denn unsere Frauen sind die Blüte unserer adligen Kultur, sie sind Repräsentantinnen und Wahrerinnen von allem Guten und Edlen, das wir durch Jahrhunderte hindurch uns erkämpft. Das „unser" wurde mit einer weiten Handbewegung begleitet, welche die ganze Gesellschaft zusammenzuschließen und sehr hoch über die anderen, die nicht wir waren, emporzuheben schien. Alle hörten andächtig zu. Die alte Exzellenz nickte mit dem Köpfchen. Der alte Marsow lehnte sich in seinen Stuhl zurück, machte einen spitzen Mund und versuchte sehr würdig auszusehen. Ich fühlte selbst einen angenehmen Hochmutskitzel. Es war doch gut, zu hören, daß man seine eigene Kultur hatte. Es wurde Hoch gerufen und man stieß mit den Gläsern an. Der Schluß der Mahlzeit war für mich ein wenig verschwommen. Ich war froh, als es zu Ende war und ich auf die Veranda hinausgehen durfte.

Ich setzte mich in den Mondschein, wie unter eine Dusche. Angenehme Gedanken gingen mir durch den Kopf.

Gerda erschien auf der Veranda. Sogleich war ich bei ihr. Ich faßte das Ende ihrer Schärpe: „O, Bill, du bist es. Warum bist du hier allein?" fragte sie.

„Ich bin hier allein," begann ich, „weil ich verzweifelt darüber bin, daß wir uns gezankt haben. Wollen wir uns versöhnen. Du weißt, wie sehr ich dich liebe."

Sie trat ein wenig zurück, als wäre sie ängstlich: „Pfui, Bill," rief sie, „du hast zuviel getrunken. Schäm' dich."

Dann war sie fort. Was sollte ich tun. Sie fürchtete sich vor mir. Sie sagte pfui zu mir. Nun war alles aus. Nun hatte ich meinen großen Schmerz. Ich setzte mich auf die Bank, schlug die Hände vor das Gesicht, saß da — wie — wie er — dort im Arbeitszimmer. Weinen konnte ich nicht. Es war mehr Grimm gegen die da drinnen, was mir das Herz warm machte. Ich stieg auf die Bank und schaute durch das Fenster in den Saal.

Da saßen sie alle beieinander. Wie sie die Lippen bewegten, ohne daß ich ihre Worte hörte, wie sie den Mund aufsperrten, ohne daß ein Ton zu mir drang, das sah gespenstisch aus. Die Tante in ihrem weißen Spitzenburnus lag in der Sofaecke wie eine abgespielte Puppe, die man neu bekleidet hat. Der alte Marsow streckte sich in einem Sessel aus, sehr rot im Gesicht. Die Exzellenz saß zwischen den Marsowschen Mädchen und schnüffelte mit der spitzen Nase wie eine Maus, die Zucker wittert. Und plötzlich machten sie alle andächtige, süße Gesichter, denn im

Nebenzimmer sah ich Went am Klavier stehen. Er sang: „Sei mir gegrüßt — sei mir geküßt —", die Augen zur Decke emporgeschlagen, wiegte er sich sacht hin und her, und sein Tenor goß den Zucker nur so in Strömen aus. Wie unverschämt diese süße Stimme war! Wie sie den Raum füllte, die Leute kitzelte, daß sie die Gesichter verzogen, die Mädchen auf die feuchten, halbgeöffneten Lippen zu küssen schien. Mir war sie zuwider. Währenddessen kamen, wie Bilder einer Laterna magica, zwei Gestalten vor meinem Fenster aufeinander zu. Ellita, aufrecht und weiß, den Kopf ein wenig zurückgebogen, die Lippen fest geschlossen. Oh! Die ließ sich nicht von der schmachtenden Stimme küssen! Ellita hatte eine Art zu gehen, die ihr Kleid ganz gehorsam ihrer Gestalt machte. Es schien mir immer, als müßte der weiße Musselin warm von ihrem Körper sein. Von der anderen Seite kam mein Vater. Sie standen sich gegenüber. Er sagte etwas, lächelte, strich mit der Hand über den Schnurrbart. Sie aber lachte nicht, ihr Gesicht wurde streng, böse — sie schaute meinem Vater gerade in das Gesicht wie jemand, der kämpfen will, der nach einer Stelle sucht, auf die eine Wunde gehört. Ich fühlte es ordentlich, wie ihr Körper sich spannte und streckte. Mein Vater machte eine leichte Handbewegung, sein Ausdruck jedoch veränderte sich, er biß sich auf die Unterlippe, seine Augen blickten scharf, erregt, gierig in Ellitas Augen, grell von der Lampe beleuchtet sah ich, wie sie flimmerten, wie sie sich in Ellitas Gesicht festsogen. Sie beugte langsam den Kopf, schlug die Augen nieder, schloß sie. Sie wurde sehr bleich und stand da, demütig, als wäre alle Kraft von ihr genommen. Ich konnte das nicht mit ansehen. An alledem war etwas, das mich seltsam verwirrte. Ich trat

von dem Fenster zurück. Meine Gedanken irrten erregt um etwas herum, das ich doch nicht zu denken wagte. Gibt es so etwas? Er und sie? Er und sie? So etwas also kann man erleben — so unheimlich ist das Leben?... Da sitzen sie alle ruhig, und Went girrt sein „Sei mir gegrüßt, sei mir geküßt" — und mitten drin steht etwas Wildes — etwas Unbegreifliches.

Jetzt rauschte eine Schleppe. Ellita kam durch die offene Glastür die Stufen herab. „Elitta", mußte ich sagen.

„Du, Bill?" fragte sie: „Bist du hier allein? Komm, gehen wir hinunter."

Sie legte wieder ihren Arm um meine Schulter und wir gingen die Lindenallee hinab. Ellita sprach leise und mit fliegendem Atem: „Warum gehst du von den anderen fort? Bist du traurig? Hat dir jemand etwas getan? Sag'? Ist Gerda schlecht mit dir gewesen? Du liebst doch Gerda, nicht? Ja, lieb sie nur; es ist ja gleich, was geschieht! Das kann dir keiner verbieten. Gerda wird wieder gut werden, das arme Kind."

Die leise, klagende Stimme rührte mich, erfüllte mich mit Mitleid mit mir selber. Die Tränen rollten mir über die Wangen. „Weinst du, kleiner Bill?" fragte Ellita. Es war so dunkel in der Allee, daß sie nicht sehen konnte. Mit ihrer kühlen Hand fuhr sie leicht über mein feuchtes Gesicht: „Ja, du weinst. Das schadet nichts. Weine nur. Hier sieht er uns nicht. Hier brauchen wir nicht tenue zu haben."

Schweigend gingen wir einige Schritte weiter. Hier und da huschte ein wenig Mondlicht durch die Zweige über Ellitas Haar, über das weiße Kleid, ließ den Ring an ihrem Finger, das kleine Diamantschwert an

ihrer Brust aufleuchten, und dann wieder die weiche Finsternis voll Duft und Flüstern. Am Ende der Allee stand die alte Steingrotte, eine halbverfallene kleine Halle, die der Mond mit den sich sachte regenden Blätterschatten der Ulme füllte.

„Hast du mich Bolero tanzen sehen?" fragte Ellita plötzlich. „Komm, ich tanze dir vor."

Ich setzte mich auf die Steinbank in der Grotte, und Ellita, mitten unter dem Blätterschatten, tanzte lautlos auf ihren weißen Schuhen, an denen die Schnallen im Mondschein aufblitzten. Sie warf die Arme empor, bog den Kopf, als hielte sie Trauben in die Höhe, und die halbgeöffneten Lippen dürsteten nach ihnen. Oder sie warf einen unsichtbaren Mantel stolz um die Schultern oder pflückte unsichtbare Blumen; alles mit dem weichen, rhythmischen Biegen des Körpers, den die Musselinschleppe wie eine weiße Nebelwelle mit ganz leisem Rauschen umfloß. Schweigend und eifrig tanzte sie. Ich hörte, wie sie schneller atmete. Das war geisterhaft, unwirklich. Alle Aufregung verstummte in mir. Es war mir, als sei ich weit fort, an einem Orte, den ich aus irgendeinem Traume kannte, jetzt blieb sie stehen, strich sich das Haar aus der Stirn und lachte: „Sieh so. Das war gut. Jetzt gehen wir wieder zu den anderen. Jetzt haben wir wieder tenue."

Während wir dem Hause zugingen, sprach Ellita wieder ruhig und ein wenig gönnerhaft wie sonst. Drinnen im Saal lächelte sie Went an und sagte: „Hast du dich ausgesungen, mein Lieber?" —

Zu Hause, in meinem Zimmer, fühlte ich mich bange und erregt. Das Leben erschien mir traurig und verworren. Schlafen konnte ich nicht. Aufdringliche und aufregende Bilder kamen und quälten mich. Die

Nacht war schwül. Regungslos und schwarz standen die Bäume im Garten. In der Ferne donnerte es. Unten im Park sang Marguſch wieder ihre ruhige, ein wenig schläfrige Klage. Diese Stimme tat mir wohl. Ich wollte ihr nahe sein, mich von ihr trösten lassen, die Augen schließen und nichts denken als: rai — rai — rah.

Ich stieg aus dem Fenster und ging der Stimme nach. Über der Wiese stand ein schwarzer Wolkenstreifen, in dem es sich golden vom Wetterleuchten regte. Zuweilen schüttelte ein warmer Wind die Kronen der Linden. Am Teich unter den Weiden fand ich Marguſch. Das große, blonde Mädchen kauerte auf dem Rasen, hatte die Arme um die Knie geschlungen, wiegte sacht den runden Kopf und sang, eintönig, als säße sie an einer Wiege:

„Näh' ein Hemden auf der Weide,
Meß es an dem Eichenstamm.
Ach mein Liebster, wachse, wachse,
Wie die Eiche grad und stramm!
Rai —rai — rah . . ."

Ich kam leise heran und hockte neben ihr nieder. Sie schreckte ein wenig zusammen, dann sagte sie: „Gottchen, der Jungherr!"

„Ja, Marguſch, sing' weiter."

Marguſch schaute ruhig und müde über den Teich hin und zog die Knie fester an sich. „Ach!" meinte sie, „wozu ist das Singen gut! Warum schlafen Sie nicht, Jungherr?"

„Ich konnte nicht. Ich wollte nicht allein sein. Ich hörte dich singen, da kam ich."

Marguſch seufzte: „Ja, ja, den Herrschaften geht es auch nicht immer gut. Alle haben was. Der Herr

gibt nu auch sein Fräulein fort. Was kann man machen."

„Sein Fräulein", das klang in dem Munde dieses Mädchens wie eine klare, melancholische Geschichte, eine Geschichte, wie die zwischen Jakob und Marguſch. „Jeder hat was." Ich drückte mich nah an Marguſch heran. Dieser heiße Mädchenkörper schien mir Schutz zu geben vor allem Unheimlichen, das mich quälte. Sie lächelte, legte ihren schweren Arm um mich, wiegte mich langsam hin und her und wiederholte: „Unser Jungherr is traurig, unser Jungherr is traurig." Dunkle Wolkenfetzen zogen über den Mond. Der Teich wurde schwarz. Die Frösche schwiegen, nur ab und zu ließ einer sich vernehmen, als riefe er jemanden.

Marguſch streichelte meinen Arm: „Unser Jungherr is traurig." Erregt und fiebernd klammerte ich mich an den warmen, ruhenden Mädchenkörper fest. Da gab sie sich mir hin, gutmütig und ein wenig mitleidig.

Es war finster geworden. Ein feiner Regen begann in den Weiden und im Schilf zu flüstern.

„Es regnet," sagte Marguſch, „man muß heimgehen."

Ich weigerte mich. Nur nicht in das Haus gehen, nur nicht allein sein! So saßen wir eng umschlungen da. Marguſch summte leise vor sich hin. Es begann zu dämmern. Enten hoben sich aus dem Teich und flogen mit pfeifendem Flügelschlage dem See zu. Auf der anderen Seite des Teiches ging eine dunkle Gestalt die Allee hinauf dem Hause zu.

„Der gnädige Herr", flüsterte Marguſch. „Der ist oft nachts draußen. Dort unten spaziert er auf und ab. Der kann auch nicht schlafen."

Um die Mittagsstunde, als der Hof voll grellen Sonnenscheins lag, schlenderte ich langsam dem Stalle zu. Ich war müde, hatte Lust zu nichts, da war es das beste, zuzusehen, wie Kaspar die Pferde putzte, das beruhigt und strengt nicht an. Am Stallteich stand Marguscha und wusch einen Eimer.

„Nun, Marguscha", sagte ich und blieb stehen. Sie hob den Kopf und sah mich mit den glasklaren Augen gleichgültig an.

„Heiß is'", bemerkte sie.

„Aber vorige Nacht —" setzte ich leise hinzu.

Sie lächelte matt, seufzte und beugte sich wieder über ihre Arbeit.

Mein Vater kam aus dem Stall, er sah flüchtig zu mir herüber und wandte den Kopf ab.

Später, während des Mittagessens, als Konrad hinausgegangen war, hielt mein Vater sein Portweinglas in der Hand und sagte, eh er trank, das war immer der Augenblick, in dem er unangenehme Dinge vorbrachte: „Sich hier mit den Bauernmädchen einzulassen, ist nicht empfehlenswert." Ich errötete. Mein Vater trank und fuhr dann fort, indem er an mir vorbei zum Fenster hinaussah: „Abgesehen davon, daß diese Dinge für dich nicht zeitgemäß sind, du sollst nur deine Studien im Auge haben, so finde ich, daß Affären mit diesen Mädchen die Instinkte und Manieren vergröbern." Eine peinliche Pause entstand. Mein Vater sann vor sich hin, dann sagte er, wie aus seinen Gedanken heraus: „Mein Freund in Konstantinopel sagte gern" — Natürlich! dachte ich, wo ein unangenehmes Beispiel nötig ist, da hat der alte Türke es gegeben! „Er sagte, er sei nur deshalb der feine Weinkenner geworden, der er ist, weil er wegen des Verbotes seiner Religion in der Jugend

sich die Zunge nicht mit schlechten Weinen verdorben habe."

Ich verstand sehr wohl, was der alte Türke meinte, nur schien es mir wunderlich, daß mein Vater das zu mir sagte. Es machte mich verlegen. Ob er das merkte? Jedenfalls tat er den Ausspruch, als er die Tafel aufhob: „Du bist jetzt in dem Alter, in dem man mit dir über diese Dinge vernünftig reden kann, hoffe ich."

Das ließ sich hören.

Ich hatte Erlaubnis erhalten, mit Went auf die Rehpirsch zu gehen. Wir zogen gleich nach Mitternacht in den Wald und saßen bei einem Feuer auf. Der Waldhüter schnarchte unter einem Wacholderbusch. Went hüllte sich in seinen grauen Mantel, lehnte sich an den Stamm einer Tanne und blickte nachdenklich in das Feuer. Ich streckte mich behaglich in das Moos hin. Die Freude auf die Jagd war so stark, daß sie mich all meine Aufregungen vergessen ließ. Um uns herum war es sehr dunkel. Die heimlichen Töne des Waldes gingen unter den großen, stillen Bäumen hin, ein leichtes Knacken, ein vorsichtiges Gehen, ein plötzliches Flügelrauschen. Sehr ferne riefen zwei Käuzchen sich klagend an.

„So ist's doch gut?" fragte ich zu Went hinüber, „im Walde ist alles gleich."

„Was ist gleich?" fragte Went streng zurück.

Ich hätte gewünscht, Went wäre heiter und kameradschaftlich gewesen, statt tragisch und erhaben zu sein. Gut sah er übrigens aus, wie er in das Feuer starrte.

„Du, Went," begann ich wieder, „wie ist es eigentlich, wenn man so aussieht wie du, so — daß alle Weiber sich in einen verlieben?"

„Teufel, Kleiner, was du dir für Gedanken machst." Jetzt lächelte Went, und das wollte ich. „Gehört das auch zu den Examenarbeiten?"

„Das Examen hat hierbei nichts zu tun —" sagte ich gereizt, „man kann auch an die Weiber denken, wenn man nicht das Examen gemacht hat. Alle denken an Weiber."

„Alle?"

„Ja alle."

„Dumm genug", bemerkte Went.

„Das ist so," fuhr ich fort, „ich habe das früher nicht gewußt, aber jetzt..."

Went schaute mich ironisch an: „Der Aufenthalt hier ist, scheint es, für deine Erziehung bedeutungsvoll."

Ich errötete, ich hatte damals diese dumme Angewohnheit und sagte heftig: „Denkst du auch schon über meine Erziehung nach. Das fehlt noch!"

„Trinken wir einen Kognak, Alter", besänftigte mich Went. Er holte seine Flasche hervor und trank zwei Kognaks schnell hintereinander. „So, das ist gut und macht keine Umstände. Da", meinte er befriedigt und reichte mir die Flasche. Wie gequält er dreinschaute! Er tat mir leid. Während ich mir den Kognak eingoß, tat ich den Ausspruch: „Ja, es ist gut, daß wir uns nicht darüber zu quälen brauchen, ob der Kognak auch von uns ausgetrunken sein will, ob er das liebt. Uns schmeckt er eben."

Das gefiel Went nicht. Er kehrte mir den Rücken zu und brummte: „Unsinn! Schlafe lieber."

Ich aber wollte mich unterhalten. „Du — Went, sag', es muß ganz fein sein, Soldat zu sein?"

Das regte ihn auf, er wurde heftig.

„Hol der Teufel das Soldatsein. Sei froh, daß du keiner bist."

„Warum?"

„Weil, Gott! Weil einen das sentimental macht!"

„Sentimental?" fragte ich. „Ich wüßte nicht, daß das für den Krieg nötig ist."

„Mit dir kann man nicht vernünftig reden," fuhr mich Went an, „Krieg? Wo ist denn Krieg? Natürlich sentimental", seine Stimme klang, als zankte er sich mit jemandem. „Mit dem Dienst und den Rekruten und alldem, kommt dann so was, das nach Sentiment aussieht, so fallen wir jedesmal darauf herein. Man weiß nicht, wie man das anfassen soll. Ihr anderen hier habt Zeit, ihr könnt auf euren Gefühlen sitzen wie die Henne auf ihren Eiern, und werdet ihr so — so —, kein Teufel kann das verstehen." Nach diesem Ausbruch schloß er die Augen und tat, als schliefe er. Ich schlang meine Arme um meine Knie und starrte in das Feuer.

In letzter Zeit hatte ich wunderliche Dinge erlebt, unheimliche und unverständliche. Wenn ich Went etwas davon sagte, würde er nicht mehr so ruhig daliegen. Seltsam ist es, wie ein Mensch von dem anderen nichts weiß, und doch sitzt und lauert in dem einen Menschen gerade das, was dem anderen Schmerz bereiten kann. Das war eine Erkenntnis, die mir in jener Stunde plötzlich kam und mich ergriff, wie es in den Jahren zu geschehen pflegt. Es ist wie hier im Walde. Ich sitze auf dem kleinen, hellen Fleck. Um mich ist die Nacht ganz schwarz und voll von dem Knistern und Gehen unsichtbarer Wesen. Jeden Augenblick kann aus dem Dunkel etwas hervortreten, etwas Entsetzliches. Warum ist das so? Meiner jungen Seele tat es weh, diese Luft zu atmen, die voll

drohender, unverstandener Schmerzen liegt. Ich drückte mich fest an den dicken Tannenstamm, legte die Hand auf seine taufeuchte Rinde. Diese Stillen hatte ich immer gern gehabt. Wenn auf der Treibjagd so eine alte Tanne mit ihren schwer niedergebogenen Zweigen und grauen Bärten dastand und mich vor dem Wild oder das Wild vor mir verbarg, da hatte ich sie als eine der großen Unparteiischen des Waldes empfunden, vornehm und kühl. Daran zu denken, beruhigte mich jetzt. Ich konnte mich darüber freuen, daß mir so tragische und seltsame Gedanken kamen. Ich war doch ein ganzer Kerl. Das vermutete wohl keiner hinter dem kleinen Bill. Wenn Gerda das wüßte, die würde mich dann anders anschauen!

Es dämmerte bereits. Aus den Föhrenwipfeln flogen die Krähen aus und riefen einander ihre heiseren Nachrichten zu. Es war Zeit aufzubrechen. Ich weckte den Waldhüter, weckte Went. „Nu geht's los", rief ich ihm zu. „Schon!" sagte Went, gähnte und blickte mißmutig in den aufdämmernden Morgen. Also nicht einmal die Aussicht auf einen Bock konnte ihn aufrichten. Dann stand es schlimm mit ihm.

Köstlich war es, leise und schweigend durch den Wald zu schleichen. An einer kleinen, sumpfigen Waldwiese nahm ich meinen Stand. Das Gras war grau von tauschweren Spinnweben. Eine Wasserratte schlüpfte durch die Halme, sprang mit leisem Geplätscher in die Wasserlöcher, kam mir ganz nahe. Sie hielt mich wohl für einen Baum, und das schmeichelte mir. Dann plötzlich standen zwei Rehe auf der Wiese, eine große Ricke und ein kleiner Bock. Die Ricke äste ruhig und sorgsam, den Kopf niedergebeugt, langsam vorwärtsgehend. Der kleine Bock war zerstreut, hob häufig den Kopf, schüttelte ihn, machte

kleine Sprünge. Vom Waldrand kam ein großer alter Bock herangetrabt. Ich sah deutlich sein ärgerliches, verbissenes Gesicht. Er begann sofort den jungen Bock zu jagen. Als dieser auf mich zusetzte, schoß ich. Ich hörte noch den alten Bock bellen. Der Kleine lag da und bewegte schwach die Läufe, wie steife, rote Bleistifte. Ich ging zu ihm, streichelte sein blankpoliertes Gehörn. Die Oberlippe war ein wenig hinaufgezogen. Das gedrungene, kindliche Gesicht sah aus, als lächelte es verschmitzt.

Als Went kam, war er verstimmt. Mein Schuß hatte auf der anderen Wiese seinen Bock verscheucht. Er sagte mir unangenehme Dinge, weil ich nicht den stärkeren Bock geschossen hatte, und wir zankten uns tüchtig auf dem Heimwege. Das verdarb mir die Freude. Mit müden, verdrossenen Augen sahen wir in die Sonne, die mit großem Aufwande von rosa Wolken und rotgoldenem Lichte über dem gelben Brachfelde aufging.

Nun kam eine stille Zeit. Die Leute klagten über zu große Trockenheit und fürchteten für die Wintersaat. Im Garten begannen die Stockrosen und Georginen zu blühen, und es roch nach Himbeeren und Pflaumen. Blauer Dunst lag über den Hügeln. Die Gänse wurden auf die Stoppeln getrieben. Davon, daß ich nach Warnow fahren sollte, war nie die Rede. Meinen Vater sah ich nur zu den Mahlzeiten. Sein Gesicht erschien mir grau und müde, er sprach wenig. Fiel sein zerstreuter Blick auf mich, so fragte er wohl: „Nun, wie geht es mit den Studien?" aber die Antwort schien ihn nicht zu interessieren. Seine Gegenwart hatte für mich nicht mehr das Aufregende, das sie gehabt hatte. In diesen Tagen mit dem gleichmäßig blauen Himmel, dem gleichmäßig grellen

Sonnenschein, den gleichmäßigen Geräuschen der Landwirtschaft, verlor alles an Interesse und Farbe. Ich hörte, in Warnow würde gepackt, die Möbel seien schon mit weißen Bezügen bedeckt. Nächstens sollte die ganze Familie abreisen. Auch das noch! Marguschen sang nicht mehr im Park. Ich sah sie mit Jakob an der Schmiede stehen und lachen. Mir blieben die Bücher. Ich lag auf der Heide und studierte. Das ἀχτὶς ἀελίου der Antigone verschmolz untrennbar mit dem Schnattern der Gänse, dem Dufte der sonnenheißen Wacholderbüsche. Antigone sah wie Ellita aus und die ängstliche Ismene wie Gerda. Ach! Nicht einmal zu einem ordentlich verliebten Gefühle brachte ich es in dieser Zeit! Und kam der Abend, schlugen die Stalljungen mit den Milchmädchen sich in die Büsche, klang fern von der Wiese eine Harmonika herüber, dann fieberte all das unverbrauchte Leben in mir und ich fluchte darüber, daß all die hübschen und heimlichen und die furchtbaren und erregenden Dinge nur für die anderen da waren.

Schweres, rotgoldenes Nachmittagslicht floß durch die Parkbäume. Ich saß hoch oben auf einer alten Linde, die ihre Äste zu einem sehr bequemen Sitz zusammenbog. Der Baum war voll von dem Summen der Insekten wie von einem feinen, surrenden Geläute. Das machte schläfrig. Ich schloß die Augen. Unten auf dem Kiesweg wurden Schritte laut. Faul öffnete ich halb die Lider. Ellita und mein Vater kamen den Weg entlang. Ellita trug ihr blaues Reitkleid und den kleinen, blanken Reithut. Mit der Rechten hielt sie ihre Schleppe, in der Linken die Reitpeitsche, mit der sie nach Kümmelstauden am Wege schlug. An der Ulme, mir gegenüber, blieben sie stehen. Ellita lehnte sich an den Baum. Ihre Wangen waren gerötet. Ja)

sah es gleich, daß sie böse war. Die kurze Oberlippe zuckte hochmütiger denn je.

„Gut, ja. Ich gehorche dir, du siehst es", begann sie.

Mein Vater stützte sich mit der Schulter leicht gegen ein Birkenstämmchen, kreuzte die Füße und klopfte nachdenklich mit seinem Stöckchen auf die Spitzen seiner Stiefel, jetzt neigte er den Kopf und sagte höflich: „Du weißt, wie sehr ich dir dafür danke."

„Oh! Du hast mich wunderbar erzogen," fuhr Ellita fort, „das hast du wunderbar gemacht! Als du wolltest, daß ich das einsame, kleine Mädchen vom Lande sein soll, das nur an dich denkt und auf dich wartet, da war ich es. Und jetzt soll ich wieder — wie sagtest du doch — ‚die Blüte der adligen Kultur' — so war es — also — die Blüte der adligen Kultur sein, gut — ich bin es."

Mein Vater nahm seinen Strohhut vom Kopfe und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er fing an zu sprechen, mit leiser, diskreter Stimme, als führe er eine Unterhaltung an einem Krankenbette.

„Ich komme jetzt nicht in Betracht. Nur du. Ist es dir ein Bedürfnis, mir all das zu sagen, mir Vorwürfe zu machen, bitte, tue es. Nur geh den vorgeschriebenen Weg weiter... nur das."

„Ich will keine Vorwürfe machen", sagte Ellita heftig. „Warum ließest du mich nicht weiter hier einsam sitzen? Ich hätte weiter auf dich gewartet und wäre schlecht gegen Mama und Gerda gewesen und hätte mich um das dumme Geld gesorgt, das nie da ist, wenn man es braucht... und, wenn du dann kamst, hätte ich geglaubt, ‚das ist das höchste Glück' — schlecht sein —, mit dir schlecht sein, glaubte ich, sei groß..."

„Sag' es nur heraus", warf mein Vater ein und schaute wieder auf seine Stiefelspitzen.

„Gewiß," fuhr Ellita fort, „darum hätte ich dir keine Vorwürfe gemacht. Aber jetzt, wo all das nur eine häßliche Inkorrektheit sein soll, die vertuscht wird, jetzt schäme ich mich. Wie deine Nippfigur komme ich mir vor, die du wieder in den Salon auf die Etagere zurückstellst —, sie soll wieder ihre Pflicht tun, repräsentieren."

„Sehr hübsch", bemerkte mein Vater und lächelte matt. Das brachte Ellita noch mehr auf: „Du siehst, ich habe von dir und deinem alten Türken gelernt, Vergleiche zu machen. Ach, wie das alles häßlich ist! Was ging es dich an, was aus mir wurde. Wenn ich in den Parkteich gegangen wäre wie Mamas kleine Kammerjungfer um den neuen Gärtner, das wäre schöner gewesen als all dies jetzt."

Mein Vater zuckte die Achseln. „Ich glaube," sagte er, „du und ich sind zu gut erzogen, um in ein Drama hineinzupassen." Da hob Ellita ihre beiden Arme empor, die Augen flammten, zwei große Tränen rannen ihre Wangen herab: „Gott, wie ich sie hasse, alle diese Worte — — nicht wahr, ich muß auf ein Postament — und bin ein Kunstwerk — und eine Kulturblüte, ich kenne deinen Katechismus gut. Wie ich das hasse!"

Gott! Wie schön sie war! Mein Vater schien das auch zu sehen. Er blickte sie einen Augenblick mit gierigen, flackernden Augen an, wie an jenem Abend in Warnow. Dann sagte er leise und sanft: „Es schmerzt mich, dich leiden zu sehen. Das geht vorüber. Du bist von denen, die sicher ihren Weg gehen, wie — wie Nachtwandlerinnen —, die dabei vielleicht auch ein wenig wild träumen."

„Und ich könnte mich peitschen, dafür, daß ich von denen bin", antwortete Ellita und schlug mit der Reitgerte gegen ihr Knie. „Und dann — er — der arme Junge — er liebt mich doch?"

„Ehre genug für ihn", meinte mein Vater.

„Du bist sehr genügsam für andere!" höhnte Ellita.

Er lächelte wieder sein müdes Lächeln: „Gott! Ja — jetzt kommst nur du in Betracht."

„Das klingt ja fast, als ob du mich noch liebtest?"

Mein Vater zuckte schweigend die Achseln. Sie schwiegen beide, Ellita ließ ihre Arme schlaff niedersinken, wie ermüdet, und müde klang auch ihre Stimme, als sie kummervoll sagte: „Wozu? Jetzt ist ja alles gleich. Ich tu ja, was du willst. Das ist nun alles vorüber."

„Ich danke dir, Kind", die Stimme meines Vaters klang wieder metallig und warm. „Wenn du nur in Sicherheit bist — wenn sie dir nichts tun dürfen, nur das." Er trat jetzt ein wenig vor, eine flüchtige Röte auf Schläfen und Wangen: „Ich danke dir dafür, Kind — und — auch für — für das, was hinter uns liegt... für das letzte Glück — das du einem alternden Manne gabst — —" Jetzt zitterte seine Stimme vor Erregung — er breitete die Arme aus. Ellita drängte sich fester an den Baum, sie reckte sich an ihm hinauf — bleich bis in die Lippen: „Rühr' mich nicht an, Gerd!" stieß sie leise hervor, und die rechte Hand mit der Reitgerte hob sich ein wenig. Mein Vater trat zurück, bückte sich, hob den Handschuh, der ihr entfallen war, von der Erde auf und überreichte ihn ihr. Dann schaute er nach seiner Uhr und sagte ruhig: „Es wird spät. Du mußt sehen, daß du vor dem Gewitter nach Hause kommst, denn wir kriegen es heute doch endlich."

„Ja — gehen wir —" meinte Ellita.

Sie gingen wieder den Weg zurück. Wie friedlich und höflich diese beiden Gestalten nebeneinander herschritten; Ellita mit ihrem sachte wiegenden Gang, schmal und dunkel in dem Reitkleide, mein Vater ein wenig seitwärts gewandt, um sie beim Sprechen ansehen zu können; dabei machte er Handbewegungen, die seine hübschen Hände zur Geltung brachten.

Still auf meinem Aste zusammengekauert, blieb ich auf der Linde sitzen. Zuerst hatte ich das Gefühl eines Kindes, das sich fürchtet, bei einem Unrecht ertappt zu werden. Gedanken hatte ich nicht — Bilder kamen, begleitet von einer schmerzhaften Musik des Fühlens: das schöne, aufrechte Mädchen am Baum, das tränenfeuchte, böse Gesicht, die erhobene Hand mit der Reitgerte... und der Mann mit dem kummervoll gebeugten Kopfe... ich hörte die leise, heiße Stimme... davon kam ich nicht los. Mit dem Herren, der zu Hause sagt: Mais c'est impossible, comme il mange, ce garçon, mit Ellita, die wohlerzogen mit meinem Vater über die Landwirtschaft spricht, hatten diese beiden nichts gemein. Ich wollte gar nicht mehr von der Linde herunter. Die Welt da unten erschien mir jetzt unheimlich verändert und unsicher. Die Sonne sank tiefer. Die Linde stand voll roten Lichtes. Dann zog das Gewitter auf. Einzelne Tropfen klatschten auf die Blätter, die für Augenblicke schwarz und zitternd im blauen Lichte der Blitze standen. Im Garten hörte ich Konrads Stimme: „Jungherr — hu — hu!" Er rief zum Abendessen. Das gab es also noch wie immer. Widerwillig kletterte ich hinunter. Der Regen war stärker geworden und eine Fröhlichkeit kam mit ihm über das müde Land. Alles duftete und bewegte sich sacht. Im Hof standen die Leute vor den

Ställen und blickten lächelnd in das Niederrinnen. Die Mägde stapften mit nackten Füßen in den Pfützen umher und kreischten.

Im Eßzimmer, unter der großen Hängelampe, war der Tisch wie gewöhnlich gedeckt. Mein Vater ging im Zimmer auf und ab und sagte freundlich, als ich eintrat: „Nun, dich hat der Regen noch erwischt."

Wir aßen die wohlbekannten kleinen Koteletts mit grünen Erbsen. Alles war wie sonst, als sei nichts geschehen. Ich dachte an ferne Kinderjahre, in denen das Kind deutlich in den dunklen Ecken unheimliche Gestalten sah, während die Erwachsenen unbekümmert sprachen und an den unheimlichen Ecken vorübergingen, als ob nichts dort stünde.

Mein Vater sprach vom Regen, von der Wintersaat, von der Abreise der Warnower. Er sprach ungewöhnlich viel und mit lauter, heiterer Stimme. Sein Gesicht war bleich und die Augen glitzerten blank und intensiv graublau. Er goß sich reichlich Portwein ein und seine Hand zitterte ein wenig, wenn er das Glas nahm. Als der Inspektor kam, wollte ich mich fortschleichen. Das Sitzen hier war mir eine Qual. Ich wollte zu Bette gehen. Vielleicht, wenn ich still im Dunkeln lag, konnte ich mich selbst als tragisch und wunderbar empfinden. Mein Vater jedoch sagte: „Bleib noch ein wenig, Bill, wenn du nicht zu müde bist." Gehorsam setzte ich mich wieder. Der Inspektor ging. „Trink einen Tropfen", sagte mein Vater und schob mir ein Glas hin. Dann schwiegen wir.

Es schien nicht, als hätte er mir etwas Besonderes mitzuteilen. Er dachte wohl über ein Thema nach. Als er endlich zu sprechen begann, war von Pferden, von dem neuen Schmied, dann von meinen Studien

die Rede. Das hatte ich erwartet! Das schien ihn auch zu interessieren, er biß sich daran fest, pflegte seinen Stil. „Na, und wenn du dann das Examen hinter dir hast," hieß es, „dann tritt also die Wahl eines Studiums an dich heran. Es ist wohl diese oder jene Wissenschaft, die dich besonders anzieht: Ja! Aber meiner Ansicht nach darf das nicht bestimmend sein. Gott! Unseren Neigungen entlaufen wir ohnehin nicht. Von Anbeginn muß ein Studium gewählt werden, das sozusagen als neutraler Ausgangspunkt dienen kann, von da aus kann dann zu dem, was wir sonst wissen und erleben wollen, übergegangen werden. In unserer Familie ist die Jurisprudenz traditionell. Ein ruhiger, kühler Ausgangspunkt, der sowohl zu anderen Wissenschaften wie zum praktischen Leben die Wege offen läßt." Er sprach so fließend und betonte so wirksam, als hielte er eine Rede in einer Versammlung. Dabei sah er über mich hinweg, als stünde die Versammlung hinter mir. Es war recht unheimlich!

„Vor allem", fuhr er fort und erhob die Stimme, „müssen wir von vornherein wissen, welch eine Art Leben wir leben wollen. Bei einem Hause, das wir bauen, entscheiden wir uns doch für einen Stil, machen einen Plan, nicht wahr? Na also! Wir bauen ein Haus, das einen besonderen Stil hat. Gut!" Er schnitt mit der flachen Hand durch die Luft, um vier unsichtbare Wände auf den Tisch zu stellen, dann wölbte er eine unsichtbare Kuppel über die unsichtbaren Wände: „Bin ich mir einmal des Stiles bewußt, dann kann ich an Ornamenten, Grillen, Liebhabereien manches wagen, denn ich werde all das mit dem Ganzen in Einklang zu bringen wissen. Weil ich mir des Stilgesetzes bewußt bin, kann ich jede Kühnheit wagen, ohne den Bau zu verderben."

Nun begann er mit der Hand an das Haus auf dem Tische die wunderlichsten Balkons zu kleben, zog Galerien die Wände entlang. „Irrtum ist Stillosigkeit", rief er und funkelte mit den Augen die Versammlung hinter mir an. „Das ist es! Jede architektonische Waghalsigkeit ist erlaubt, wenn wir sie schließlich mit den großen, edlen Linien des Ganzen in Einklang zu bringen verstehen." Er sann ein wenig vor sich hin, schien das Haus auf dem Tische zu betrachten, versuchte hier und da noch einen Balkon anzubringen. Das gefiel ihm jedoch nicht recht. „Und dann", versetzte er langsam, „können wir auch genau den Zeitpunkt bestimmen, wenn es fertig ist, wenn es geschmacklos wäre, noch etwas hinzuzutun. Nur an stillosen Baracken kann man immer wieder anbauen. Unser Haus weiß, wann es fertig ist. Er schlug mit der Hand auf den Tisch, mitten in das unsichtbare Haus hinein, als wollte er es zerdrücken, er lächelte dabei, nahm sein Glas, und während des Trinkens schaute er über sein Glas hin die Versammlung hinter mir an, trank ihr zu. Als er das Glas wieder niedersetzte, kam eine Veränderung über ihn. Er sank ein wenig in sich zusammen, das Gesicht wurde schlaff und alt und die Hand klopfte müde und sanft die Stelle, auf der sie das Haus eingedrückt hatte. Als er mich ansah, war das flackernde Licht in seinen Augen erloschen. Er lächelte ein befangenes, fast hilfloses Lächeln. „Ja, mein Junge," sagte er und es schien mir, daß seine Zunge ein wenig schwer war, „du sagst nichts. Was meinst du zu all dem?"

Oh! Ich meinte nichts! Ich hatte die ganze Zeit über dem Redner mit unsäglichem Grauen gegenübergesessen. Jetzt mußte ich etwas sagen und ich sagte etwas Sinnloses, über das ich mich wunderte, wie

wir uns im Traume über das wundern, was wir sagen.

„Ja — aber — der Turm von Pisa", bemerkte ich.

Mein Vater schien nicht weiter erstaunt. „Der!" meinte er nachdenklich, „der ist soweit ganz hübsch. Weil er schief ist, meinst du? Ja, da hat er Unrecht. Wenn man schief steht, soll man umfallen, das wäre logischer. Aber — Gott! Das ist seine Sache!" Über diesen Gedanken lachte er leise in sich hinein und sah mich von der Seite an, als seien wir im Einverständnis. Ich lachte auch, aber ich war mir selber so unheimlich wie mein Vater. Am liebsten hätte ich mich von beiden leise fortgeschlichen. „Ich bin müde", brachte ich tonlos heraus.

„Müde?" wiederholte mein Vater, ohne aufzusehen. „Das kann schon sein. Gute Nacht..." Dann bekam die Stimme wieder etwas von ihrem gewohnten Klange, als er hinzufügte: „Morgen dürfen die Studien nicht vernachlässigt werden."

Wenige Tage später fuhren wir am Nachmittag zur Eisenbahnstation, um von den Warnowern Abschied zu nehmen. Mich regte das an. Daß die Mädchen fortreisten, war traurig, aber man wußte doch, warum man traurig war. Es würde geweint werden, man würde sich umarmen, hübsche, rührende Dinge sagen. Wie würde Ellita sich benehmen? Was würde er tun? Ich würde doch wieder ein wenig bewegte Dramenluft atmen dürfen. Später konnte ich dann ehrlich unglücklich sein, vielleicht konnte ich dichten.

Im Wartesaal war die ganze Familie versammelt. Die Tante weinte. „Ach, Gerd!" rief sie. „Und du, mein kleiner Bill, jetzt geht es an das Scheiden." Cheri kläffte unausgesetzt. Die Mädchen, in ihren

grauen Sommermänteln, graue Knabenmützen auf dem Kopf, saßen auf den Bänken, die Hände voll Warnower Blumen. Ich setzte mich zu ihnen, wußte aber nichts zu sagen. Went rannte hin und her, um das Gepäck zu besorgen. Mein Vater sprach mit der Tante vom Umsteigen. Die Zeit verging, ohne daß etwas Besonderes getan und gesagt wurde. Ja, alle schienen heute verstimmter und alltäglicher denn je zu sein.

Endlich ging es an das Abschiednehmen. Da kam ein wenig Schwung in die Sache. Gerda küßte mich. „Wenn wir uns wiedersehen," sagte sie, „wollen wir wieder lustig sein, armer Bill." Das trieb mir die Tränen in die Augen. Ich hörte meinen Vater etwas sagen. Ellita lachte. Er hatte wohl einen Witz gemacht. Dann saßen sie alle im Wagen. Wir standen auf dem Bahnsteig und nickten ihnen zu. Zu sagen hatte man sich nichts mehr.

Mit einem widerlichen Gefühl der Leere und Enttäuschung blickte ich dem abfahrenden Zuge nach. Das war wieder nichts gewesen! Melancholisch pfiff ich vor mich hin. Der Stationsvorsteher stand mitten auf den Schienen und gähnte in den gelben Nachmittagssonnenschein hinein. Als seine dicken Enten langsam an mir vorüberzogen, nahm ich kleine Steine und warf nach ihnen. Das tat mir wohl.

„Wer wird nach Enten mit Steinen werfen?" sagte der Stationsvorsteher ärgerlich. Am liebsten hätte ich ihn selbst mit Steinen beworfen!

„Fahren wir?" fragte Konrad.

Ich ging in den Wartesaal, nach meinem Vater zu sehen. Da stand er und spritzte sich mit einer kleinen, goldenen Spritze etwas in das Handgelenk.

Als ich kam, steckte er hastig die Spritze in die Westentasche und ließ sein goldenes Armband klirrend über das Handgelenk fallen. „Wieder die Migräne", meinte er.

Auf der Heimfahrt kutschte er selbst. Ich wunderte mich darüber, daß er den Blessen heute durchließ, daß er nicht zog und alles dem Braunen überließ. Gesprochen wurde anfangs nichts. Ich dachte daran, daß Gerda mich geküßt hatte. So etwas kann man lange Zeit immer wieder denken. Eine gute Einrichtung für einen, der gezwungen war, so freudlos zu leben wie ich.

Plötzlich wandte sich mein Vater zu mir. Er lächelte ein gütiges, sehr jugendliches Lächeln, wie damals, als er im Garten Ellita den Handschuh aufhob. „Na," sagte er, „dir ist wohl auch ein bißchen trüb zumute?" Ich wunderte mich über das „auch". Er lachte: „Ja, das verstehen sie alle famos, hinter sich so — so 'ne Leere zu lassen — ha — ha. Das haben sie so an sich." Er knallte mit der Peitsche. „Da bleibt nun nichts anderes übrig, als sich fleißig an die Studien zu machen." Der Anfang der Betrachtung war hübsch gewesen und hatte mich gerührt. Schade, daß der Schluß so trivial war!

Faul und mißmutig ging ich einige Tage umher. Ich war traurig, aber ohne sentimentalen Genuß. Wenn ich daran dachte, daß dort, wo die Mädchen — die anderen waren, das Leben bunt und ereignisvoll weiterging und ich das alles versäumte, dann bekam ich Wutanfälle und schlug mit dem Spazierstock den Georginen die dicken roten Köpfe ab. Meinen Vater sah ich wenig. Zu den Mahlzeiten war er oft abwesend oder aß in seinem Zimmer. Wenn wir uns begegneten, sah er mich fremd und zerstreut an und

fragte höflich: „Nun — wie geht es?" Auch er begann uninteressant zu werden.

In einer Nacht hörte ich wieder Marguſch unten im Park ſingen. Ich konnte nicht ſchlafen. Eine quälende Unruhe warf mich im Bette hin und her. So in der finſteren Stille nahm alles, was ich erlebt hatte, und alles, was kommen ſollte, eine wunderliche, feindſelige Bedeutung an. Das Leben ſchien mir dann ein gefährliches, riskiertes Unternehmen, das wenig Freude bereitet und doch ſchmerzhaft auf Freuden warten läßt.

Die Nacht atmete ſchwül durch das geöffnete Fenſter herein. Das Rai-rai-rah klang aus der Dunkelheit eintönig und beruhigt herüber, beruhigt, als wiederholte es beſtändig: „Es kommt ja doch nichts mehr."

Es wurde mir unerträglich, dem zuzuhören. Ich kleidete mich an und ſtieg zum Fenſter hinaus, um dem Geſange nachzugehen.

Die Nacht war ſchwarz. Einige welke Blätter raſchelten ſchon auf dem Wege. Wenn ich auf die grüne Kapſel einer Roßkaſtanie trat, gab es einen leiſen Knall. Plötzlich hörte ich Schritte hinter mir. Ich horchte, ſchlug mich zur Seite, drückte mich feſt an einen Baumſtamm. Der rote Punkt einer brennenden Zigarre näherte ſich. Eine dunkle Geſtalt ging an mir vorüber. Mein Vater war es. Er blieb ſtehen, führte die Zigarre an die Lippen. Im roten Schein ſah ich einen Augenblick die gerade Naſe. Ich hörte ihn leiſe etwas ſagen. Als er weiter ging, klang das eifrige Gemurmel noch zu mir herüber. Ich wartete eine Weile. Am liebſten wäre ich umgekehrt. Dieſer einſame Mann, der der Nacht ſeine Geheimniſſe erzählte, erſchien mir geſpenſtiſch. Es mußte furchtbar

sein, jetzt von ihm angeredet zu werden. Aber zu Hause in meinem Zimmer war ich allein. Das konnte ich jetzt nicht. Dort unten am Teich, bei dem großen, warmen Mädchen würde es sicherer und heimlicher sein. Ich schlich weiter.

Marguſch hockte an ihrem gewohnten Platz. Als ich mich zu ihr setzte, sagte sie: „Ach! Wieder der Jungherr!" „Ja, Marguſch. Du singst wieder?"

Sie seufzte. „Man muß schon", meinte sie.

„Ist deiner wieder fort?" fragte ich.

„Alle sind fort", erwiderte sie mit ihrer tiefen, klagenden Stimme.

„Sieh, Marguſch, deshalb müssen wir zusammen sein." „Ja, Jungherr, kommen Sie, was kann man machen?" Und wir drückten uns eng aneinander.

Ein später Mond stieg über den Parkbäumen auf. Mit ihm erhob sich ein Wind, der die Wolken zerriß und sie in dunklen, runden Schollen über den Himmel und den Mond hin trieb. Es war ein Gehen und Kommen von Licht und Schatten über dem Lande. Das Schilf und die Zweige rauschten leidenschaftlich auf. Ein Enterich erwachte im Röhricht und schalt laut und böse in die Nacht hinein.

„Muß man nach Hause gehen", beschloß Marguſch und blinzelte zum Monde auf.

„Schon?" „Ja, wenn sie alle hier unruhig werden", meinte sie.

„Weißt du, daß er auch hier unten ist?" flüsterte ich. Marguſch nickte: „Ja, ja — er is immer hier bei Nacht. Gehen Sie bei der großen Linde vorüber. Da geht er nicht. Ich komm' nach. Zusammen können wir nicht gehen."

Nachdenklich schritt ich den Teich entlang. Das starke Wehen um mich her, das bewegte Licht taten

mir wohl. Es war mir, als hätte mein Blut etwas von dem sicheren, festen Takte von Marguschs Blute angenommen. Ich glaubte zu spüren, wie es warm und stetig durch meine Adern floß, eine stille und sichere Quelle des Lebens.

Als ich scharf um die Ecke in die Lindenallee einbog, stutzte ich, denn ich stand dicht vor jemand, der unten auf den Wurzeln der großen Linde saß. Es war dort so finster, daß ich nichts deutlich unterscheiden konnte, dennoch wußte ich sofort, es sei mein Vater. Ich trat ein wenig zurück und blieb stehen. Ich wartete, daß er mich anrede. Die Gestalt lehnte mit dem Rücken gegen den Baumstamm, etwas zur Seite geneigt. Der Kopf war gesenkt. Schlief er? Nein, ich fühlte es in der Dunkelheit, wie er mich ansah. Ich mußte etwas sagen.

„Ich bin ein bißchen spazieren gegangen", begann ich beklommen: „Es war so schwül drinnen." Er antwortete nicht. „Ist dir vielleicht nicht wohl?" fuhr ich zaghaft fort: „Kann — ich für dich — etwas..."

Die Wolken waren am Monde vorübergezogen, etwas Licht sickerte durch die Zweige, fiel auf den gebeugten Kopf des Sitzenden, beleuchtete den Schnurrbart, die dunkle Linie der Lippen, die ein wenig schief verzogen, verhalten lächelten.

Macht er einen Scherz? Muß ich höflich mitlachen? — dachte ich. „Weil es so heiß war" — sagte ich stockend. Die Dunkelheit breitete sich wieder über die schweigende Gestalt. Ich lehnte mich gegen einen Baum. Die Knie zitterten mir. Ich muß zu ihm gehen, sagte ich mir, allein ich vermochte es nicht. In der leicht in sich zusammengefallenen Gestalt war etwas Fremdes, etwas Namenloses. Verlassen durfte ich ihn nicht, aber hier zu stehen war entsetzlich.

Marguſch bog um die Ecke. Als ſie dort jemand ſtehen ſah, zögerte ſie. „Marguſch," rief ich, „Marguſch, — ſieh — er — er — ſpricht nicht, ich weiß nicht..."

„Er ſchläft", meinte ſie. „Ach nein — ich — ich weiß nicht, ob er ſchläft."

Marguſch trat an ihn heran: „Gnädiger Herr" — hörte ich ſie ſagen, dann faßte ſie ihn an, richtete ihn auf, lehnte ihn mit dem Rücken an den Baumſtamm mit feſter, reſpektloſer Hand, wie man eine Sache aufrichtet. Etwas Blankes rollte über das Moos und klirrte auf einen Stein. Es war die kleine goldene Spritze.

„Er iſt tot", ſagte Marguſch. Sie trat wieder zu mir, ſeufzte und meinte: „Ach Gottchen! Der arme Herr, der hat nu auch nich mehr gewollt!"

Ich ſchwieg. Tot — ja, das war es, das hier ſo fremd bei mir geſtanden hatte.

„Leute muß man rufen", fuhr Marguſch fort. „So 'n Unglück. Sie wollen wohl nich allein bei ihm bleiben?"

„Doch!" ſtieß ich hervor: „Ich — ich bleibe. Geh nur!" Marguſch ging. Gierig lauſchte ich auf die Schritte, die ſich entfernten, erſt als ſie verklungen waren, wurde ich mir bewußt, mit dem Toten allein zu ſein. Das fahle Geſicht mit der hohen Stirn, die im Mondlicht matt glänzte, lächelte noch immer ſein verhaltenes, ſchiefes Lächeln, die Augen waren geſchloſſen, die langen Wimpern legten dunkle Schattenränder um die Lider. Aber wenn der Mond ſich verfinſterte, ſchien es mir, als bewegten ſich die Umriſſe der Geſtalt, ich fühlte wieder, daß er mich anſah. Ein unerträglich geſpanntes Warten und Aufhorchen wachte in mir, wie einem Feinde gegenüber.

Ich glitt an dem Baumstamm, an dem ich lehnte, nieder, hockte auf der Erde und bedeckte mein Gesicht mit den Händen. Das, was mir dort gegenübersaß, hatte nichts mit dem, den ich kannte, zu tun; es war etwas Tückisches, Drohendes, etwas, das das Grauen, welches über ihm lag, gegen mich ausnützte und darüber lachte. Ich weiß nicht, wie lange wir uns so gegenübersaßen, endlich hörte ich Stimmen. Leute mit Laternen kamen. Ich richtete mich auf, gab Befehle, war ruhig und gefaßt.

Ihn hatten sie drüben im Saal aufgebahrt. Die Zimmerflucht war voll hellen Morgensonnenscheines und feiertäglich still. Ich saß schon geraume Weile allein im Wohnzimmer und schaute zu, wie die Blätterschatten über das Parkett flirrten. Nebenan hörte ich zuweilen die Dienstboten flüstern. Sie vermieden es, durch das Zimmer zu gehen, in dem ich mich befand, und war es nicht zu vermeiden, dann gingen sie auf den Fußspitzen und wandten den Kopf rücksichtsvoll von mir ab. Sie wollten mich in meinem Schmerz nicht stören.

Dieser Schmerz, über den wachte ich die ganze Zeit. Er enttäuschte mich. Ich hatte seltsame, furchtbare Dinge erlebt, ich hatte also einen großen Schmerz. Ich glaubte, das müsse etwas Starkes sein, das uns niederwirft, uns mit schönen, klagenden Worten füllt, mit heißen, leidenschaftlichen Gefühlen. Gab es nicht Fälle, daß Leute, die so Furchtbares erlebten, nie mehr lachen konnten? Nun saß ich da und dachte an kleine, alltägliche Dinge. Wenn die Gedanken zu dem zurückkehrten, was sich ereignet hatte, dann war es wie ein körperliches Unbehagen, mich fror. Alles in mir schreckte vor den Bildern, die kamen, zurück, sträubte sich gegen sie. Wozu? All das war

nicht mein Leben. Ich brauchte das nicht zu erleben. Ich kann das fortschieben. Das gehört nicht zu mir. Und wieder führten die Gedanken mich zu den Vorgängen des Lebens zurück, zu der bevorstehenden Ankunft der Meinigen, zu dem Begräbnis und den Leuten, die kommen würden, den Pferden, die an die Wagen gespannt werden sollten, dem schwarzen Krepp, der aus der Stadt geholt wurde und den Konrad um meinen Ärmel nähen mußte. Ich wußte wohl, ich sollte zum Toten hinübergehen, das wurde von mir erwartet. Allein ich schob es hinaus. Es war hier in der sonnigen Stille so behaglich, so tröstend, hinauszuhorchen auf die heimatlichen, landwirtschaftlichen Geräusche, auf das Summen des Gartens. Ich wunderte mich darüber, daß ich nicht weinte. Wenn ein Vater stirbt, dann weint man, nicht wahr? Aber ich konnte nicht.

Der alte Hirte kam, um mir sein Beileid auszusprechen. Er faltete die Hände, sagte etwas von vaterloser Waise. Das rührte mich. Dann meinte er, nun würde ich wohl ihr neuer Herr sein, das freute mich, es machte mir das Herz ein wenig warm. Aber ich winkte traurig mit der Hand ab.

Der Pastor kam. Sein rotes Gesicht unter dem milchweißen Haar war bekümmert und verwirrt. Er klopfte mir auf die Schulter, sprach von harter Schickung, die Gott über meine jungen Jahre verhängt habe, und von Seinen unergründlichen Ratschlüssen: „Der Verstorbene war ein edler Mann", schloß er. „Wir irren alle. Die ewige Barmherzigkeit ist über unser aller Verständnis groß."

Nach ihm erschien der Doktor. Seine zu laute Stimme ging mir auf die Nerven. Er schüttelte mir bedeutungsvoll die Hand: „Ein großes Unglück,"

meinte er, „dieses Morphium, das läßt einen nicht los. Mit dem Herzen des Seligen war es nicht ganz in Ordnung. Ein Unglück geschieht bald.“ Er sprach unsicher und eilig, als wünschte er bald fortzukommen. Also er weiß es auch — dachte ich — und wir machen uns etwas vor. Aber das würde der Selige loben. Das würde er tenue nennen.

Als sie alle fort waren, beschloß ich, zu dem Toten hinüberzugehen. Es mußte sein. Ich hatte das Gefühl, als läge er dort nebenan und warte. Ich war noch nie mit einem Toten zusammengewesen, denn das — gestern nacht, war kein Erlebnis, es war ein böser Traum. Als ich in das Zimmer trat, wo er aufgebahrt lag, war meine erste Empfindung: Oh! Das ist nicht schrecklich!

Konrad war da. Er hatte noch an dem Anzug seines Herrn geordnet. Jetzt trat er zur Seite und stand andächtig mit gefalteten Händen da. Ich faltete auch die Hände, beugte den Kopf und stand wie im Gebete da. Als ich glaubte, dieses habe lang genug gedauert, richtete ich mich auf. Da lag der Tote, schmal und schwarz, in seinem Gesellschaftsanzuge, mitten unter Blumen. Das Gesicht war wachsgelb, die Züge messerscharf, sehr hochmütig und ruhig. Die feine, bläuliche Linie der Lippen war immer noch ein wenig schief verzogen, wie in einem verhaltenen Lächeln. Eine kühle Feierlichkeit lag über dem Ganzen. Und rund um die stille, schwarze Gestalt die bunten Farben der Spätsommerblumen; Georginenkränze wie aus weinrotem Samt, Gladiolen wie Bündel roter Flammen, große Spätrosen und Tuberosen, eine Fülle von Tuberosen, die das Gemach mit ihrem schweren, schwülen Duft erfüllten. Konrad schaute mich von der Seite an. Ob er sich darüber wunderte,

daß ich nicht weinte? Ich legte die Hand vor das Gesicht. Da ging er leise hinaus.

Nein, ich weinte nicht. Aber ich war erstaunt, daß der Tote so wenig schrecklich war, daß er ein festliches und friedliches Ansehen hatte. Ich konnte mich hinsetzen und ihn aufmerksam, fast neugierig betrachten, die schwere, kühle Ruhe, die ihn umgab, auf mich wirken lassen. Wie überlegen er dalag; geheimnisvoll wie im Leben, mit seinem verhaltenen, hochmütigen Lächeln: Man muß wissen, wenn das Haus fertig ist — klang es in mir. Jetzt verstand ich ihn. Das hat er gewollt. Aber Widerspruch und Widerwille gegen diese Lehre regte sich in mir, wie damals, als er die Lehren des alten Türken vorbrachte oder über gute Manieren sprach. O nein, das nicht! Nicht für mich! Alles, was in mir nach Leben dürstete, empörte sich gegen die geheimnisvolle Ruhe. Es war mir, als wollte der Tote mit seinem stillen Lächeln mich und das Leben ins Unrecht setzen. Er hatte das gewollt, aber ich — ich wollte das nicht, noch lange nicht. Ich brauchte nicht zu sterben, ich lehnte den Tod leidenschaftlich ab. Leiden, unglücklich sein — alles — nur nicht so kalt und schweigend daliegen! Ich erhob mich und verließ eilig das Zimmer, ohne mich umzuschauen.

Der Sonnenschein dünkte mich hier nebenan wärmer und gelber als dort drinnen. Ich ging an das Fenster, beugte mich weit hinaus, atmete den heißen, süßen Duft des Gartens ein. Große Trauermäntel und Admirale flatterten über dem Resedenbeet, träge, als seien ihre Flügel schwer von Farbe. Fern am Horizont pflügte ein Bauer auf dem Hügel, ein zierliches, schwarzes Figürchen gegen den leuchtendblauen Himmel. Töne und Stimmen kamen herüber.

Drüben hinter den Johannisbeerbüschen lachte jemand. Das Leben war wieder heiter und freundlich an der Arbeit; es umfing mich warm und weich und löste in mir alles, was mich drückte. Jetzt tat der stille, feierliche Mann dort nebenan mir leid, der all das nicht mehr haben sollte, der ausgeschlossen war. Ich mußte weinen.

Edse, der kleine Hilfsdiener, ging unten am Fenster vorüber. Er blickte scheu zu mir auf. Es war gut, daß er mich weinen sah, denn ein Sohn, der nicht um seinen Vater weinen kann, ist häßlich.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 104401978